

NATHE

Unter der
Tropensonne

9

9
Unter der
Tropensonne.

Eine Sammlung
der interessantesten Abenteuer,
Erlebnisse und Erzählungen.

Herausgegeben
von
Wilhelm Köhler.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.



Minden in Westfalen.
Druck und Verlag von Wilhelm Köhler.
1922.

Alpenvereinsbücherei
D. A. V., München

83419 2165

Inhalts-Verzeichnis.

Gorillajagden	5
Ein Tag aus dem Leben eines deutschen Kaufmanns in den Tropen	24
Die Orchideenjagd	29
Gegen Bahähä und Mafiti	33
Die Affenwege in den Urwäldern	40
Ein Weihnachtsabend in Deutsch-Ostafrika	43
Ostafrikanische Löwengeschichten	49
Von Tigern überfallen	56
Um einen Trunk Wasser	68
Tropenfieber	77
Aus dem Leben eines Urwaldpfarrers	79
In der Salpeterwüste	85
Rio de Janeiro	90
Siamesen	93
Die Cobra	98
Ein nächtlicher Raubzug in der Wüste	102
Indische Landbriefträger	105
Der Elefantenfriedhof	108
Ein Echo	115
Affar und Diamela	120
Ein Tag zwischen Südfseeinsulanern	130
Kismet	134
Beim Schürfen	147
Wie ich zu meinem Jaguarfell kam	157

Gorillajagden.

Afrikanische Abenteuer von E. Reichenow.
Mit 4 Original-Federzeichnungen von K. Näge.

In dem graublauen Tropenhimmel geht die Sonne zur Masse. Lange Schatten werfen die Baumriesen über die kleine Negerfarm, die weit abseits der großen Verkehrsstraße wie eine Lichtung mitten im dichten Urwalde liegt. Am Rande der Pflanzung arbeiten ein paar Weiber, eifrig beschäftigt, Erdnüsse aus dem Boden zu hacken.

Das laute Knacken eines Astes bringt an ihr Ohr, sie richten sich auf und blicken in die Höhe. In der Krone eines nahen Baumes, von der Art, die dem Weißen im tropischen Afrika unter dem Namen „Regenschirmbaum“ bekannt ist, gibt es ein heftiges Schwanken und Schütteln in dem starken Geäst mit den großen gefingerten Blättern. Keine Zeit bleibt den Weibern, über die Ursache der Bewegung nachzudenken; schon erschallt dicht neben ihnen im Gebüsch ein wildes Gebrüll, kurz und ruckweise — einmal — zweimal — dreimal —

„Der Ngi!“

Laut kreischen die Weiber auf, lassen alles stehen und liegen und rennen davon, ohne sich umzusehen; sie rennen in solcher Hast, daß das „Ebui“, die einem gestukten Pferdebeschwef ähnliche Zierde ihrer Rückseite, heftig auf- und niederhüpft.

Quer durch die Farm geht die Flucht und dann den schmalen Steig entlang, der nach dem wenige Minuten entfernten Dorfe führt.

Eine Gorilla-Gesellschaft hat sich auf ihrer Wanderung der Farm genähert. Der Herr des Urwaldes beabsichtigt, heute hier seine Abendmahlzeit einzunehmen und sein Nachtlager aufzuschlagen. In erprobter Weise hat er lästige Zuschauer durch seine mächtige Stimme in die Flucht gejagt.

Daß der Gorilla, von den Weizen schöner Negerinnen bestochen, gelegentlich auf den Frauenraub ausgeht, ist zwar nichts als eine alte Sage; und doch ist die eilige Flucht berechtigt, denn der mürri-sche Gefelle wird leicht angriffslustig, wenn er sich durch menschliche Gegenwart belästigt fühlt, und der Angegriffene kommt dann schwerlich mit dem Leben davon.

Als die Weiber die Pflanzung verlassen haben, teilen sich die Büsche, und hervortritt ein seltsames Ungeheuer. Knapp so hoch wie ein Mensch, aber doppelt so breit, der gewaltige, vorgebeugte Leib auf zwei lächerlich kurzen Beinen ruhend, der mächtige Kopf scheinbar ohne Halsansatz dem Rumpfe aufstehend, so torkelt er daher, indem die riesenlangen muskulösen Arme, die bis zum Boden reichen, den Füßen den größten Teil der Arbeit abnehmen.

Fast der ganze Leib ist gehüllt in einen zottigen, schwarzgrauen Pelz. Allein an Brust, Gesicht und Händen tritt die nackte, kohlschwarze Haut hervor. Merkwürdig gleichen diese Hände in ihrer Form einer riesigen Menschenhand, nur der Daumen ist verhältnismäßig kurz. Das Gesicht kann auf empfängliche Gemüter wohl einen grauerregenden Eindruck machen. Es liegt darin eine eigentümliche Mischung von Menschen- und Raubtierähnlichkeit.

Bedächtig nähert der Koloz sich einer hohen Bananenstaude, bricht sie mühelos um und beginnt den Stiel mit den langen Gezähnen, die einem alten Leoparden Ehre machen würden, abzuschälen, um darauf die weichen Blattstiele des Innern zu verzehren.

Hinter dem finsternen Gesellen ist seine Ehehälfte aus den Gebüsch getreten. Sie ist bedeutend kleiner als der Gatte, aber gleichfalls von stattlicher Breite. Auf ihrem Rücken thront der Familiensprößling, mit Händen und Füßen in den dichten Pelz der Mutter geklammert.

Als die Mutter sich ebenfalls eine Bananenstaude gepflückt hat, klettert der kleine Kerl eiligst von seinem Sitz herab, um sich an der Mahlzeit zu beteiligen. Er ragt erst einen halben Meter über den Boden und mag etwa drei Viertelfahre zählen, aber seine Haut ist schon bechschwarz, genau wie die der Alten.

In der Nähe stehen, voll von Erdnüssen, die schlanken Tragkörbe, die die Negerweiber auf ihrer Flucht zurückgelassen haben. Neugierig marschiert das Gorillakind darauf zu und reckt sich an einem der Körbe in die Höhe, um seinen Inhalt zu untersuchen. Im nächsten Augenblick kippt es mißsamt dem Korbe um, und die Erdnüsse kollern weit über den Boden hin. Zufrieden mit diesem Erfolge, macht der Kleine sich daran, eine der Nüsse aufzuknacken.

Noch mehr Gorillas kommen hier und dort in die Farm gelaufen und halten Umschau nach lohnendem Raube. Ab und zu blicken sie nach der Richtung des Dorfes, von der Trommellänge herübertönen; aber niemand kommt, um sie zu stören.

Anderer sitzen hoch oben in den Wipfeln der Schirmbäume und knicken die armdicken Äste, um die jungen Blattknospen und die süßen, getrockneten Feigen ähnlich sehenden Früchte zu verzehren.

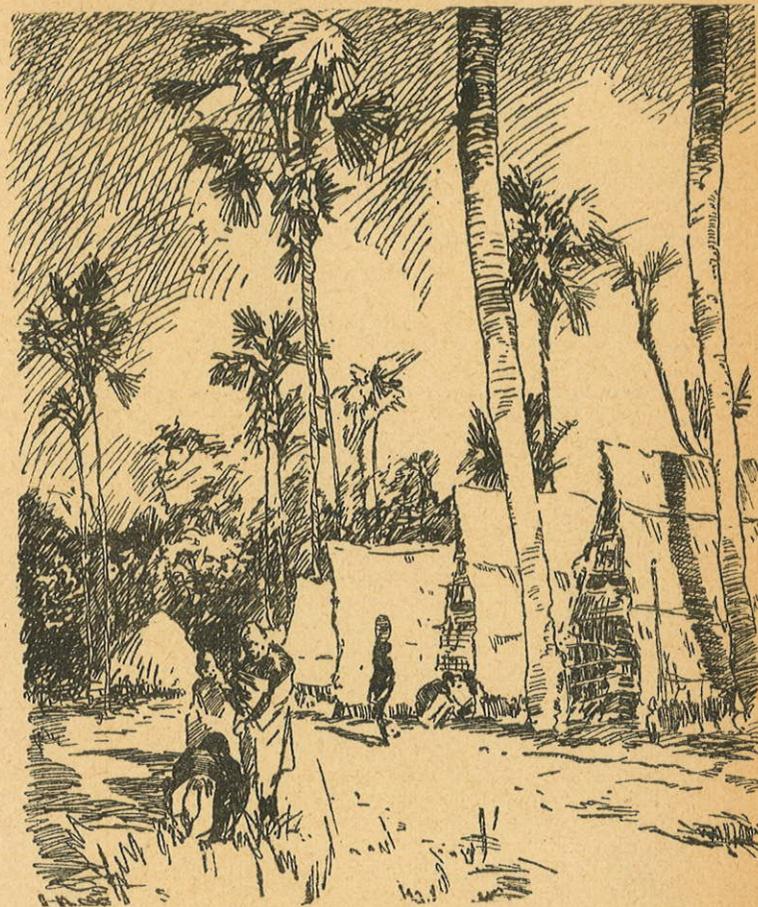
Als die Sonne hinter den Bäumen versinkt, klettern alle herab, die Farmbesucher verschwinden wieder im Gebüsch, und die ganze Gesellschaft versammelt sich an einer Stelle im dichten Unterholz, wo jeder einzelne sich mit wenigen geübten Griffen sein Bett für die Nacht bereitet.

Das kleine Dörfchen im Gebiete des Jebekolle-Stammes zählt kaum mehr als ein Duzend niedriger, langgestreckter Hütten, die in der bei allen Urwaldnegern üblichen Bauart in zwei Reihen nebeneinander stehen. Am Ende des freien Platzes zwischen den beiden Reihen steht quer eine etwas größere Hütte, das Palaverhaus.

Als die Weiber atemlos herbeigestürzt kommen, laut schreiend: „Der Ngi! Der Ngi ist in der Farm!“ — da wird es im Dorfe lebendig. Alle männlichen Bewohner laufen zusammen. Jeder hat schnell etwas ergriffen, was ihm als Waffe dienen kann. Einige

kommen mit Speeren daher; die meisten tragen lange Haumesser in der Hand. So machen sie sich schleunigst auf den Weg.

Im Palaverhause sitzt still und in sich versunken der fette Häuptling, Motabum — zu deutsch „Dickwanst“ geheißener, und träumt von



... Laut kreischen die Weiber auf, lassen alles stehen und liegen und rennen davon ...

vergangenen Zeiten. Hin und wieder tut er einen Zug aus der kurzen Pfeife oder einen Trunk aus dem Flaschenföhrbis zu seiner Rechten, der mit „Mimbo“ — Palmwein —, dem beliebtesten Nationalgetränk, gefüllt ist.

Wie der Gebieter den Lärm im Dorfe hört und von einem halbwüchsigem Knaben die Ursache erfährt, da blüht ein Gedanke in ihm auf.

„Schnell! Rufe die Männer zurück!“ sagt er zu dem Knaben.

Der Junge eilt zur Tür hinaus und nach der Stelle, wo neben dem Hause die Trommel aufgebaut ist, ein ausgehöhlter Baumstamm.

„Alle umkehren und zum Häuptling kommen!“ — lautet das Trommelzeichen, das er mehrmals wiederholt.

Als alle Männer im Palaverhause im Kreise um den Häuptling versammelt sind, läßt sich dieser von der jüngsten seiner Gemahlinnen eine frische Pfeife reichen, füllt sich mit einem kräftigen Zuge die Lungen und bläst den Rauch in dicker Wolke von sich. Dann reicht er die Pfeife dem Nächsten, der dem Beispiel des Häuptlings folgt und darauf das Kraut dem Nachbar gibt. Während so die Pfeife kreist, erhebt sich das würdige Dorfoberhaupt, um die Ansprache wirkungsvoller zu gestalten, und beginnt: „Ist es nicht viele, viele Monde her, daß wir zum letzten Male das Fleisch des Ngi gegessen haben? Wißt Ihr noch, wie das Fleisch des Ngi schmeckt? Schmeckt es nicht ganz genau so gut wie das Fleisch des Buschmanns, das der große Gouverneur schon unseren Vätern verboten hat zu essen? Und gibt es nicht dem Manne große Kraft, der davon ißt? — Nicht wahr?“

„Aha!“ gröhlt begeistert der Chor als Ausdruck der Zustimmung.

„Wollen wir nicht wieder mal das Fleisch des Ngi essen?“

Erneute Zustimmung.

Dem alten Häuptling fällt das Stehen sauer, denn sein linkes Bein ist bis zum Knie hinauf dick und unförmig angeschwollen — ob die Schuld daran die bösen „Filarin“-Würmer oder der gute Mimbo tragen, können wir nicht verraten. Er setzt sich daher wieder nieder und fährt fort: „Habe ich selbst nicht viele Ngi getödtet, als ich noch jung war? Jetzt aber haben wir schon lange kein Pulver mehr für unsere Buschgewehre! Wer kann mit dem Speer oder mit dem Hahnmesser dem Ngi zu Leibe gehen? Können wir also den Ngi töten?“

„Mo mo —“ ertönte das allgemeine Gemurmel der Verneinung.

„Der weiße Mann auf dem Berge Nkos am Nkongfluß, wo die Medizin gemacht wird für die Kranken, die viel schlafen und verrückte Worte reden, der hat mir gesagt: Rufe mich, wenn der Ngi in deinen Busch kommt, ich will ihn töten! Wollen wir den Weißen nicht schnell holen, ehe der Ngi morgen früh weiterwandert?“

„Aha!“ erscholl es in der Munde.

Zwei Beute werden bestimmt, sich nach dem Schlafkrankenlager zu begeben, das drei gute Wegstunden weit von dem Dorfe liegt.

Die Nacht ist inzwischen hereingebrochen. Die beiden bewaffnen sich mit den langen Hahnmessern, die dem Schwarzen als eine Art Universalinstrument dienen, und suchen einige Büschel langer, trockener Salme zusammen; dann entzünden sie eines der Bündel als Fackel und machen sich auf den Weg.

*

*

An diesem Abend saß ich wie gewöhnlich in dem verandaartigen, nach zwei Seiten offenen Mittelteil meines Wohnhauses im Schlafkrankenlager Nkoshöhe. Das Haus war ganz und gar nach Eingeborenenbauart errichtet, nur größer und lustiger als eine Negerhütte. Dach und Wände waren mit Matten bedeckt, die aus Palmblattfiedern zusammengefügt waren. Hölzerne Türen und Fensterladen stellten den europäischen Luxus dar.

Solche „Buschhäuser“, mit denen man sich im Innern des schwarzen Erdteiles meist behelfen muß, sind nicht gerade sehr hygienisch, da sie sich von Mücken und anderem Ungeziefer nicht freihalten lassen; das eine Angenehme haben sie jedoch, daß sie abends schnell austühten.

Als ich gegen halb neun Uhr mein Abendessen beendet hatte — der ewige Schoppantilopenbraten, wenn man nicht ab und zu als Abwechslung ein mageres Buschhuhn wählt —, da trat eine Negerin ein, um meinen Hausgenossen Adam zum letztenmal für heute mit Nahrung zu versorgen.

Adam — so hatte ich einen jungen Gorilla gekauft, den ich ein paar Monate vorher auf der Jagd erbeutet hatte. Damals zählte er nur wenige Tage und war ein jämmerlich hilfloses kleines Wesen, das seine Gliedmaßen noch nicht gebrauchen und weder sehen noch hören konnte. Den Gebrauch seiner Sinne mußte er ebenso wie ein kleines Menschenkind erst lernen. Doch ging es schnell damit; schon nach zwei Wochen fing er an, auf Geräusche den Kopf zu wenden und einem bewegten Gegenstande mit den Augen zu folgen.

Zur Zeit, da Adam in meinen Besitz gelangte, war er von ganz hellbrauner Körperfarbe, er wurde aber im Laufe der nächsten Wochen schnell zunehmend dunkler, genau wie auch ein neugeborenes Negerkind eine rosige Hautfarbe zeigt, dann aber täglich brauner wird, bis es die Schokoladenfarbe seiner Rasse angenommen hat.

Ich hatte anfangs wenig Hoffnung, das Gorillachen längere Zeit am Leben erhalten zu können, und doch mußte alles versucht werden; denn ein so junger Vertreter dieser Art der menschenähnlichsten Tiere war der Wissenschaft noch nicht bekannt, und es war daher von größter Wichtigkeit, seine weitere Entwicklung verfolgen zu können.

Da man zwischen dem Menschenblut und dem der Menschenaffen eine große chemische Verwandtschaft entdeckt hat, so vermutete ich, daß auch die Menschenmilch dem Gorilla den besten Ersatz für die Muttermilch bieten würde. Ich sah mich daher schleunigst nach einer schwarzen Amme für ihn um. Diese zu finden bot keine Schwierigkeit. Die Negerin zeigte keine Scheu, einem so menschenähnlichen Wesen die Brust zu reichen; habe ich doch sogar einmal ein Weib am Wege sitzen sehen, das an einer Brust sein Kind und an der anderen ein junges Hündchen säugte, dessen Mutter ein Leopard gefressen hatte!

Man kann wohl sagen, daß der Gorilla um so menschlicher erscheint, je jünger er ist. Bei Adam war in den ersten Lebenswochen die Menschenähnlichkeit besonders groß, da der ganze Körper nur spärliche Haare trug.

Während war es zu sehen, mit welcher kindlichen Liebe er an seiner „Stiefmutter“ hing. Er war traurig und suchte nach ihr, wenn sie nicht anwesend war. Als er kaum drei Vierteljahre zählte und schon munter laufen konnte, erkannte er sie sofort in einer großen Negerfchar und lief schreiend auf sie zu.

Als Adam an jenem Abend, dessen Ereignisse uns beschäftigen, gestillt und in sein Bett gebracht war, blieb mir noch eine Stunde bis zur gewohnten Schlafenszeit. Ich nahm Du Chaillus „Reisen und Abenteuer in Aequatorialafrika“ zur Hand und blätterte darin. Zu jener Zeit, da ich bemüht war, Beobachtungen über Leben und Gewohnheiten des sagenumspunnenen Gorilla zu sammeln, war dieses Werk des amerikanischen Forschungsreisenden für mich von besonderem Interesse, da er der erste und fast der einzige ist, der auf Grund eigener Erfahrungen — bereits vor sechzig Jahren — eingehende Beschreibungen der Lebensweise der merkwürdigsten aller Tiere gegeben hat.

Die Richtigkeit dieser Angaben ist — ich weiß nicht warum — später vielfach in Zweifel gezogen worden. Man hat Du Chaillus sehr unrecht getan, denn fast alles, was er als eigene Beobachtung verzeichnet, habe ich bestätigen können. Manches erklärt er sogar vorsichtig als Sage der Eingeborenen, was nichts destoweniger Tatsache ist.

Aus dem Werke Du Chaillus können wir auch Ausführliches über die Entdeckungsgeschichte des Gorillas erfahren. Dieser „Riesaffe“ ist der Wissenschaft noch gar nicht so lange bekannt. Der erste Schädel gelangte im Jahre 1846 in den Besitz eines amerikanischen Missionars in Gabun, der sich später auch noch Skeletteile verschaffen konnte.

Die amerikanischen Gelehrten, die dieses Material beschrieben, benannten das neugefundene Tier mit dem Namen Gorilla, in der Meinung, daß es sich um die gleichen Wesen handelte, die schon ein halbes Jahrtausend vor Christo der karthagische Seefahrer Hanno bei seinem Versuch einer Afrika-Umsegelung kennen gelernt hatte und die nach den alten Berichten diesen Namen trugen.

In den Berichten wird von Wilden gesprochen, die am ganzen Körper behaart waren. Die Männer flüchteten vor den Karthagern, indem sie mit größter Geschicklichkeit die Felsen erkletterten, von denen aus sie nach ihren Verfolgern mit Steinen warfen. Einige Weiber wurden ergriffen und getötet; ihre Häute wurden mit nach Karthago genommen und dort als Trophäe in einem Tempel aufgehängt, wo sie bis zur Einnahme Karthagos zu sehen waren.

Man kann Du Chaillu nur beipflichten, wenn er erklärt, daß es sich bei der Entdeckung Hannos sicher nicht um den Gorilla im heutigen Sinne gehandelt hat; nichts in dem alten Reiseberichte erinnert an die Gewohnheiten dieses Menschenaffen. Aber auch Schimpansen, wie Du Chaillu will, sind es meiner Meinung nach nicht gewesen: Das Felsenklettern und das Steinwerfen scheint mir mit viel mehr Wahrscheinlichkeit auf Paviane hinzudeuten.

Sicher ist jedenfalls, daß der Gorilla seinen Namen zu Unrecht trägt; der ihm eigentlich zukommende ist die Bezeichnung „Agi“, die

sich mit geringen lautlichen Abweichungen bei allen Negerstämmen findet, die diesen Menschenaffen kennen.

Ich wurde bei der Durchsicht des Reisewerkes unterbrochen. Mein „Kammermohr“ trat in die Halle, und hinter ihm tauchten undeutlich, am Rande des Lichtkreises meiner Petrosenlampe, zwei mit kurzem Lendenschurz bekleidete und mit Hammerschlägel bewehrte Wilde auf.

„Massa! Diese Leute sind gekommen!“ sagte der Junge und wies nach dem Hintergrund. Dann schwieg er, denn mit der dem Neger eigenen Redefaulheit liebte er es, sich jeden Satz einzeln durch Zwischenfragen herauszuholen zu lassen.

„Was sind das für Leute?“

„Der Häuptling Motabum schickt sie.“

„Was will der Häuptling?“

„Der Gorilla schläft diese Nacht in seiner Farm. Massa soll kommen und ihn schießen.“

Ich sprang auf. Eine freudige Ueberraschung! Endlich sollte es wieder mal eine Gorillajagd geben!

Wiederholt hatte ich die mir bekannten Häuptlinge des gorillareichen Gebietes aufgefordert, mich noch in der Nacht zu benachrichtigen, wenn eines Abends die Anwesenheit dieser Menschenaffen in ihrer Nähe beobachtet wurde. Durch die Aussicht auf das so hochgeschätzte Fleisch hatte ich sie für den Plan zu begeistern gesucht.

Dies ist der einzige Weg, auf dem man einige Hoffnung hat, mit den lichtshenen Urwaldbewohnern in Berührung zu kommen; denn der Gorilla führt, ebenso wie der Schimpanse, ein Wanderleben und niemals bringt er — wenigstens in der Nähe menschlicher Ansiedlungen — zwei Nächte hintereinander am gleichen Orte zu. Meist trifft eine Gesellschaft erst gegen Abend an der Stelle ein, an der sie zu übernachten gedenkt, und wandert zeitig am nächsten Morgen wieder davon. Doch ist das Wohngebiet eines Trupps begrenzt; auf seinen Streifereien pflegt er daher alle paar Wochen einmal wieder am gleichen Orte aufzutreten.

Da die weitere Umgebung meines Wohnsitzes eine große Anzahl von Gorillagesellschaften beherbergte, so hätte man meinen sollen, daß mir fast jeden Abend eine Jagdeinladung zugegangen wäre; tatsächlich aber vergingen immer Monate, bis es dazu kam, denn die ungeheure Trägheit läßt den Neger nur selten einen so schnellen Entschluß fassen, wie er in diesem Falle nötig ist.

Ich mußte also am kommenden Morgen um sechs Uhr bei Sonnenanfgang am Plage sein. Da galt es, zeitig aufzubrechen.

Zunächst erhielten die beiden Boten des Häuptlings einige Blätter Tabak — die beliebteste Gabe — in die Hand gedrückt und wurden hierauf im Dienershaue untergebracht. Dann wurde in aller Eile das für den Ausflug Nötige in einen Rucksack gepackt. Zum Schluß stellte ich meinen Becker auf zwei Uhr und händigte ihn dem Hausjungen ein — dann hieß es, schleunigst unter das Moskitonez kriechen, um noch ein paar Stunden ruhen zu können.

* * *

Kann habe ich, so scheint es mir, die Augen geschlossen, da werde ich durch Klopfen an der Thür geweckt.

„Was ist denn schon wieder los!“

„Maffa! die Uhr hat gerufen!“

Mit einem energischen Ruck springe ich aus dem Bett; dann werfe ich mich in das Jagdkostüm: grünes Hemd und Kniehosen. Während ich schnell etwas frühstücke, legt mir der Junge mit geübter Hand die Wickelgamaschen an. Dann trete ich aus dem Hause.

Es ist eine helle Vollmondnacht. Unten am Fuße des Hügelg glänzt hier und dort zwischen weiten Schilfwiesen das Wasser des Njong im Mondenlicht. Scharf zeichnen die schwarzen Schattenrisse der hohen Delpalmen, die verstreut in dem weiten Farmgelände stehen, sich gegen den lichten Himmel ab. Die ganze Romantik des dunklen Erdteils offenbart sich in der Stille solcher Nächte.

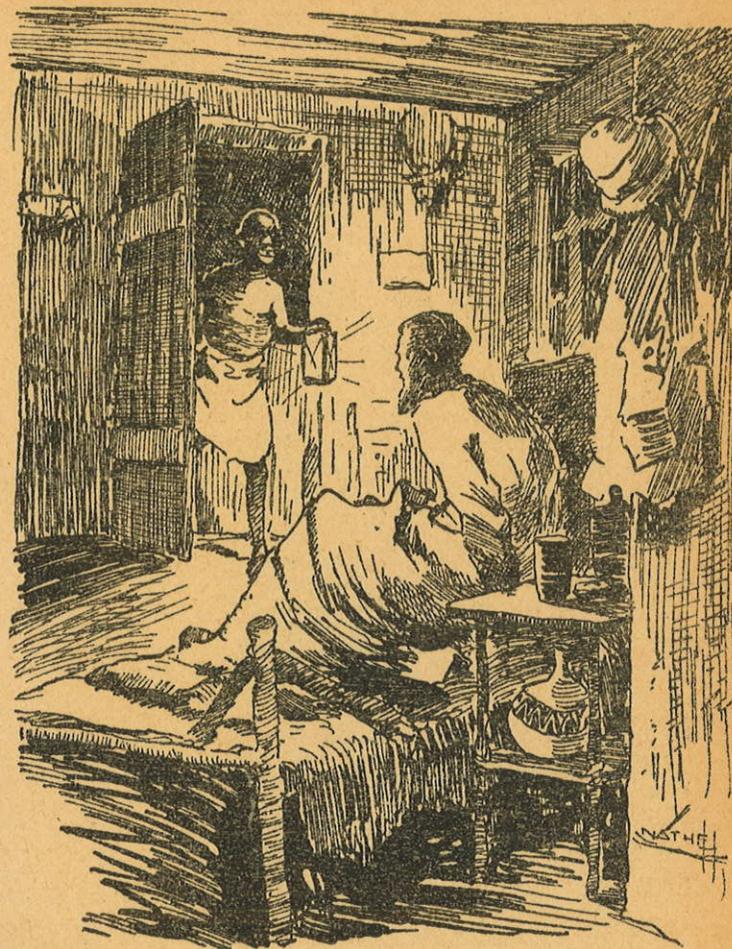
Aus dem Schatten des nahen Dienershauses lösen sich drei Gestalten los: Es sind die beiden Buschmänner und einer meiner Negerjungen.

Mit dem verächtlichen Namen Buschmann bezeichnen die von der Zivilisation beleckten Nahren, das sind die Diener, Soldaten und sonstigen Angestellten der Weißen, jeden Eingeborenen, der noch im reinen Naturzustand in seinem Dörfchen lebt.

Der Junge, der die beiden Häuptlingsboten herbeigeführt, heißt Bibi. Trotz seines selbst für einen Schwarzen ungewöhnlichen Appetits — worauf der Name, zu deutsch „Essen“, hindeutet — ist ein ziemlich mageres Birschen, dabei aber zähe und geschickt. Ich habe ihn mir zum Begleiter und Gehilfen bei meinen Ausflügen herangebildet. Bibi belädt sich mit Rucksack, Laterne und Jagdbüchse, und der Abmarsch kann erfolgen. Wie ich mich nach kaum hundert Schritten umwende, um zu sehen, ob ich meine Begleiter beisammen habe, hat es schon einem der beiden Buschmänner den Rucksack, dem zweiten Büchse und Laterne aufgepackt. In keinem Dinge entwickelt der Neger soviel Gewandtheit wie darin, die ihm zukommenden Arbeiten auf andere abzumwälzen.

Zunächst geht es auf der breiten Telephonstraße weiter. Da der Mond noch hoch am Himmel steht, können wir vorläufig auf das Laternenlicht verzichten. Wie leicht und mühelos marschiert es sich in der Stille der Nacht! Welch hoher Genuß ist solch eine Wanderung! Alle Sinne sind empfänglich für die Eindrücke dieser Wunderwelt. Welch ein Gegensatz zu den ermüdenden Tagesmärschen mit der endlosen Reihe von Gepäckstücken, die der Europäer auf Tropenreisen mit sich schleppt! Wie stumpfen da die erschlassende Sonnenhitze und der ständige Neger mit der Trägerkarawane den Reisenden gegen alle Schönheiten der Umgebung ab. Wer nie solche nächtlichen Wanderungen durch den Urwald unternommen, der hat Afrika nicht kennen gelernt, und mag er auch Jahrzehnte in den Tropen zugebracht haben. Niemals ist der Urwald völlig stumm. In das ununterbrochene eintönige Zirpen der Insekten, die zu Millionen die Büsche und den Blätterbelag des Bodens bevölkern, mischen sich von Zeit zu Zeit andere Laute: teils bekannte, wie der klagende Ruf des Baumschneiders, dieses altertümlichen, die höchsten Gipfel bewohnenden Hüftieres, eines letzten Vertreters längst ausgestorbener Formen, der heute seine nächsten Verwandten noch in den — Elefanten hat; —

teils sind es unbekante, seltsame Geräusche, unartifizierte Schreie oder auch melodische Klänge, wie Harfentöne. Fragt man die



... Mit einem energischen Ruck springe ich aus dem Bett ...

Schwarzen, so wissen sie für alles eine Erklärung; aber ihren Worten hört man die Dichtung an, auch sie kennen die Urheber aller dieser Laute nicht. Viel gewaltiger noch als am Tage scheinen die Baum-

riesen zu beiden Seiten des Weges in die Luft zu ragen. Zahllose Lichter blinken aus dem Gebüsch. Die Lämpchen der Glühkäfer leuchten hier viel heller als in nördlichen Breiten. Ganze Baumstämme, die am Boden modern, erstrahlen in phosphoreszierendem Glanze. Hin und wieder huscht mit dem ihr eigenen lautlosen Flügelschlage eine Eule über den Weg.

Nach anderthalbstündigem Marsche biegen wir von der Telephonstraße ab. Der schmale Buschpfad, den wir jetzt betreten, zwingt uns, in einer Reihe hintereinander zu gehen. Dicht über den Köpfen der Wandernden schlägt das Blättermeer zusammen, und undurchdringliche Finsternis umgibt uns.

Die Laterne wird angezündet, dann geht es weiter.

Einmal macht der Schwarze, der vor mir mit der Laterne schreitet, ein paar schnelle Sprünge. Ich sehe am Boden einen schmalen schwarzen Streifen quer über den Weg gezogen und folge dem Beispiel des Vordermannes. Wir haben die Straße eines Zuges von Wanderameisen gekreuzt. Der Zug hat zwar nur die Breite von wenigen Zentimetern, wo aber sein Weg über eine offene, ungeschützte Stelle führt, ist er von „Soldaten“ flankiert, die sich durch den Besitz einer mächtigen Kieferzange auszeichnen. Die Vorposten dieser Soldaten sind meterweit und mehr nach beiden Seiten vorgeschoben. Man muß daher schnell die Füße heben, um ihnen nicht Zeit zum Angriff zu lassen, denn sie können recht empfindlich beißen.

Aus dem Dickicht tönt es jetzt wie fernes Kreischen und Gelächter herüber, gerade als ob irgendwo eine lustige Gesellschaft beim Festmahl versammelt sei.

„Höre, Massa! Die Schimpansen reden im Busch!“ ruft mir der Junge zu.

Der Schimpansenherde, die dort für diese Nacht in den Bäumen ihre Nester gebaut hat, wird die zwölfstündige Nacht offenbar zum Schlafen zu lang; sie vertreiben sich die Zeit mit angeregter Unterhaltung, nicht ahnend, daß sie damit den todbringenden Schützen herbeilocken können. Heute aber bleiben sie unbelästigt — es geht auf wertvolleres Wild!

Wieder macht mein Vordermann einen plötzlichen Sprung, diesmal nach rückwärts. Er stößt einen halblauten Schrei aus, und große Aufregung bemächtigt sich meiner Begleiter: Im letzten Augenblick noch hat er eine Schlange bemerkt, auf die er um ein Haar getreten wäre. Die Schlange räumt das Feld, und wir ziehen weiter.

Trotzdem der Urwald außerordentlich reich an Schlangen ist, stört man bei Tage nur selten eines dieser gefürchteten Reptilien auf, nachts aber begegnet man ihnen häufig. Der Neger unterseheidet die giftigen Schlangen nicht von den harmlosen. Seine große Furcht vor den ersteren ist sehr berechtigt, denn manche Vipernarten sind höchst gefährliche Gegner. Ich habe Fälle gesehen, in denen auch die sofortige Behandlung der Wunde und Abbindung des giftigen Gliedes das Opfer nicht hat am Leben erhalten können. Der Europäer hat weniger zu fürchten. Da die Giftschlangen meist nur kleine

Tiere sind, können sie mit ihren Giftzähnen das starke Schwert und die Gamaschen nicht durchdringen.

Unser Weg mündet nach einem Weilschen in das Bett eines schmalen Baches ein. Diese natürlichen Pfade durch die Wildnis werden von den Schwarzen mit Vorliebe benutzt. Auf dem weichen Sandboden des Gewässers geht es sich sehr angenehm und erfrischend. Weniger entzückt ist von dem Wechsel der Weisze. Aber schon nach wenigen Minuten, wenn das Wasser in Schuhe und Gamaschen eingedrungen ist und sich am Körper erwärmt hat, empfindet man die Kälte nicht mehr. Die Wasserschicht unter der Fußsohle wirkt dann sogar als angenehme Federung beim Laufen. Nach einer halben Stunde führt der Weg wieder aufs Trockene, und jetzt lichtet sich der Busch. Wir durchschreiten eine kleine Siedelung — vier oder fünf Hütten —, die schon zum Reiche Notabums gehört. Meine Begleiter rufen die Leute an, die in den Hütten schlafen.

Kaum haben wir das Dörfschen hinter uns, da ertönt von dort her der taktmäßige Klang der Trommel — diese drahtlose Telegraphie oder richtiger Telephonie Zentralafrikas, die viel älter ist als unsere ganze Zivilisation. Gleich darauf erschallt vor uns — nicht mehr allzufern — die Antwort: unsere Ankunft ist gemeldet. Bald öffnet das Dickicht sich von neuem; wir sind am Ziel. Ich sehe nach der Uhr: halb sechs. Gleich muß die Dämmerung beginnen.

Wie ich ins Dorf trete, kommt mir schon mein Freund Notabum entgegenhumpelt. Grinsend streckt er mir die Hand entgegen. Er hofft, daß mein Kommen für ihn einen Festtag bedeutet — möge er nicht enttäuscht werden. Der Häuptling hält mir eine längere Rede, von der ich nur wenig verstehe. Bibi wiederholt sie mir auf Negerenglisch. Er zeigt auf einen alten Mann und berichtet, dieser habe die ganze Nacht Medizin gemacht, damit die Jagd glücke. Auch habe er einem Gorilla, der ihm gehorham sei, befohlen, die Gesellschaft an Ort und Stelle festzuhalten, bis ich käme. Notabum ist daher sehr zuversichtlich in betreff des Jagderfolges.

„Hoffentlich schieße ich dem Medizinmann nicht gerade seinen Gorilla tot,“ werfe ich ein.

Ausgeschlossen — meint Bibi — dieser Gorilla sei kugelfest.

Zum Schluß weist Notabum auf eine Anzahl Männer hin, die er für mich als Jagdbegleiter ausgewählt hat. Es sind die besten Jäger seines Volks, kräftige, mit Speeren bewaffnete Gestalten, die der Bedeutung des Augenblicks entsprechend kriegerische Gesichter schneiden. So viele Leute kann ich nicht brauchen. Wenn man dem Gorilla mit großer Streitmacht auf den Pelz rückt, so fürchtet er die Uebermacht und weicht der Begegnung aus. Ich will daher nur einen einzigen Mann haben, der in der Umgegend gut Bescheid weiß. Als mir dieser bezeichnet wird, weigert er sich, ganz allein mitzugehen. Ich muß mich bereit erklären, wenigstens noch einen zweiten am Jagdzuge teilnehmen zu lassen. So sind wir also mit Bibi, der meinen Rucksack trägt, zu viert. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich lasse mir die Mauerbüchse reichen und lade sie mit dem Lochmantelgeschöß: eine Patrone in den Lauf, vier ins Magazin. Dann

lege ich den Sicherungshebel herum. Ein paar Patronenstreifen wandern in die Hosentaschen, — und nun kann es losgehen.

Wir können uns nicht auf dem bequemen Wege durch die Farm an die Gorillas heranmachen; das würde sie vergrämen. Um von der entgegengesetzten Seite zu kommen, müssen wir uns in großem Bogen durch das Dickicht hindurcharbeiten. Zunächst wandern wir ein paar Minuten auf einem schmalen Buschpfade entlang, dann geht es in das pfadlose Gestrüpp hinein.

Die Einförmigkeit des Baumbestandes, der sich hier ganz aus den sogenannten „Regenschirmbäumen“ zusammensetzt, weist darauf hin, daß wir uns im „Sekundärwald“ befinden. Auf altem verlassenen Farmgelände wächst der Urwald nicht gleich in seiner ursprünglichen Zusammensetzung wieder nach; zunächst überwuchern gewöhnlich die Regenschirmbäume wegen ihres schnellen Wachstums alles andere, und erst nach Jahrzehnten beginnen andere Baumarten, sich einen Platz zu erobern. Die Menschenaffen haben für diesen Sekundärwald eine besondere Vorliebe, da er ihnen besonders reichliche Nahrung bietet; und da diese Waldform naturgemäß vor allem in stark bewohnten Gebieten entwickelt ist, so erklärt es sich, warum man die Menschenaffen so häufig in der Nähe menschlicher Behausungen antrifft. Für den Jäger hat der Sekundärwald die unangenehme Eigenschaft, daß in ihm das Unterholz viel dichter und viel versetzter ist als im eigentlichen Urwalde. Sich hier in der Nacht beim ungewissen Laternenschein hindurchzuarbeiten, ist keine kleine Arbeit. In der Morgentäule sind Blätter und Zweige triefend naß vom Tau, so daß ich schon nach wenigen Schritten keinen trockenen Faden mehr am Leibe habe.

Nach kurzem Vorwärtbringen müssen wir auch die Laterne auslösen, da ihr Schein uns zu früh verraten könnte. Hoch oben in den Baumkronen heben sich schon die großen geflügelten Blätter deutlich gegen den grauen Morgenhimmel ab, aber bis zum Boden dringt noch kein Lichtstrahl herunter. Nur auf das Taftgefühl angewiesen, wundert man sich, daß man überhaupt noch vorwärts kommt.

Endlich wird es vor uns heller. Wir treten in eine Farm, die erst seit zwei, drei Jahren verlassen ist. Hier gibt es noch keinen hohen Baumbestand; dafür ragt dichtes „Elefantengras“ vier bis fünf Meter hoch in die Luft, und zwischen den Grassängeln ist das Gestrüpp genau so dicht wie im Walde. Der Blick reicht in diesem Gewirr nicht zwei Meter weit; treffen wir hier auf die Gorillas, dann wird es nichts mit der Jagd!

Jetzt stoßen wir auf eine Spur. Weggeworfene Fruchtstalen, faulgroße Ballen ausgekauter Pflanzensafeln lassen keinen Zweifel, wer der Urheber ist. Hier sind die Gesuchten vorbeigekommen. Auf den großen Blättern ungeknäuter Zweige liegt noch in Perlen der Tau. Ein Beweis, daß die Spuren von gestern sind. Wären sie von heute, dann wären die Taupropfen ausgewischt.

Lautlos folgen wir der Fährte.

Wie lebendig treten in die Erinnerung die Indianerschmücker und Erzählungen von Jagdabenturern, die einst den Sinn des Knaben so

gefesselt haben! Die romantischen Träume der Kindheit sind hier zur Wahrheit geworden!

Wir kreuzen einen kleinen Wasserlauf. In dem moorigen Boden haben die Spuren der Affen sich in schönster Deutlichkeit abgedrückt. Die Fußspur ähnelt an Form und Größe der des Menschen, hat aber die Besonderheit, daß nur der Hacken und der Innenrand des Fußes bis zur großen Zehe scharf abgedrückt ist, während der Außenrand und die übrigen Zehen unendlich verstreichen. Diese Verlegung des Schwerpunktes auf den Innenrand des Fußes, die noch ausgesprochener beim Schimpanzen ist, hängt natürlich mit der Ausbildung der hinteren Gliedmaßen als Greiffüße zusammen. Viel mehr als die Fußabdrücke fallen die der Fingerrücken in die Augen. Wenn man die Breite der vier muldenförmigen Eindrücke nebeneinander betrachtet, dann bekommt man unwillkürlich Achtung vor dieser Handschuhnummer!

Hinter dem Wasser geht es wieder in den Wald. Es ist inzwischen ganz hell geworden.

Jetzt müssen wir auch das geringste Geräusch vermeiden, denn wir sind ganz dicht an der Stelle, an der die Gorillas gestern gefehen worden sind. Die Masse des Bodens kommt uns zuhatten; feuchte Blätter rascheln nicht und wasserdurchtränkte Aststücke brechen nicht leicht unter dem Fußtritt.

Man sollte meinen, auf der Fährte des Gorilla müßte es dem Menschen ein Leichtes sein, durch den Busch zu folgen. Aber man darf sich nicht vorstellen, daß diese Tiere durch das Unterholz eine breite Bresche legen. Mit ihren vier Greifwerkzeugen biegen sie das Gezweig auseinander; nur wenige Hindernisse räumen sie aus dem Wege. Den Mohren freilich macht es mit ihrer nackten eingedöckten Haut nur wenig Schwierigkeit, sich durchzuwinden; aber der dem Naturzustande entfremdete Europäer mit seinen Kleidern und Stiefeln muß manchen Schweißtropfen vergießen. An meinem Hemd und meiner Hose halt jeder Doorn sich fest, und wenn es mir gelingt, den hochgehobenen Fuß über einen querstehenden Ast zu schieben, dann bleibe ich unfehlbar noch mit dem Hacken sitzen.

Knack — da wird in der Nähe ein starker Ast umgebrochen: die Gesuchten sind also schon beim Frühstück! Gleich darauf tönt auch das eigentümliche Glucksen herüber, das der Gorilla bei der Mahlzeit ab und zu mit den Lippen vollführt: „Bag, bag, bag, bag!“ — ähnlich klingt es wie das Ausgießen einer Wasserfontäne.

Vier Augenpaare suchen, nach allen Seiten spähend, das dicke Blätterwerk zu durchdringen. Ganz langsam schleichen wir weiter.

Da, plötzlich — ein lautes Gebrüll, kurz abgebrochen, martialischer. Der Gegner hat uns erspäht!

Du Chaillu vergleicht das Gebrüll mit dem Rollen des Donners. Ich finde, man macht sich eher eine Vorstellung davon, wenn man sich einen recht bellenden, hohlen Husten unendlich verstärkt denkt. Jedenfalls klingt es schrecklich, und als ich es das erstmal unvernutet aus nächster Nähe vernahm, fuhr es mir bis in die Knochen. Später habe ich mich daran gewöhnt; aber wie es jetzt an mein Ohr dringt, während ich gerade an sechs Stellen zugleich rettungslos verankert bin und dazu noch die Wächte irgendwo hinten festhält, so daß

ich sie nicht vor mich bringen kann — da ist mir doch nicht wohl zumute. Aber das Gebrüll ist zunächst nur eine Drohung. „Ich warne Neugierige!“ soll es bedeuten.

Ich mache mich frei, und mit schußbereiter Waffe geht es vorsichtig vorwärts, weniger mühsam, da wir, einmal entdeckt, nicht mehr jedes Geräusch ängstlich zu vermeiden brauchen.

Die Spannung ist auf den Höhepunkt gestiegen. Jetzt muß es sich entscheiden, ob der Gegner sich zum Kampfe stellen wird. Tut er es nicht, dann ist keine Aussicht, einen Schuß anzubringen, denn durch das Blattgewirr sieht man nur wenige Schritte weit.

Auf kein anderes afrikanisches Großwild bietet die Jagd so aufregende Reize; man ist sich dessen bewußt, es mit einem überlegten handelnden Gegner zu tun zu haben. Vor dem annehmenden Büffel oder Elefanten kann ein geschickter Seitensprung den Jäger in Sicherheit bringen — den Gorilla muß man sich mit der Büchse vom Leibe halten.

Blötzlich erschallt das Gebrüll von neuem in unmittelbarer Nachbarschaft. In den Büschen neben mir gibt es ein heftiges Schwanken, ein Knacken und ein Geräusch . . .

Schleunigst machen wir Front; ich die Büchse im Anschlag, die beiden Wilden mir zur Seite mit hochgehobenem Arme, die Speere stoßbereit: zweifellos ein eindrucksvolles Gruppenbild.

Aber niemand kommt —

Rings um uns her in den Büschen wird es lebendig, man hört die großen Kerle durch das Gestrüpp poltern und von Zeit zu Zeit ihr warnendes oder ärgerliches Gebrüll ausstoßen. Offenbar ziehen sich, wie gewöhnlich, die Weiber mit den Jungen zurück, während die Männer die Angreifer beobachten.

Ich beuge mich ganz tief hinunter, da man dicht über dem Boden noch am weitesten durch das Unterholz sieht. Da bemerkte ich die Tiere denn auch als große Schatten, deutlich, wenn sie sich bewegen, ganz undeutlich, wenn sie stillstehen. Ihr dunkelgrauer Pelz ist die beste Anpassung an den tiefen Urwaldschatten, die man sich denken kann.

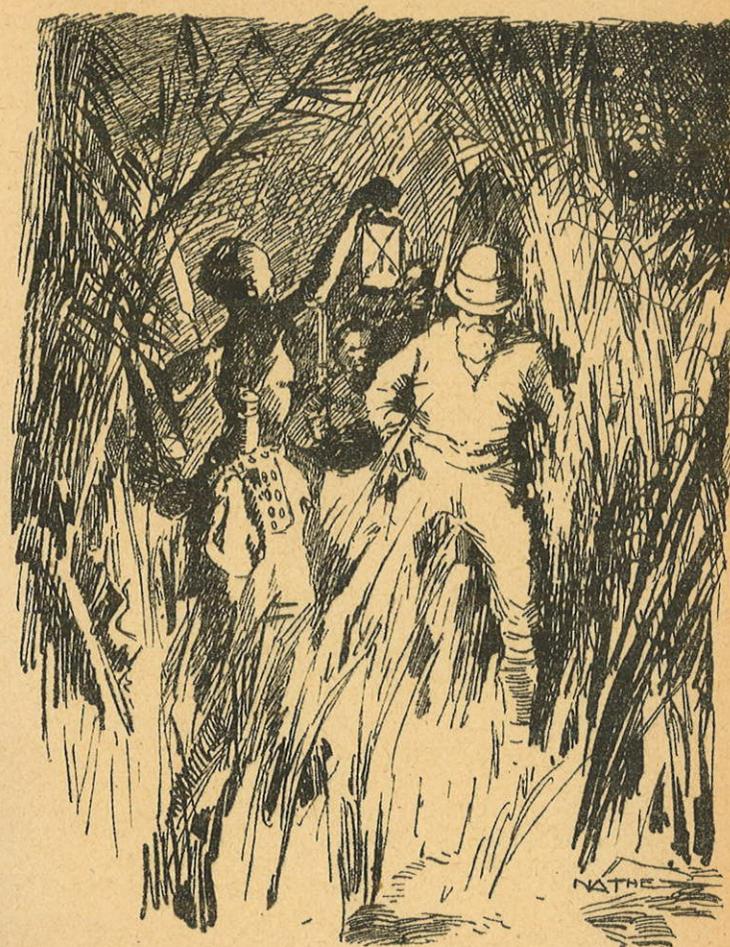
Ein paar Minuten sitzen sie still und fressen, dann laufen sie mit einer Behendigkeit, die man den plumpen Gesellen mit ihren kurzen Füßen nicht zugeτραut hätte, ein Stück zur Seite und setzen sich dort wieder zum Fraße nieder. Augenscheinlich bezweckt dieses Hin- und Herlaufen, uns aus verschiedenen Gesichtswinkeln zu betrachten, um sich über unsere Anzahl zu vergewissern.

Unser stilles Verhalten und unsere geringe Zahl scheint ihnen Mut zu stärken, denn in ihrem Zickzackkurs kommen sie uns immer näher.

Der kleine Bidi, der sich dicht an meiner Seite hält, bekommt es mit der Angst zu tun. „Massa, sieh!“ zeigte er fortwährend, und: „Schieß ihn! Schieß ihn!“ flüchelte er.

Dieses Drängen des Jungen fällt mir mehr auf die Nerven als die Nähe der gefährlichen Miesen. Ich darf mich nicht zu voreiligem Feuern hinreißen lassen, denn einen Schuß habe ich nur. Geht die Kugel vorbei, dann ist im Augenblick der ganze Spuk verschwunden!

schieße ich den Gorilla krank, so ist er bei der kurzen Entfernung vielleicht heran, ehe ich Zeit habe, die Büchse zu repetieren. Schon



. . . Die Laterne wird angezündet, dann geht es weiter . . .

kann ich wiederholt das Abreißen von Blättern zur Mahlzeit beobachten und sehen, wie einer der Kerle wütend mit den langen Armen auf die Büsche schlägt oder heftig den Stamm eines kleinen Baumes

schüttelt. Auch dumpfe, trommelartige Geräusche dringen herüber. Angeblich kommen diese dadurch zustande, daß der gereizte Gorilla sich mit den Fäusten gegen die Brust schlägt; leider habe ich diesen Vorgang nie mit Sicherheit erkennen können.

Endlich setzt sich einer der Gefellen auf etwa fünfzehn Schritte gerade so vor mich hin, daß ich seinen großen unförmigen Kopf deutlich durch das Blätterwerk erkenne. Mit finsternem Blicke starrt er mich an.

Schnell nehme ich ihn aufs Korn. Vom Rumpf ist nichts zu sehen; ich zielse gut handbreit unter das Kinn und drücke ab.

Ein dumpfer, gurgelnder Ton . . . von allen Seiten lautes Brüllen, Knacken, Knatschen . . . die schnell repetierte Wäsche schrillbereit, die Speere erhoben — aber kein Angreifer läßt sich blicken.

Das Röcheln hat angezeigt, daß der Schuß in der Lunge sitzt. Zu sehen ist von dem Tiere nichts mehr.

Ich habe noch bemerkt, daß ein anderer Gorilla auf den Getroffenen zugelauert ist und dann schleunigst kehrt gemacht hat. Jetzt ist alles still.

Meine beiden Jagdgefährten fangen an zu rufen, und nach zwei, drei Minuten schon sind ein paar mit Hämmern versehene Wöhren zur Stelle, die irgendwo in Aufweite den Ausgang des Abenteurers abgewartet haben. Um uns dem geschossenen Tiere vorsichtig nähern zu können, empfiehlt es sich, einen Freischlag durch das Unterholz zu legen. Auf den ersten Hieb mit dem Hämmer erschallt wieder Gebrüll und Geraschel im Busch, auf den zweiten noch einmal, dann bleibt es ruhig. Auch der letzte noch zurückgebliebene Gorilla ist jetzt offenbar der Gesellschaft gefolgt.

Indem zwei Leute eine breite Gasse durch die Büsche schlagen und ich schußbereit zwischen ihnen schreite, nähern wir uns der Stelle, wo der Gorilla gefressen hat. Da sehen wir ein paar Meter von dem Platze entfernt einen großen zottigen Klumpen am Boden liegen. Mit Mühe halte ich meine beiden Kampfgenossen davon zurück, daß sie ihre Speere nach dem Tiere schleudern und dadurch das wertvolle Fell verderben. Ich bedeute sie, den Gorilla mit dem Ende des Schaftes anzustößen, indes ich ihn noch einmal aufs Korn nehme. Er rührt sich nicht mehr.

Jetzt können wir herantreten. Er liegt auf dem Gesicht, wir drehen ihn herum. Ein famoser Kerl! Ein ausgewachsener, noch jugendlicher Mann, ausgestreckt etwa 165 Zentimeter lang.

Nachdem die Spannung gewichen, die alle Sinne auf ein Ziel vereinigt gehalten, merke ich jetzt an der Reaktion, in welche Erregung das Jagdabenteuer die Nerven versetzt hat. Ich habe einen regelrechten „Tatterich.“ Die Glaskästchen, die ich dem Rucksack entnehme, um Präparate für die spätere mikroskopische Blutuntersuchung herzustellen, zittern mir in der Hand.

Die Schwarzen wollen dem Tiere Arme und Beine zusammenbinden und es an einer Stange hängend ins Dorf schleppen. Da durch das Zusammenschnüren das Fell leiden kann, veranlasse ich sie, eine Tragbahre herzustellen. Eine solche verstehen die Neger schnell und geschickt aus den an Ort und Stelle vorhandenen Nesten und

Lianen zu berefertigen. Während sie daran arbeiten, durchstreife ich das Gebüsch, um die von den Gorillas zurückgelassenen Spuren zu betrachten. Etwa hundert Schritte weiter stoße ich auf die Schlaf-



. . . „Schieß ihn! Schieß ihn!“ flüsterete er . . .

stelle der vergangenen Nacht. Die Gewohnheit, die Lagerstätte am Boden herzurichten, beweist, daß der Gorilla keinen nächtlichen Angreifer zu fürchten hat, auch den Leoparden nicht. Löwen gibt es nicht im Urwalde. Deutlich kommt durch diese Gepflogenheit auch zum

Ausdruck, daß die größten Menschenaffen ausgesprochene Bodenbewohner sind, wie der Mensch selbst. Auf die Bäume steigt der Gorilla nur bei der Nahrungssuche; naht eine Gefahr, so klettert er stets am gleichen Stamme wieder herab. Er ist nicht befähigt, sich wie der Schimpanse, der gewandte Akrobat, hoch in den Lüften von Baum zu Baum zu schwingen. Eine Folge der Entwöhnung vom Leben in den Bäumen ist die kurze Form des Fußes und der Hand. Von allen Affenarten hat allein der Gorilla diese Eigentümlichkeit mit dem Menschen gemeinsam. Bei dem Reichtum des Unterholzes an dornigem Gestrüpp fällt es auf, mit welchem sicheren Blick die Affen sich für den Nestbau solche Stellen auswählen, die keinen einzigen stacheligen Strauch enthalten. Hier knicken sie die in einem Kreise von etwa zwei Metern Durchmesser stehenden Pflanzen nach der Mitte zu um und verflechten sie dertierig miteinander, daß ein milbenförmiges Nest entsteht.

Ich zählte dreizehn solcher Nester, die aber nicht regellos nebeneinander liegen, sondern in Gruppen zu zwei, drei oder vier angeordnet sind. Die einzelnen Gruppen sind durch breite Streifen Gebüsch voneinander geschieden. Es ist offenbar, daß innerhalb der Gesellschaft eine deutliche Trennung in Familien besteht. Noch mehr verraten uns diese Nester. Enthält eine Gruppe mehr als zwei, dann sind die übrigen bedeutend kleiner, gehören also der halberwachsenen Jugend an. Daraus folgt, daß der Gorilla in Monogamie lebt. Der Neger könnte sich an ihm ein Beispiel nehmen! Nicht alle Nester befinden sich unmittelbar am Boden. Fast in jedem Familienkreise macht eines eine Ausnahme. Es ist etwa in Meterhöhe auf einem starkästigen Strauche angelegt, indem die Nester teils auseinandergebogen, teils nach der Mitte zu umgebogen und verflochten sind. Diese Bauart ergibt ein weiches, federndes Lager; es liegt sich darauf, wie auf einer Springsfedermatratze. Auch bei früheren Gelegenheiten habe ich immer nur ein Nest, niemals zwei, in dieser Weise hergerichtet gefunden, so daß ohne Zweifel nur eines der Geschlechter diese Anlage ausführt. Die Mohren behaupten mit Bestimmtheit, der Mann schlafe in dem bequemen Bette. Ich glaube aber, sie schließen hier nur von sich selbst auf den Gorilla zurück und meinen, bei diesem Waldmenschen müsse das Weib die gleiche untergeordnete Stellung einnehmen wie bei ihnen. Gegen die Richtigkeit ihrer Meinung spricht, daß ich die einsamen Lagerstätten der alten Einzeltiere, auf die ich oftmals bei meinen Buschstreifereien gestoßen bin, niemals in dieser Weise errichtet gefunden habe. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß weibliche Tiere, die Sänglinge haben, sich ihr Lager in der geschilderten Weise bauen. Auf dieser weichen Unterlage können sie das sehr wärmebedürftige Junge gut mit ihrem Körper bedecken, ohne daß es Gefahr läuft, von ihnen im Schlafe erdrückt zu werden. Es ist seltsam, daß Du Chaillu trotz seiner zahlreichen Gorillabebachtungen niemals die nestartigen Lagerstätten gesehen hat. Er berichtet von Angaben der Schwarzen, daß der Gorilla sich ein Haus baue und auf dem Dache desselben schlafe, und er verweist auch diese Erzählung ins Reich der Fabel. Hier haben wir ein typisches Beispiel, wie die Wahrheit aussieht, die den phantastischen

Schilderungen der Schwarzen entspricht; denn wer die vorerwähnten Strauchnester sieht, kann nicht im Zweifel sein, daß der Eingeborene diese Gebilde bei seiner Beschreibung im Auge gehabt hat. Muß der Neger im Freien übernachten, so macht er sich ein primitives Schutzdach gegen einen etwaigen Regenguß zurecht und kriecht darunter. Er legt mehr Wert auf einen Schutz gegen die Nässe als auf eine weiche Unterlage, daher fällt ihm natürlich am meisten auf, daß der Gorilla es umgekehrt macht.

Inzwischen ist die Tragbahre fertiggestellt und die Beute darauf gelegt. Vier Mann heben die Last auf, und mit Gesang geht es dem nahen Dorfe zu. Der Text dieser Gesänge wird immer schnell improvisiert. Diesmal lautet er etwa folgendermaßen: „Der Weiße hat einen Igi geschossen! Der Weiße nimmt die Haut und die Knochen, und wir bekommen das Fleisch!“

Im Dorfe ist alles auf den Beinen. Die Weiber, und besonders die Kinder, die noch keinen Gorilla aus nächster Nähe haben betrachten können, drängen sich herzu, um das Ungeheuer anzustarren. Motabum ist glücklich in Erwartung des geschätzten Festbratens. Er läßt mir als Stärkung einige Bananen und einen Flaschenkürbis voll Mimbo bringen. Von dem Mimbo nimmt er, ehe er ihn mir reicht, nach Negerfittiche einen kräftigen Schluck, um darzutun, daß das Getränk nicht vergiftet ist. Mit etwas Brot und Fleisch aus dem Rucksack vervollständige ich das Frühstück, das ich dem bereits knurrenden Magen in Eile anbiete. Dann geht es an die Arbeit.

Der Gorilla wird photographiert, einige Maße genommen, darauf beginnt das mühevollen Abbalgen. Die Schnitte in die Haut werden nicht wie bei anderen Tieren auf der Bauchseite, sondern auf dem Rücken gelegt, damit, falls das Tier später ausgestopft werden soll, auf der nackten Brust keine störenden Nähte sichtbar sind.

Inzwischen treffen noch mein Hausjunge und ein Heilgehilfe ein, die mir bei Morgengrauen gefolgt sind. Sie beteiligen sich an dem mühsamen Werke.

Nachdem das Fell abgezogen ist, gehen wir daran, die Organe herauszupräparieren und das Fleisch von den Knochen zu lösen. Einige Organe werden beiseite gelegt, um später zu Hause konserviert zu werden. Ich untersuche den Darminhalt. Wie gewöhnlich finde ich den Darm vollgepfropft mit großen Massen von Blattresten, untermischt mit den Kernen verschiedener Früchte. Niemals habe ich Spuren gefunden, die auf Fleischnahrung schließen lassen.

Fortwährend muß man bei der Arbeit scharf achtgeben, daß nicht einer der hilfsbereit sich betätigenden Dorfbewohner ein paar Knochen auf die Seite bringt, um sich davon eine Suppe zu kochen.

Es ist schon spät am Nachmittag, als die Arbeit beendet und Fell, Skelet und Organe zusammengepackt sind. Es ist höchste Zeit zum Rückmarsch.

Aber vorher kommt noch die sehnsüchtig erwartete Fleischverteilung. Einen gewaltigen Haufen hat dieser muskulöse Kerl geliefert. Der Häuptling erhält den Löwenanteil. Auch die Jagdteilnehmer werden

mit besonders guten Stücken bedacht. — Ich muß bei der Verteilung an die Raubtierfütterung im „Zoo“ denken.

Nicht alle Neger lieben das Fleisch der Menschenaffen. Als ich dem Heilgehilfen, einem Jaundemann, einen Anteil reichen will, weist er ihn entrüstet zurück. Auf meine Frage nach dem Grunde erklärt er: „No bo man?“

Tatsächlich sehen die Neger in dem Gorilla nicht ein Tier, sondern eine Art Waldmensch, und nur die Schwarzen, die Menschenfresser sind — oder waren — wissen diesen Beckerbissen zu würdigen. Wie mir Kenner verraten haben, soll besonders das Fett im Geschmack nicht von dem des Menschen zu unterscheiden sein.

Ein Tag aus dem Leben eines deutschen Kaufmanns in den Tropen.

Mit 1 Original-Heberzeichnung von K. Nache.

Maracaibo, am Meerbusen des gleichen Namens gelegen, ist eine der bedeutendsten Handelsstädte Venezuelas, mit ungefähr 30 000 Einwohnern, von denen 200 Fremde sein mögen. Seine wichtige Stellung verdankt es dem Kaffee, der, in Columbien und im Cordillergebiet gebaut, über Maracaibo seinen Weg ins Ausland nimmt und besonders in den vereinigten Staaten wegen seines reinen Geschmacks sich großer Beliebtheit erfreut. Die gesamte Kaffeeausfuhr ruht in deutschen Händen. Bezeichnend für Maracaibo, wie für ganz Venezuela überhaupt, ist das vollständige Fehlen der Engländer und ihres Einflusses und das Ansehen des Deutschen selbst in den kleinsten Nestern des Landes.

Es ist früh 6 Uhr. Die Läden der Geschäftsräume sind eben geöffnet. Die peones, zu deutsch Hausknechte, haben die schweren Türen ausgehoben und dafür zum Schutz gegen die Strahlen der Sonne jedes Fenster, jede Tür mit einer Art Sonnensegel versehen. Sie sind noch dabei, in große, steinerne Behälter Wasser aus dem Flusse zu füllen, das, destilliert, zum Trinken tauglich und gleichzeitig kühl gehalten wird. Nach und nach kommen die ersten jungen Deutschen, die im Hause angestellt sind, zu Pferde herbei, einzeln, zu zweien, wie sie der Spazierritt in der Frühe zusammengeführt hat; sie machen Halt vor der Stallung, geben ihre Pferde zur Pflege ab und verteilen sich sodann auf die Geschäfte, in denen sie tätig sind. Die Deutschen, obgleich eine höhere Stellung einnehmend als die eingeborenen Handlungsgehilfen, sind immer die ersten im almazon; sie sind schon eine Weile in Tätigkeit, da kommen, immer hübsch gemütlisch, nur nicht mit Ueberstürzung, die edlen Dons, in Lackstiefeln, die unvermeidliche Zigarillo im Munde, lebhaft gestikulierend und disputierend; natürlich ist es wieder die leidige Politik, die die Gemüter erregt, ein Revolutionnchen, das in der Cordillera aufgetaucht ist, gibt viel zu erörtern: ist General Don Alcibiades Oduardo Drexler Azategui Fonseca de Carnevalos der richtige Mann oder soll man dem edlen Pericles José Maria Davila, der außer der Politik auch eine Schneiderei „El Gentlemann“ betreibt, seine Stimme geben? Die Meinungen sind sehr geteilt; der eine will seinen Kredit bei be-

ragtem Schneider nicht schwinden sehen, der andere Biebermann ist schon bei so mancher kleinen Dolchaffäre gut davongekommen, weil der tapferere General seine schützende Hand über ihn hielt. Dem Kampfe der Parteien macht das Erscheinen des Prinzipals ein Ende. Jeder begibt sich an seinen Platz, und eine Zeitlang herrscht Totenstille; der eine der Venezolaner arbeitet wirklich, der andere hat einen schweren Kopf von der Paranda der letzten Nacht, wie man die Trinkgelage hier nennt, deren Folgen sich übrigens weit schlimmer und nachhaltiger offenbaren, als in unserer gemäßigten Zone, und sehr oft am Abend ein böses Fieber oder Dysenterie zeitigen.

Gegen 7 Uhr ist es, da bringt die Post aus dem Innern, die eben ein herrlicher Vote abgeliefert hat, Leben in die einzelnen. Mit Spannung werden die Berichte der Zweiggeschäfte im Innern durchgelesen; dieses berichtet von einer ausgiebigen Kaffeeernte, jenes hat wieder einmal von einem Erdstöße zu berichten, die Venezuela so oft heimsuchen und schon ungeheuren Schaden angerichtet haben; ein drittes, berichtigt wegen seines schlechten Klimas, meldet eine neue Fieber-Epidemie, die schon viele Opfer gefordert hat. Kurz, an Ueber-raschungen, guten und schlechten, ist kein Mangel, aber es heißt nun, mit den gegebenen Umständen rechnen, und bald merkt man überall emsige Tätigkeit. Dieser macht die Aufträge und Verschiffungen ins Innere fertig, jener geht zum Regierungspräsidenten, um mit ihm über die Lage zu beraten und den unparteiischen Standpunkt der Fremdenkolonie zu betonen, zum hundertsten Male vielleicht. Auf der aduana, dem Zollhause, kommen auch schon auf Dampfwagen mächtige Kaffeesendungen an, die der eingelaufene Dampfer gebracht hat und die auf Lager genommen werden. Die Beamten, mit der Grandezza und Gelassenheit von Fürsten, sitzen am Eingange, rauchen, politisieren, aber arbeiten nicht. Dafür erhalten sie ihr Gehalt ja auch nicht. Im Store oder Verkaufsladen des Handlungshauses treffen schon Käufer ein. Ein Deutscher begrüßt sie, erweist gleichsam die Ehren des Hauses in den überschwenglichen Ausdrücken, die das Spanische so sehr liebt, „ich küsse ihre Füße“, und wie all' die Formen lauten mögen. Und was sind das für Damen, die da manchmal erscheinen, um sich ein schönes Kila-baumwollenes Gewand zu erobern. Freilich nicht immer fehlt die Blüte des weiblichen Geschlechts, auch diese besucht oft den Laden, um ihre Wahl aus erster Hand zu treffen. Dann kommen sie hereingeschwebt, die typischen Gestalten, von denen schon so viel geredet wurde. Und es gibt wirklich wunderbar schöne Frauen unter ihnen, mit prachtvollen schwarzen Augen, schön geschwungener Nase, kleinen schmalen Händchen und eben solchen Füßchen und mit einem unbeschreiblich anmutigen, wie schwebenden Gang; alle diese Eigenschaften einer echten Venezolanerin geben ein Gesamtbild, das die vielgerühmte Grazie und Leichtigkeit der Französin weit hinter sich läßt. Und fast ausnahmslos trifft man unter den guten Familien einen natürlichen Sinn für geschmackvolle Kleidung und harmonische Farben-Zusammenstellung, daß man oft erstaunt, wie mit ganz einfachen Mitteln, durch Anbringen einer Falte, durch den Zuschnitt eines Kleides, ganz hervorragende Wirkungen erzielt werden. Freilich, vollkommen ist auch hier

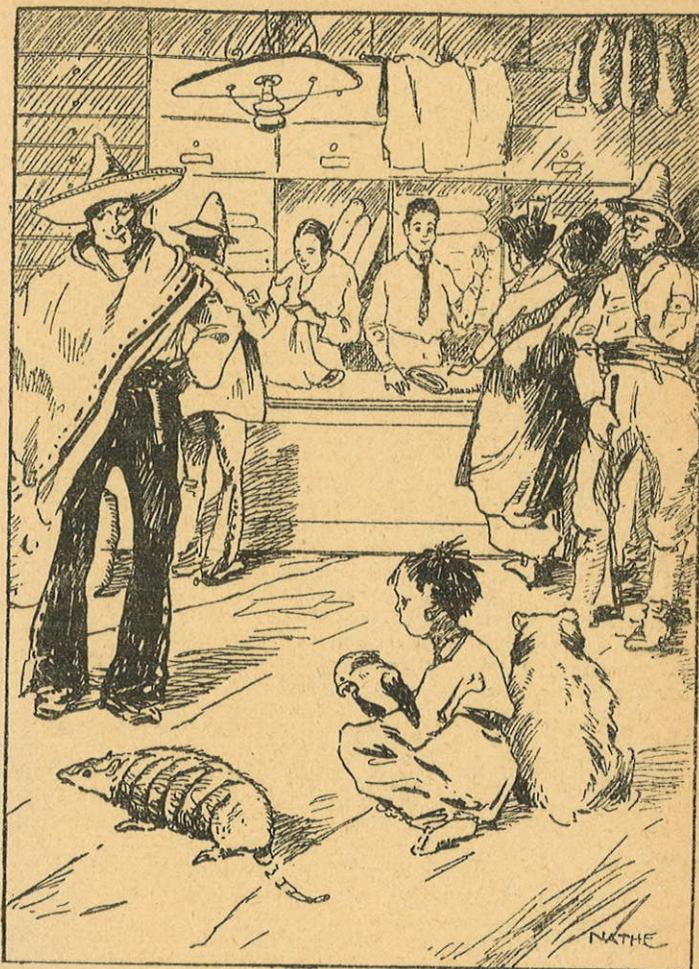
nichts; einer sehr großen, entstellenden Geschmackslosigkeit huldigt jede Sennora und Sennorita, die auf sich hält, das ist die Art und Weise, wie die Schminke gebraucht wird. In ganz unglaublichen Quantitäten, fast fingerdick, wird sie im ganzen Gesicht verrieben.

In buntem Wechsel zieht jetzt die Menge der Käufer in den Laden, um zu kaufen, zu handeln und zu feilschen in einer Ausdehnung, von der unsere ehrbaren Hausfrauen, die sich glücklich fühlen, bei einem Kaufe von 20 Mark ganze 50 Pfennige abgehandelt zu haben, sich keine Vorstellung machen. Die Elle eines jener schreiend bunten Watistoffe, mit denen sich die schwarzen Schönen mit Vorliebe befassen, kostet 15 Cents; unter Jammern und Klagen bietet der Käufer 7 1/2 Cents. Und nun geht's in buntem Wechsel, wobei sich ausgezeichnete Charakterstudien machen lassen, in die Höhe mit dem Preis, und der bewegliche Käufer, der unaufhörlich von seinem Ruin spricht, bildet einen in der Tat schreienden Gegensatz zu dem Deutschen, der allem Ansinnen auf Preisermäßigung ein stoisches „no, señor.“ entgegensetzt. Schließlich einigt man sich denn auf einen Nachlaß von 1/4 Cent, und in Frieden trennen sich die aufgeregten Parteien.

Eine Indianerfamilie aus einem der Pfahlbörfer tritt ein und verteilt sich in ihrer ganzen Stärke, Vater, Mutter, zwei große Kinder und zwei kleine nackte Dinger, im ganzen Store, hier mit bewunderndem „h“ und sehnsüchtigem „ojalá“ ein buntes türkisches Taschentuch mustern, dort einen eleganten Damenhut ausprobierend, und dabei immer bereit, Kleinigkeiten, die sich in der weiten indianischen Tracht so schön verbergen lassen, mitgehen zu heißen. Aus dem Kontor, wohin die Ankunft des Wigwams gemeldet wurde, kommt Verstärkung für die Verkäufer; hier und dort steht einer an einem un beobachteten Plätzchen, um, wenn eine der Schönen sich gegen das siebente Gebot vergehen will, ruhig heranzutreten und sie mit der ruhigsten und natürlichsten Liebenswürdigkeit von der Welt zu bitten, die Kleinigkeit wieder herauszugeben, die da eben verschwunden sei. Einer freundlichen Bitte können auch diese indianischen Kinder nicht widerstehen, mit einem naiven Lächeln und bedauerndem Blick lassen sie sich das schöne Gut abnehmen, das sie beinahe so billig gehabt hätten. Endlich hat sich der „weiße Falke“, der, eingebend ruhreicherer Vorfahren in den ewigen Jagdgründen, sich eines stolzen, aristokratischen Wesens befeißigt für ein orange gelbes Stück Drill entschieden, das den beiden Babys zur künftigen Folie ihrer jugendlichen Schönheit dienen soll. Nach längerem Feilschen, und nicht, ohne daß das eine der Kinder erst einmal vollständig in das Zeug eingewickelt worden ist, ist man einig geworden, bezahlt seine Schulden mit unglaublich schmierigen Kupfermünzen und strebt dem heimischen Wigwam zu. In bunter Folge wechselt so das Bild im Warenraum, um erst am späten Nachmittag einer gewissen Stille zu weichen, die benutzt wird, um die Trümmer vom Schlachtfelde des Warenaustausches zu beseitigen.

Im Kontor sind inzwischen einige Geschäftsfreunde aus dem Innern angekommen: Don Hercules, Don Miguel, Don Mißes, Don Achilles, treten ein: so unscheinbar und ärmlich sie äußerlich erscheinen, so bedeutende Grundbesitzer sind diese hacenderos meistens;

der Wert ihrer Plantagen beläuft sich fast stets auf Hunderttausende, und da lassen sie sich denn auch nichts abgehen: was das Leben in



Auch Gürteltiere und Waschbären führt der Sohn des großen Falkenauges mit sich.

den Tropen bieten kann, das setzen diese verkappten Krösusse dem Besucher vor, der vielleicht Sonntags zu einem hinausreitet, um den

Tag dort zu verbringen. Da geht's nie ohne Champagner ab, auch fehlt nie die größte Delikatesse, echtes deutsches Bier, noch dazu auf Eis, sowie die feinsten französischen Weine. Ein solcher Tag zählt was materielle Genüsse anbetrifft, nie zu den verlorenen. Die geistige Darbietungen stehen freilich nicht auf gleicher Höhe, aber das ist auch nicht zu verlangen; das unerschöpfliche Thema, das Geschäft, läßt kaum etwas anderes aufkommen, und in Politik mischt sich ein Fremder, kurzweg alemann, d. h. Deutscher genannt, überhaupt nicht. Es kommt aber auch noch eine zweite Sorte von Geschäftsfreunden aus dem Innern, um im Store zu kaufen. Das sind die tenderos, d. h. Leute, die nur ein Warengeschäft besitzen, aber keine hacienda, und daher auch nicht so vermögend sind wie die ersteren. Die werden mit derselben Höflichkeit vom Prinzipal begrüßt, obgleich es oft genug ein Gauner erster Sorte ist, der in diesem Augenblick nach südamerikanischen Mode stürmisch umarmt, auf den Rücken geklopft und einmal über das andere „mein teurer, geliebter Freund“ genannt wird, dem man „sein Hans und alles, was darin ist, zur Verfügung stellt“ und der gleichzeitig im Laden mit den Worten, deutsch natürlich, eingeführt wird: „Passen Sie auf, der Kerl stiehlt wie ein Mabe!“ Auf diese Weise hat man die beste Gelegenheit, Schauspieler zu werden, den betreffenden Ehrenmännern einmal über das andere „caballero“, „amigo mio“ zu nennen und gleichzeitig ein Auge auf seine Begriffe von Mein und Dein zu haben.

Im Kontor herrscht indessen buntes Leben. Mit Musikbegleitung, anders tut es der General und Stadtkommandant nicht, hoch zu Ross, schimmernd und strahlend in der Goldstickerei seiner Uniform, hält er und begibt sich in das Kontor, um mit dem weniger goldstrotzenden, aber nichtdestoweniger mächtigen deutschen Kaufmann über Stadtangelegenheiten, Politik und sonstige Dinge zu sprechen. Bei der Durchführung dieser Angelegenheiten muß er allerdings des tatkräftigen Beistandes der Fremden entbehren, indessen zieht er doch ganz befriedigt von dannen, nachdem er sich versichert hat, daß man seinen Absichten wenigstens nicht feindlich gegenübersteht.

Nach kurzer Pause von 11 bis 12 Uhr, während welcher der Prinzipal mit den Deutschen oben frühstückt, und die Venezolaner zu diesem Zweck ihre Katas aussuchen, bringt ein glühend heißer Mittag die Fortsetzung der Arbeit. Die Sonne steht jetzt im Höhepunkt ihrer Macht. Ihr hält nichts, kein Eis, keine noch so festverschlossene Tür, keine Leinwand mehr stand, sie dringt überall durch und legt sich mit lähmender Gewalt auf die Glieder. Wer sich ihr jetzt unbedeckten Hauptes auch nur eine Viertelstunde aussetzt, kann sicher sein, am Abend fieberkrank darnieder zu liegen und nach 24 Stunden, bei der Gewalt, mit der die Krankheit in diesem Falle auftritt, eine Leiche zu sein. Kein Mensch läßt sich auch zu dieser Zeit draußen sehen.

Die Stadt gleicht einer Totenstadt. Der arme Europäer besonders leidet schwer; der Schweiß stiebt ihm in Strömen übers Gesicht und hindert fast jedes Arbeiten. Auch diese Stunden gehen vorüber, die Kraft der Sonne wird schwächer, und damit gewinnt die Tätigkeit wieder die Oberhand. Jetzt kommt ein kleiner Indianerjunge; stumm wie ein Fisch bietet er seine Ware an, einen wunderbar schönen

bunten Papagei, dessen einzige Sprachleistungen in einem Satz jener klangvollen Schimpfwörter bestehen, die der spanischen Sprache so zur Zierde gereichen. Auch Gürteltiere und Waschbären führt der Sohn des großen „Falkenauges“ mit sich; er läßt sie ganz harmlos in dem weiten Raum umherlaufen, um sie dann unter dem Hallo des gesamten Personals wieder einzufangen. Schließlich nimmt man dem kleinen Menageriebefizer ein Gürteltier ab, um ihn los zu werden, uneingestanden wohl auch, um einen guten und billigen Braten zu haben.

Der Tag, d. h. die Tätigkeit im Geschäft, neigt sich um 5 Uhr seinem Ende zu. In fast grauer Färbung, unscheinbar, als schämte sie sich ihrer verheerenden Laten, guckt die Sonne ins Meer und verwandelt, fast ohne Dämmerung, den Tag in die Nacht. Am tropischen Nachthimmel erstrahlt das Kreuz des Südens in seiner wunderbaren Reinheit. Einige Stunden bringt der junge Deutsche nun noch in der Erholung von der Arbeit zu, er besucht den deutschen Klub, um seiner Vorliebe für Billard, Klavierpiel oder Lektüre Nahrung zu geben oder einmal wieder in reeller, deutscher Politik sich zu ereifern. Oder er reitet auf seinem Pferde zu einer tertulia, an denen leise und grazios die „stolzen Donnen losen“, wie Ludwig Eichrodt so schön sagt, und huldigt der Minne, wenngleich es heißt, daß unsere kühlen Deutschen dies Spiel nur als Mittel betrachten, um die Sprache noch besser zu lernen. Es ist nicht undenkbar.

Bald macht sich aber die Müdigkeit mit Macht geltend, einer nach dem andern wandert nach Hause, denkt dort vielleicht auch einen Augenblick mit Sehnsucht an sein liebes Deutschland, in dem noch so vieles anders und meistens besser ist; damit kriecht er hinter ein Moskitonez und in die Hängematte, und wieder ist ein Tag im Leben eines Deutschen in den Tropen vorüber.

Die Orchideenjagd.

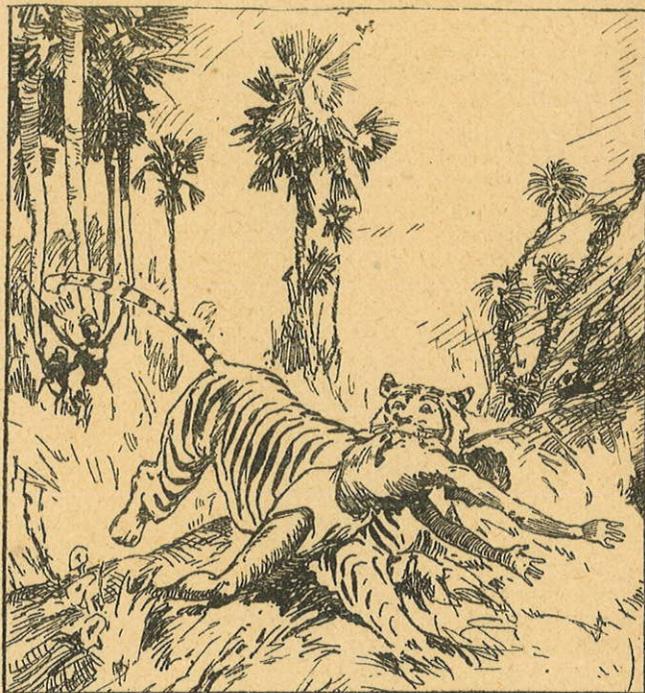
Die Orchideenjagd ist ein äußerst gefährlicher Beruf. Man ahnt kaum, wieviel Menschenleben die Eroberung jeder einzelnen dieser kostbaren Blumen gekostet hat. Die Orchideen entfalten sich nur unter einem Klima, das feucht und heiß zugleich ist; man findet sie daher nur in den ungesundesten Gegenden der Erde. Die berühmtesten Orchideenjäger haben ihre Leidenschaft für die verschrienen und tobringenden Blumen, die einer Modelaune und dem immer mehr überhand nehmenden Luxusbedürfnis ihre Beliebtheit verdanken, mit dem Leben bezahlen müssen.

Auf der Orchideenjagd, so lesen wir in Chambers' Journal, fanden Viele den Tod. Eine der großen englischen Firmen, die mit Orchideen Handel treiben, hatte acht ihrer Vertreter ausgesandt, auf daß sie die seltenen Orchideenarten, die auf dem Westabhang des Himalaja wachsen, als Beute heimbrächten. Nach einem Jahr war von den acht kühnen Blumenjägern auch nicht

einer mehr am Leben. Acht andere Orchideenjäger hatten sich in Tamatave versammelt, um sich dann nach verschiedenen Richtungen hin zu wenden. Ein Jahr später war nur noch einer am Leben, und dieser eine hatte sich eines jener schleichenden Fieber zugezogen, von dem man nie wieder genesen kann. Nicht alle Opfer der Leidenschaft für die Orchideen sind aber den Tücken eines ungesunden Klimas erlegen. Fostermann, der nicht weniger als vierzig neue Orchideenarten entdeckt hat, erzählt, daß er eines Tages in einem siamesischen Urwald mit seinem Führer beriet, wie einer herrlichen Orchidee, die sich wie eine Schmarogerpflanze bis zum Wipfel eines sehr hohen Baumes emporgeschlungen hatte, am besten beizukommen wäre. Da die Sonne sich bereits gen Abend neigte und die Waldstelle viel zu morastig war, als daß man dort die Nacht hätte verbringen können, beschloß man, die eingeborenen Träger zum Wipfel des Baumes emporklettern zu lassen, während der Führer sich aufmachen sollte, um einen Lagerplatz für die Nacht zu suchen. Der Führer hatte sich allein kaum einige Schritte entfernt, als Fostermann ein furchtbares Gebrüll hörte: ein Tiger hatte sich auf den unglücklichen Mann gestürzt und ihn weit fortgeschleppt. Da inzwischen die Nacht hereingebrochen war, konnte man das Raubtier nicht einmal verfolgen; dafür gab man aber später der so schwer erkämpften Orchidee den Namen des armen Opfers der Jagd. Auch die „*Eulophiella Elisabethae*“ ist um den Preis eines Menschenlebens erobert worden. Während in einem Walde auf Madagaskar ein Orchideenjäger einen Baum fällen ließ, um eine in den Treibhäusern Europas noch nie erschienene Orchideenart, die bis zu den höchsten Zweigen emporgeklettert war, in seinen Besitz zu bringen, sprang einem Neger eine große Wildkatze ins Gesicht und zerfleischte dem Schwarzen den Rücken und die Schulter in so entsetzlicher Weise, daß der Unglückliche bald darauf seinen schweren Verletzungen erlag.

Man wirft den Wilden oft vor, daß sie einen Baum niederlegen, um eine Frucht zu pflücken; die Orchideenjäger gehen noch weiter: sie fällen einen Baum, um eine Blume zu pflücken. Auf den ersten Blick glaubt man solche Barbarei nicht entschuldigen zu können, bald aber erkennt man, daß sie durchaus gerechtfertigt ist. In den tropischen Ländern ist die Schlange, die sich unter Blumen verbirgt, keine rhetorische Phrase, sondern furchtbare, fast immer tobbringende Wirklichkeit. Der Mensch, der einen Baum erklettert, dessen Spitze einer Schmaroger-Orchidee Obdach gewährt, ist unrettbar verloren, wenn aus dem Laube plötzlich der Kopf einer aus ihrer Ruhe aufgestörten Schlange auftaucht. Auf dem glatten Boden ist die Flucht möglich, auf einem Baume aber hat der Mensch in solchen Fällen keine Rettungsmöglichkeit. Bei

einer Orchideen-Expedition wurden zwei Männer von Schlangen gebissen, und beide mußten das Leben lassen. In einigen südamerikanischen Ländern schreiten die Eingeborenen sofort zur Amputation des von einer Giftschlange gebissenen Gliedes, denn sie wissen aus Erfahrung, daß das Gift der kleinen Reptile, die Südamerikas Wälder unsicher machen, schon nach kurzer Zeit tödlich wirkt. Ein Indianer, der einen Orchideenjäger begleitete,



Ein Tiger hatte sich auf den unglücklichen Mann gestürzt und ihn weit fortgeschleppt.

wurde an der rechten Hand gebissen und hat, ohne einen Augenblick zu verlieren, einen seiner Stammesgenossen, ihm mit dem Dolchmesser das Handgelenk wegzuschneiden, was auch geschah. Woraus man ersehen kann, daß man dadurch, daß man die Bäume fällt, noch lange nicht vor Schlangen sicher ist; man kann ihnen dann aber immerhin leichter entkommen, als wenn man schleunigst vom Baume zu klettern sucht oder mit der Geschicklichkeit eines Affen von Ast zu Ast springt.

Der furchtbarste Feind der Orchideenjäger ist aber weder die Schlange, noch das Sumpffieber, noch der Tiger: die größte Gefahr, die ihn bedroht, ist vielmehr der Mensch. Von acht Jägern, die eine englische Firma nach Indien gesandt hatte, wurden fünf von den wilden Volksstämmen, die am Westabhang des Himalaja wohnen, niedergemetzelt; die drei andern wurden gefangen genommen und mußten später Sklavendienste tun. Man weiß, daß die afrikanischen Neger mit grausamer Lust für ihre Opfer die raffiniertesten Martern erfinden. Sie beschmierten den Körper eines Orchideenjägers, den sie gefangen hatten, mit einer Fettschicht, und warf dann das Opfer auf einen Altar, wo sie es langsam verbrennen ließen. Dasselbe Schicksal stand einem andern europäischen Jäger in Aussicht; sein Verbrechen bestand darin, daß er einen Eingeborenen nicht heil und gesund zu seinem Stamme zurückgebracht hatte, und er hatte ihn nicht zurückbringen können, weil der Schwarze auf der Orchideenjagd von wilden Tieren zerrissen worden war. Der unglückliche Europäer, der das alles verschuldet haben sollte, sollte bei lebendigem Leibe geröstet werden, aber der Neger-Potentat, der ein naher Verwandter des von den Bestien aufgefressenen Opfers war, erklärte dem Verurteilten, daß er geneigt wäre, ihn zu begnadigen, wenn er sich bereit finden ließe, die Witwe des Verstorbenen zu heiraten. Der Europäer beeilte sich, diese Strafwandlung anzunehmen und sorgte von Stund' an in wahrhaft edler Weise für die ganze Familie seiner neuen Frau und ihres ersten Gatten.

Es kommt nicht selten vor, daß der einzige Lohn, der dem Orchideenjäger nach so vielen Mühen und Gefahren winkt, eine gründliche Enttäuschung ist. Ein Jäger hatte in den Sümpfen am Orinco viertausend überaus seltene Orchideen, die fast sämtlich von unvergleichlicher Schönheit waren, gesammelt. Unter zahllosen Mühen und Hindernissen wurde das kostbare Gut bis zum Gestade gebracht. Die Blumen waren aber schon an Bord des Schiffes, das sie nach Europa bringen sollte, als plötzlich, kurz vor der Abfahrt, ein Brand ausbrach, der so verheerend wirkte, daß auch nicht eine der herrlichen Pflanzen gerettet werden konnte. Vor einigen Jahren schickte Roetzl, ein sehr bekannter Orchideenjäger, an eine englische Firma 27 000 Exemplare einer Orchideenart, die nur in Columbia vorkommt. Nur zwei dieser seltener und besonders gesuchten Pflanzen lebten noch, als das Schiff an Englands Küste landete: sie brachten je 800 Mark, eine lächerlich kleine Summe, wenn man an den Selbstkostenpreis denkt. Wie kommt es wohl, daß so viele Menschen sich einem so undankbaren und mit so vielen Gefahren verknüpften Beruf zuwenden. Es gibt dafür nur eine Erklärung: die Orchideenjagd ist kein Geschäft, sondern eine Leidenschaft.

Begen Wahähä und Mafiti!

Ein ostafrikanisches Erlebnis. Von Rich. Carow.

Mit 1 Originalzeichnung von S. Grobet.

Die Hauptisenbahn in unserer bisherigen Kolonie Ostafrika, die Zentralbahn, durchschneidet heute kühn die tropischen Gefilde. Von Daréssalam ausgehend, strebt sie über Morogoru, Mpapua, Kilimatinde, Tabora dem Tanganjikasee zu, um in Udsidi zu enden. Die beiden Küstenlinien, die des Indischen Ozeans mit der des Südwassersees Tanganjika, sind verbunden. Das Sammelgebiet im Handel des Binnenverkehrs hat durch die gewaltige Bahnstrecke Anschluß ans Weltmeer!

Ein gewaltiger Fortschritt, der Aera Dernburg, der Initiative Stübel's aufs Konto zu setzen. — — —

Vor beinahe 25 Jahren spielten in diesem Teile der Kolonie, die heute der Zug durchbraut, wilde Kämpfe sich ab. Namentlich um und in Tabora fielen wichtige Entscheidungen.

Die Kolonie des Kommandanten v. Zelewski, drei Kompagnien mit drei Geschützen, wurde am 16. August 1891 bei Lula Mugaro von mehreren Tausend mit Speeren bewaffneten Wahähä-Negern überfallen, überrannt und vernichtet. 30 Askari fielen. Von 14 Europäern konnten sich vier retten. Die Geschütze und Gewehre der Getöteten erbeuteten die Wahähä. Ein entsetzlicher Schlag!

Der Uebermut der siegenden Schwarzen wuchs ins Unerblichliche, die Mafiti-Neger gesellten sich hinzu. Deren Häuptling Siki schlug drei Angriffe allzu eifriger Führer der deutschen Macht zurück. Man fürchtete deutscherseits stündlich einen Angriff der aufgeregten Bevölkerung von Unjanjende auf die schwach besetzte Station Tabora.

Indessen zog der neue Stationschef heran, der zähe und rücksichtslos entschlossene, später erst recht berühmt gewordene Leutnant Prince, der Bezwinger der Uähä.

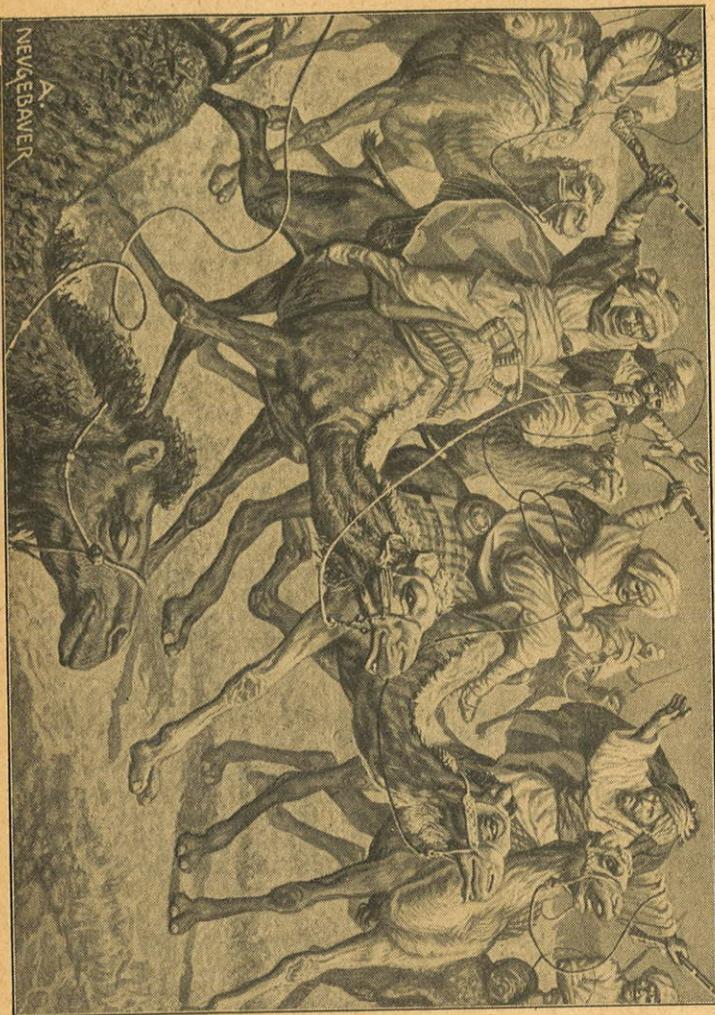
Während weit da unten im Süden Ostafrikas der Chef Wismann unter ungeheuren Schwierigkeiten den Dampfer „Hermann von Wismann“ auf den Njassa setzte, lagerte die Kolonne Prince bei Tura, einige Tagereisen von dem Residenzdorf oder dem Awikuru des aufstrebenden Häuptlings Siki.

Mitten in einem Miombowalde, bestanden mit Akazien, deren feine Fiederblätter leise in der tropischen Hitze zitterten, war das Lager aufgeschlagen. Unter einem Juniperus (Eder genannt!), dessen Stamm mit Orchideen umwunden war, hatte es Feldwebel Heise sich mit dem Unteroffizier Becher bequem gemacht.

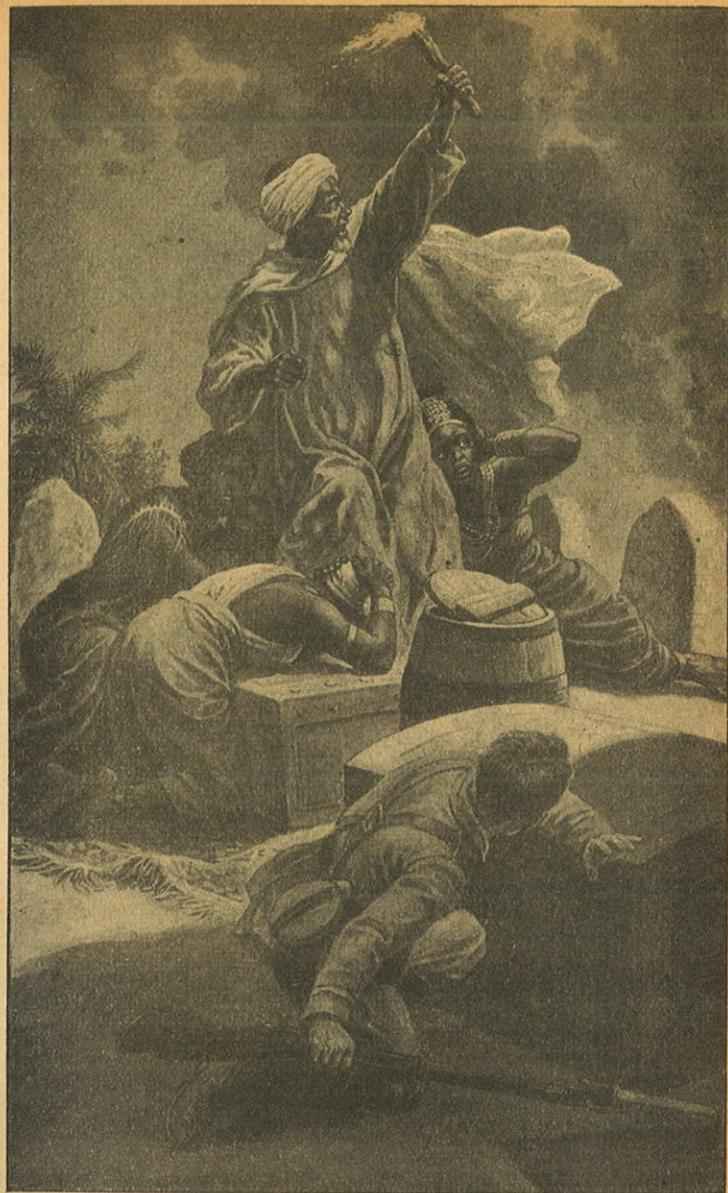
„Gespannt bin ich in der Tat, ob Leutnant Prince mit unserer schwachen Truppe den Angriff auf Siki wagt. Das Awikuru soll stark besetzt sein,“ meinte, zum Feldwebel gewandt, Becher.

„Sie können noch zweifeln, Wecher?“ sagte Heise laut. „Mit unseren 148 Farbigen und den zwei Geschützen, dazu wir vier Euro-

... da hat Schah Senar sein Trommear an ... (Tob. zu der Schar: „Ein nächstlicher Staubzug in der Mühle.“ Seite 102).

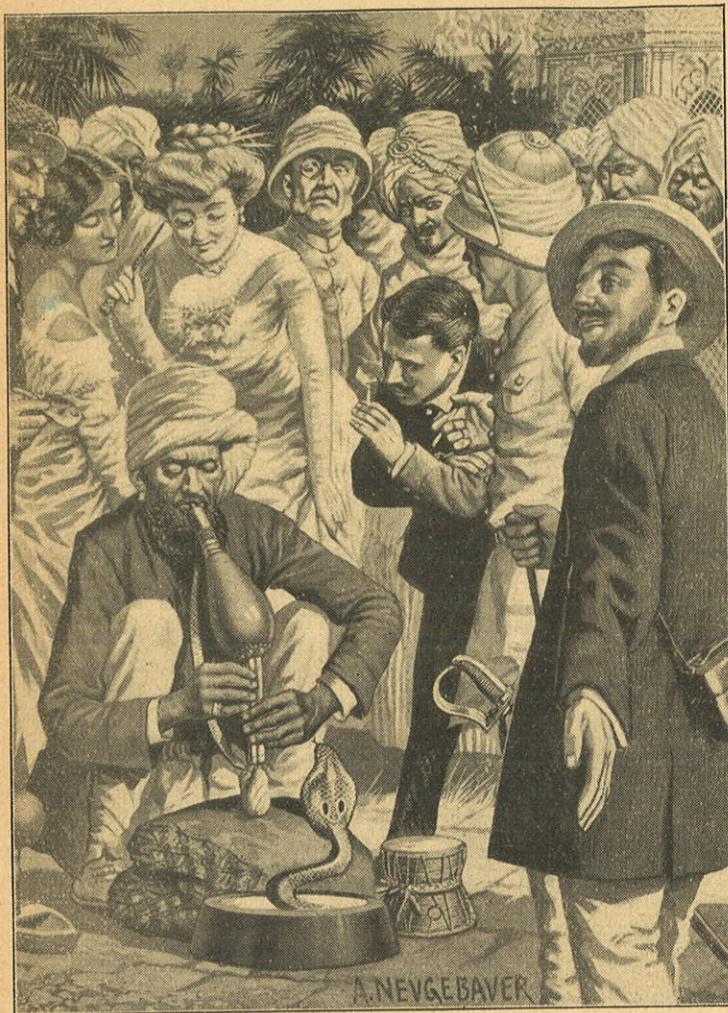


päer, holt „der Alte“ den Teufel aus der Hölle!“ Ein Hornsignal unterbrach das lebhaftes Gespräch.



... Plötzlich flammt da oben in der Hand des Häuptlings eine Fackel ... (Seite 88.)

„Auf! Weiter!“ rief der Feldwebel, und in kürzester Frist waren die Träger bepackt, war die Kriegskarawane auf dem Marsche.



... Eine zusammengerollte Cobra, Indiens gefährliche Giftschlange, hob den Kopf und musterte mit feindlichen Blicken ihre Umgebung ...
(Abbildung zu der Erzählung: „Die Cobra.“ Seite 98).

Nach drei Tagen melbeten Ueberläufer die Nähe des Häuptlings Siffi, der hier alle Karawanenstrassen gesperrt hatte, die Karawanen beraubte und vernichtete.



Die Giftschlange einer Cobra. (Abbildung zu der Erzählung: „Die Cobra.“ Seite 98).

Die Kolonne Prince begann nun eine fieberhafte Tätigkeit. Alle verfügbaren Kräfte wühlten geheimnisvoll im Erdboden, und nach zwei Tagen und zwei Nächten hatte der rasiklose Leutnant Prince sich mit

seiner kleinen Truppenmacht dicht an das Kwikuru herangearbeitet. Schützen- und Laufgräben von Kilometerlänge zogen sich an das Residenzdorf Sikkis heran.

Am 11. Januar 1893 abends hielt Prince Kriegsrat ab.

„Haben wir auch mehrere Tausend Feinde vor uns, der Sieg muß unser sein, denn die Befestigungen des Dorfes können uns nicht schrecken, da wir sie durch die Laufgräben spielend leicht sprengen können. Aber, Feldwebel Heise, sorgen Sie, daß die Askari den Furor tautonicus nicht aus dem Leibe verlieren! Sie und Becher an der Spitze!“ So schloß Leutnant Prince.

Am anderen Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen über das Steppenhochland sandte, huschten geräuschlos die Mannen des kühnen, deutschen Führers an das Kwikuru heran. Nur einige Minuten unheimlicher Stille, dann brach ein Höllenlärm los. Mine auf Mine explodierte und legte Bresche in die Verhaue und Pallisaden des Dorfes. Ohrenbetäubendes Geheul erscholl, die Kriegstrommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Gewehre und Geschütze knatterten und brüllten in den stillen Tropenmorgen.

Wie eine wilde brandende Woge rückten jetzt die Krieger Sikkis heran, hoch an dem glänzenden Glanz der Mustertruppe Prince zerschellte die Kraft des Vorstoßes. Allen voran eilte der Feldwebel, in der Linken den Revolver, den Degen pfeifend mit der anderen Faust um sich schwingend.

„Hurra! Hurra!“

Wie gemäht fallen die wilden Krieger, aber auch viele Askari müssen ihr Leben lassen.

Leutnant Prince stürmt eben wieder eine der letzten Schanzen, gefolgt von einer Handvoll Askari. Unaufhaltsam drängt er vor, alles vor sich niedermachend. Nicht achtend des rasenden Gegenfeuers, der um ihn her schwirrenden Speere, erklettert er als Erster die letzte Pallisade, die vor dem Hause Sikkis errichtet ist.

Auf der rechten Flanke bringt Heise heran, und als der Leutnant schon auf 30 Meter an das Häuptlingsgebäude heran ist, im Begriff, zum letzten Sturm anzusetzen, den Sikki zu fangen, prallt Heise plötzlich zurück. Denn dort drüben auf dem flachen Dache seines Hauses erscheint in einem weißen Burnus der Häuptling, umringt von seinen zahllosen Frauen. Schwarze Diener schleppen schwere Truhen herauf auf die Plattform.

Leutnant Prince und die Sturmkolonne sehen stannend dies Beginnen, wissen nicht zu deuten, wohin das führen soll. Will Sikkis sich ergeben?

Blötzlich flammt da oben in der Hand des Häuptlings eine Fackel auf, drohend schwingt der unheimliche Häuptling den Brand um seinen Kopf, als mit einem wilden Sage der Unteroffizier dem Hause zutreibt, darin verschwindet und im nächsten Moment auf dem Dache neben dem Häuptling erscheint.

„Lebend und mit deinen geraubten Schätzen und Reichtümern fasse ich dich, Galunke,“ hörte man den tollkühnen Unteroffizier brüllen.

Dann folgt ein donnerähnliches Krachen, ein greller wahnwüthiger Aufschrei aus hundert Kehlen: der Häuptling mit seinen Frauen und Schätzen hatte sich in die Luft gesprengt. Der tollkühne Becher war zu spät gekommen.



Wiedergabe zu der Szene: „Indische Handbriefträger.“ Seite 105).

Wie durch ein Wunder entging er aber dem sicheren Tode. Als er sah, daß der wilde Sikki im Begriffe war, die loderbende Fackel in ein großes Faß mit Sprengstoff zu stoßen, warf er sich mit jähem Mut gegen eine der eisernen Truhen, um dahinter Schutz zu suchen. Die

Wucht des Falles brachte sie dicht an der Treppöffnung stehende Schaktruhe ins Wanken, und Hals über Kopf stürzte der Unteroffizier mit samt den Kosibarkeiten in die Tiefe.

Ein Arm- und Beinbruch! Das war alles, was der Brave erlitt. Was er aber gerettet hatte, war unendlich von Wert: die Truhe enthielt neben großen Schätzen an Geld und Kosibarkeiten die gesamte Korrespondenz des Häuptlings, so daß in der Folge noch mehrere Häuptlinge, die durch die Papiere kompromittiert waren, bestraft werden konnten.

Sikki und sein Anhang waren vernichtet!

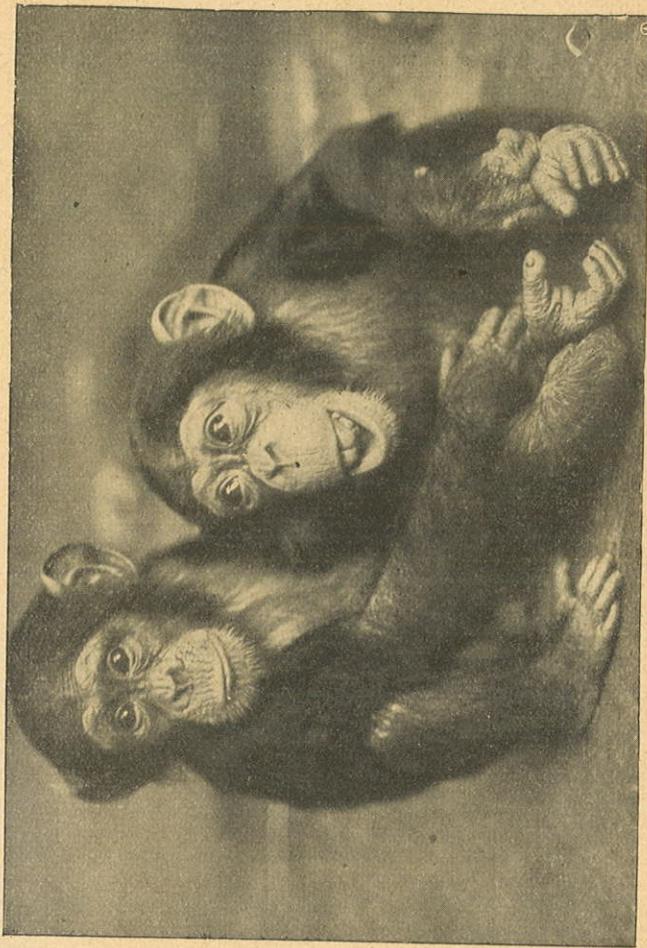
Die Affenwege in den Urwäldern.

Erzählt von S. D.-Batavia.

Kipling schreibt in seinem entzückenden Dschungelbuch über die festen Wege, die die Affen in dem Baumgewirr des Urwaldes haben. Ich hielt dies lange Zeit für dichterische Uebertreibung, bis ich mich selbst von der Wahrheit überzeugen konnte.

Anfang 1911 war ich erholungshalber in Kongtobadjar, einem 1400 m hoch gelegenen Erholungsorte im Tengger-Gebirge in Ost-Java. Der Pavillon des Hotels, den ich bewohnte, lag am Rande einer ziemlich tiefen Schlucht, und das Stillsitzen, zu dem mich die Malaria zwang, vertrieb ich mir vielfach dadurch, daß ich das Tierleben unter mir mit dem Feldstecher beobachtete. Am meisten interessierten mich die Affen, die Tag für Tag durch die Schlucht gezogen kamen, um die Früchte der dort vielfach vorkommenden Ficus-Bäume zu ernten oder den benachbarten Maisfeldern einen Besuch abzustatten. Ein Trupp von 20 bis 25 Tieren passierte fast regelmäßig um 5 Uhr nachmittags die Bäume, die hauptsächlich in meinem Gesichtsfeld lagen, und ein stattlicher Waldriese, dessen Früchte anscheinend für die Vierhänder kein Interesse hatten, diente regelmäßig als Brücke von einem Dickicht ins andere, trotzdem, wie ich mich selbst überzeugte, genügend andere Bäume vorhanden waren, die wohl die gleichen Dienste hätten leisten können. Ausschließlich wurden jedoch zwei starke Nester benutzt, die in gleicher Höhe des Stammes, nur nach entgegengesetzter Richtung, sich ausbreiteten. Die Affen kamen von rechts aus einem Baume, der zu verdeckt stand, um gut gesehen werden zu können, und zwar mit einem gewaltigen Sprung auf die äußersten dünnen Zweige, aus denen sie sich rasch auf den stärkeren Ast arbeiteten. Sie folgten einander in Zwischenräumen von etwa einer Minute. Jeder lief an dem aufsteigenden Ast entlang bis zu der wagerechten Stelle, und jeder machte einen Augenblick auf der Mitte des Astes Halt, anscheinend, um sich auszuruhen und sich umzusehen. Mütter mit ihren Jungen an der Brust benutzten die Gelegenheit, um ihre Kinder für die bevorstehenden weiteren Sprünge wieder gut zurechtzulegen. Dann ging es langsam und vorsichtig um den Stamm herum, weiter, die wagerechte Strecke des linken Astes entlang und dann in laufendem Galopp das schräg nach oben gerichtete

Gebirge hinauf, von dessen Rand mit einem kühnen Sprung von etwa 3 m die Zweige des nächsten Baumes gewonnen wurden. — Zu den drei Monaten, die ich in Kongtobadjar zubachte, habe ich an vielen Abenden diesen Trupp beobachtet und stets gesehen, daß genau der



Zwei Schimpansen.

gleiche Weg genommen wurde, auch von einzelnen Affen, die unterwegs waren. Ich habe die Tiere an allen Teilen der Abhänge der Schlucht beobachtet, aber stets, wenn sie von rechts nach links wollten, wurde

der Weg über diesen Baum genommen. Für die entgegengesetzte Richtung war anscheinend ein anderer Weg vorhanden. — Einen prachtvollen Anblick gewährt eine Affenherde, die in voller Flucht eine tiefe Schlucht durchquert. Die tiefen und steilen Schluchten des vulkanischen Tengger-Gebirges haben mir das Schauspiel oft genug geliefert. Einen meiner täglichen Morgenspaziergänge bildete ein alter Postweg, der am Rande einer tiefen Schlucht entlang führte, deren Abhänge mit einzelnen gewaltigen Urwaldbäumen bestanden waren.



Orang-Utan.

Am Rande des Weges steht ein hoher Feigenbaum, aus dem mir wütendes Geschrei entgegenklingt. Eine Herde der schwarzgrauen Tengger-Affen, mit ein oder zwei roten Tieren, über deren regelmäßiges Vorkommen sich die Naturforscher, wie ich hörte, noch immer den Kopf zerbrechen, ist beim Frühstück und sehr erobst über das plötzliche Erscheinen eines Menschen in weißem Anzuge. Die Weibchen, einen Arm um das Junge an der Brust geschlungen, flüchten langsam

auf die andere Seite des Baumes; die Jugend klettert kreischend in die höchsten Zweige, aber die alten Herren kommen näher, setzen sich auf die Äste über meinem Kopf, die sie nach Kräften schütteln, wobei sie die Zähne fletschen und wütend ihr Geschrei, ein heiseres „igh — ogh — ugh“, ausstoßen. Das sieht gefährlich aus, aber ich lasse mich nicht stören, bleibe ruhig stehen und versuche, das Geschrei nachzuahmen. Das ist den Tieren denn doch zu viel, der Anführer gibt das Zeichen zur Flucht, und die wilde Jagd geht los. Die Weibchen mit den Jungen lassen sich einfach vom Ende der Zweige auf einen der tieferstehenden Bäume plumpsen, die junge Welt betreibt die Sache mit mehr Schwung. Nach oben gerichtete Äste dienen als Sprungbrett, und im kühnen Bogen geht es durch die Luft, 3 bis 4 m weit, und 15 bis 20 m nach unten. Bedächtiger, ab und zu wieder Front gegen den Feind machend, folgen die alten Herren. Die Haltung ist bei allen die gleiche. Der Körper ist gekrümmt, der Kopf etwas vorgestreckt, Hände und Füße sind zum Greifen bereit. Im Sprunge wird der Ast des tiefer stehenden Baumes mit den Händen ergriffen; tief biegt er sich unter der Last, um dann wieder nach oben zu schwingen. Der Schwung hilft dem Affen, seinen Körper oben auf den Ast zu bringen, dann geht es in saufender Fahrt den Ast entlang, um den Stamm herum und mit kühnem Sprung in den nächsten, darunter stehenden Baum hinein. Das Bild erinnert mich lebhaft an eine Herde springender Delphine in bewegter See. Die Laubmassen sämtlicher Bäume sind in Bewegung wie gewaltige Bogen, und immer und immer wieder tauchen die dunklen Körper der Affen auf, wie aus der Kanone geschossen durch die Luft saufend. Endlich ist der Boden der Schlucht erreicht, aber noch hört die Flucht nicht auf. Am andern Abhang der Schlucht geht es hinauf, aber das ist mühseliger: da heißt es, auf die höchsten Wipfel des Baumes klettern und von dort im Sprunge die untersten Äste des höher stehenden nächsten Baumes erreichen. Wo die Gefahr weit entfernt ist, erlischt der Eifer, und schon bald sehe ich mit dem Glase, daß die Gesellschaft an der andern Seite der Schlucht in aller Ruhe ihr unterbrochenes Frühstück fortsetzt.

Ein Weihnachtsabend in Deutsch-Ostafrika.

Erzählt von Kurt Hoffmann.

Mit 1 Abbildung.

Dahheim war vermutlich Schlackerwetter, ein unangenehmer Regen, abscheulicher Schmutz, neblige Luft und dabei auf Straßen, Plätzen und in den Läden ein unangenehmes Gebränge von Menschen, die, mit Pappschachteln, Steckpferdchen, Kindertrompeten und anderen nützlichen Gegenständen beladen, eifrig ihrem heimischen Herde zustrebten, um den Ahren eine Freude zu machen; denn es war heiliger Abend!

Hier in Deutsch-Ostafrika verankert die Sonne hinter dem Paregebirge, ein letzter rosigter Abglanz überflutete den Himmel und strahlte hinein in die Herzen der Europäer, die sich im stattlichen Herrenhause versammelt hatten, um, wie alljährlich, auf der Pflanzung das Weihnachtsfest zu feiern. Die Gesellschaft hatte diesmal eine höchst wichtige Bereicherung erfahren; die Frau eines Nachbarn, welche erst in diesem Jahre ihrem Gatten aus Europa nachgereist war, hatte ihn begleitet, und der Plantagenbesitzer selbst hatte sich eine junge Frau aus Europa geholt, die, wenn auch neu in ihrem wichtigen Berufe, doch mit Verständnis und Umsicht ihres Amtes waltete.

Der Besitzer der Kautschukpflanzung hatte eine kleine Kasuarine schlagen lassen, die die Stelle des Weihnachtsbaumes vertreten sollte und deren schlanke Zweige mit ihren feinen, weichen Nadeln auf den Gabentisch herniederhingen. Das Weihnachtsbäumchen war mit Lichtern geschmückt, so gut es eben ging, und mit reichem Blumenschmuck behängt, den die Blüten des Frühlingsbaumes liefern mußten. Dieser Baum (eine Vignoniacee, *Incho-carpus*) schmückt sich gerade dann mit feinen reichen, pfirsich-farbenen Blütentrauben, wenn die Steppe, ganz verödet durch die von den Eingeborenen angezündeten Wildfeuer, den trostlosesten Anblick gewährt. Heute ist noch alles saftig, schwarz und dürr, nach wenigen Tagen prangt Berg und Tal im herrlichsten, zarten Frühlingsblüten Schmuck; daher der Name des Baumes.

Blutroter Hibiskus, weißer und roter Oleander, Rosen und Kannas, purpurrot, gelb und orangefarben, buntfarbige Palminen und andere Blumen wuchsen in dem wohlgepflegten Garten, und der war geklärt, um den Tisch zu schmücken, auf dem die lebenswürdigen Gastgeber sinnige Geschenke für ihre Beamten und Gäste aufgebaut hatten.

Man versammelte sich allmählich auf der Veranda vor dem großen Haupt- und Mittelzimmer, um sich herzlich zu begrüßen; die Herren waren erst kurz vorher von der Arbeit oder von der Reise gekommen, man hatte eilig Toilette gemacht, und alles trug taufrische, blütenweiße Gewänder, bis auf die Weinkleider, die der Mode entsprechend schwarz sein mußten.

„Ja, meine Herrschaften, da wir einen Geistlichen oder Missionar nicht unter uns haben, werden wir uns ohne Festpredigt behelfen müssen.“ Der Hausherr sprach das ganz im Ernst, und auch die anderen machten ernste Gesichter. Nur ein junger Mann lachte ziemlich ungeniert, er hatte die Worte des Pflanzers offenbar für einen guten Witz gehalten; aber man achtete nicht auf ihn, und er schämte sich dann offenbar.

„Les uns aus der Bibel die Weihnachtsgeschichte, wie es der Papa zu Hause tat“, bat die junge Chefrau. Man setzte sich, der Hausherr legte die Bibel auf den Tisch und begann zu lesen: „Evangelium Luca 2, Vers 1 ff. Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.“ Man hörte andächtig zu, dann intonierte ein Grammophon das schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Alle sangen mit, alsdann gab man sich feierlich die Hand und trat an

den Gabentisch, wo man sich gegenseitig durch kleine Aufmerksamkeiten zu überraschen und zu erfreuen suchte.



Der Hauptbohr öffnete eifrig Soda- und Bierflaschen und schenkte die Gläser voll; man trank sich zu und war in festlicher und gehobener Stimmung.

... Da plötzlich ertönte draußen ein mar- und beinerfütterndes Gebrüll ...

„Meine Damen und Herren,“ sagte jetzt der Hausherr, „ich habe noch eine ganz besondere Ueberraschung. Der Europadampfer ist nämlich nicht, wie fahrplanmäßig, heute, sondern schon gestern gekommen; offenbar eine besondere Liebenswürdigkeit des Kapitäns. Ich habe heute alle unsere Briefe auf der Post abgehoben, auch die von meinen lieben Gästen, was ich freundlichst zu entschuldigen bitte. Sie wurden mir von dem Postbeamten ohne Anstand ausgehändigt, und hier meine Herrschaften, ist ihre Post aus der Heimat!“ Ein wahrer Jubel ging durch die Versammlung; jeder nahm sein Päckchen in die Hand und suchte sich eine stille Ecke, um es zu öffnen. Der Hausherr behielt noch einen Brief zurück, und zwar für seinen zweiten Assistenten, der zurzeit nicht zu finden war. Niemand wußte, wo er geblieben, und schließlich ging man über seine Abwesenheit zur Tagesordnung über.

Es war schon lange dunkel, und die Zeit des Abendessens rückte heran. Der Hausherr wählte von der Mitte des Tisches schmückenden, reich beladenen Schale ein paar besonders schön Früchte aus, die wie gelbe Birnen aussahen. Diese Früchte übergab er seiner Frau mit den Worten: „Also, Frauchen, hübsch abschälen, in kleine Scheiben schneiden, in die leere Bowlschüssel tun und darauf losen Zucker, sechs bis sieben schwach gehäufte Teelöffel auf jede Flasche, und dann ordentlich schütteln und dann stehen lassen bis eine halbe Stunde vor Beginn der Schlacht!“

Die Hausfrau führte alles aufs sorgsamste aus, und die Wirkung war nachher die erwünschte. Jeder lobte die prächtige, aromatische Maperabowle, d. h. eine Bowle von der Guave (Psidium), einer Frucht, die sich zwar zum Rohessen nicht eignet, die aber ein um so schöneres Aroma entwickelt.

Es war nahezu einhalb neun Uhr; der Diener hatte schon verschiedene Male gemeldet, daß die Suppe bereit sei. Man zögerte aber noch immer in Erwartung des fehlenden Assistenten. Endlich erschien der Vermißte, stotterte einige unbeholfene Entschuldigungen und erwiderte auf die an ihn gestellten Fragen etwas beschämt, daß er im Wäldchen geseßen und an die Heimat gedacht hätte. „Nun, an die Heimat haben wir auch gedacht; aber da sie Dichter sind, wollen wir Ihnen für diesmal ihre Weltflucht verzeihen. Und hier habe ich noch etwas ganz Besonderes für Sie, nämlich einen Brief.“ Der Angeredete wurde dunkelrot bis unter die Stirn, als er die Aufschrift sah; seine Hände zitterten merklich, und er wagte es kaum, den Brief vor so vielen neugierigen Augen zu öffnen. „Nur Mut, lieber Freund,“ sagte der Hausherr, „ich denke mir, es wird so schlimm nicht werden.“ Der junge Mann öffnete den Brief, und kaum hatte er hineingesehen, so verklärten sich seine Züge; sie wurden immer heller und freudiger, und plötzlich machte er eine Art Luftsprung, dann verneigte er sich komisch vor Hausherrn und Hausfrau: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen zuerst eine wichtige Mitteilung mache: „Als Verlobte empfehlen sich: Fräulein Gertrud L. und meine Wenigkeit. Meine Herrschaften, auch Ihnen gilt diese ergebene und für mich höchst erfreuliche Mitteilung.“

Ein lautes „Hurra!“ folgte seinen Worten; man drängte sich um ihn, um zu gratulieren, fragte nach diesem und jenem, wie es ge-

kommen, und warum es gerade jetzt gekommen, und wünschte ihm von Herzen Glück zu diesem besonderen Weihnachtsgeschenk.

Da ging man zu Tisch, und während des Essens bemerkte der Hausherr zu seinem Assistenten: „Nun mein verehrter Jünger Apollis, Sie haben da draußen im Wäldchen geseßen, und zwar, wie ich bemerkt zu haben glaube, ohne Büchse und ohne Laterne. Wenn es einem Löwen eingefallen wäre, zufällig seinen Abendspaziergang bis zu Ihnen auszudehnen, so würde Ihnen die Begegnung vermutlich äußerst peinlich gewesen sein. Haben Sie eigentlich während der ganzen Zeit gebichtet?“

„Nun, während des größten Teils der Zeit; doch weshalb ich so spät gekommen bin, hatte einen anderen, ganz eigentümlichen Grund. Ich wollte nämlich schon früher nach Hause gehen; da war es mir, als hielte mich eine innere Stimme davon ab und zwänge mich, einen Umweg an dem Flusse entlang zu machen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber die Nacht wunderschön sternklar, und so habe ich mich denn leider, was ich nochmals zu entschuldigen bitte, verspätet.“

„War diese innere Stimme vielleicht die Ihrer Fräulein Braut, so würde mich dies in Verwunderung setzen; sie hätte Sie doch vielmehr veranlassen sollen, möglichst schnell nach Hause zurückzukehren, damit Sie ihren Brief lesen konnten.“

„Nun, die Stimme meiner Braut war es allerdings“, erwiderte der andere lachend, „und was sie für einen Grund hatte, mich noch so lange vom Lesen fernzuhalten, verstehe ich auch nicht. Wahrscheinlich wollte sie meine Spannung noch etwas erhöhen.“

Man lachte darüber und scherzte über die geheimnisvolle Stimme der Braut in Afrika.

Die Hausfrau hatte Vortreffliches geleistet. Sie hatte sich selbst um die Küche gekümmert, und das Ergebnis war tadellos; auch der Getränke tat man alle Ehre an. Da plötzlich ertönte draußen, während man in der eifrigsten Unterhaltung begriffen war, von dem Wäldchen herüber, in dem vor kurzem der Dichter weltvergessen geträumt hatte, ein mark- und heinerschütterndes Gegrüll, das nicht zu verkennende Zeichen der Anwesenheit eines Löwen. Alles fuhr mehr oder minder entsetzt empor, bei manchen sah man fahle Gesichter. Merkwürdig aber war, daß die Damen am wenigsten erschrocken waren; sie stürzten hinaus auf die Veranda, und ihr ganzes Wesen berriet viel mehr Neugierde als Bestürzung. Sie hätten doch gar zu gern einmal den Wüstenkönig in freier Wildbahn gesehen. Der aber tat ihnen nicht den Gefallen; er brüllte nicht wieder und kam auch nicht zum Vorschein.

Die herbeigeholten Büchsen wurden schließlich in die Ecke gestellt, und man setzte sich in sehr angeregter Stimmung wieder zu Tisch. Die Maperabowle erwies sich tatsächlich als ein außerordentliches Getränk. Man plauderte bis tief in die Nacht.

Der Dichter mußte schließlich noch sein neuestes Gedicht vortragen und deklamierte mit leicht vibrierender, aber wohlklingender Stimme:

„Von Zweifeln ist das Herz mir beschwert,
kaum weiß ich, wie ich es trage;
Ich harre sehnsuchtsglutverzehrt
Der Antwort auf meine Frage:

Wenn wieder grünen Berg und Tal,
 Der Mais sich reckt in den Halmen,
 Werb' ich dich grüßen als Eh'gemahl
 Hier unter den rauschenden Palmen?

Doch sendest du mir deinen Abschiedsgruß,
 Dann leb' ich fortan als Verbannter;
 Nie wieder setz' ich nach Hause den Fuß
 Und fürchte nicht Löwen, nicht Panther.
 Dann mag der erste, der mich trifft,
 Mit grimm'gem Zahn mich zermalmen,
 Mich töten des Fiebers schleichendes Gift
 Hier unter den rauschenden Palmen.

Vertrau' dem gewalt'gen Ozean,
 Den Wogen, die zu dir sprechen:
 Verlaß die Menschen mit ihrem Wahn
 Mir Schwächen und Gebrechen,
 Wo, eingezwängt von Ueberkultur,
 Die dunstigen Städte qualmen:
 Komm an die Brust der hehren Natur
 Hier unter den rauschenden Palmen.

Und dann, an deinem Einzugstag,
 Dann leg' ich dir willig zu Füßen,
 Was nur mein Herz an Liebe vermag,
 Die Königin würdig zu grüßen.
 Dann schmücken sich festlich der Tropenwäld,
 Die Berge mit grügenden Almen;
 Zum Paradies wird der Aufenthalt
 Hier unter den rauschenden Palmen."

Am andern Morgen war das erste, daß man den Fährten des Löwen nachspürte. Das Ergebnis war sehr merkwürdig. Der Löwe hatte offenbar lange Zeit zwischen dem Plage, wo der Dichter gelesen, und dem Herrenhause gelegen. Unverkennbar waren die Spuren von Branken, Brust und Leib. Er hatte unruhig mit seinem Schweife die Erde gepötscht, mit den Blicken nach dem Hause zu. Alles das war deutlich zu erkennen; doch hatte er sich offenbar bei dem Lärm von Tellerklappern und Stimmengewirre und bei den zahlreichen Lichtern nicht näher herangewagt. Als der junge Liebling der Musen den Bers dichtete, in dem er sich selber eintretenden Falles dem Löwen als Festbraten empfahl, lag der Löwe unmittelbar in seiner Nähe. Wäre er direkt nach dem Hause zurückgekehrt, so wäre er ohne Biß und ohne Laterne dem Untier gerade in den Nacken gelaufen. Seine innere Stimme, oder vielmehr die seiner Braut, hatte ihn vor diesem Unheil bewahrt. — Der Löwe mußte ein völlig ausgewachsenes männliches Exemplar gewesen sein. Er hatte einen Gel geschlagen, der sehr zahm war, und den der Pferdejunge deshalb ganz gegen seine Instruktion ein durchaus ungebundenes Dasein führen ließ. Von dem Opfer fand man nicht viel mehr als die Knochen. Der alte Herr hatte dann im Klusse seinen vermutlich recht achtungsgebietenden Durst gelöscht und war weitergewechselt. Die Treibjagd auf ihn blieb ergebnislos.

Ostafrikanische Löwengeschichten.

Plauderei von Otto Stollowsky.
 Mit 6 Zeichnungen von Paul Mager.



den mehr oder weniger jungfräulichen Gefilden des äquatorialen Ostafrika besitzt der Löwe noch eine Naturheimat. In erstaunlich großer Anzahl sind die „königlichen“ Raubtiere dort in ungebundener Wildheit vorhanden. Im ehemaligen Deutsch-Ostafrika wird diese Tatsache durch die durch die Regierung eingeführte Prämien-Zahlung für erlegte Löwen erwiesen. Im Jahre 1908/09 sind laut amtlicher Nachweisung insgesamt für 437 Löwen derartige Prämien ausbezahlt worden. In Britisch-Ostafrika hat die große Anzahl der in den weiten Steppengebieten des Landes vorkom-

menden Raubtiere dieser Gattung geradezu einen neuen Sport der finanzkräftigen Jäger- und Globe-Trotter-Welt gezeitigt, so daß es in diesen Kreisen heute bereits zu den Selbstverständlichkeiten gehören dürfte, in Ostafrika mindestens ein Exemplar dieser Riesentagen zur Strecke gebracht zu haben. Afrika hat auf dem Gebiete der Jagd seine besonderen Reize, und unter diesen steht die Jagd auf Löwen, aber nun bei dem Neuling, an erster Stelle. Unter den richtigen „Afrikanern“ weißer Hautfarbe wird die Frage: „Löwen erlegt?“ gewöhnlich nur mit Nennung einer Vielzahl beantwortet. Wenn auch manches Jägerlatein mit unterlaufen mag, so ist es doch Tatsache, daß mehr Beamte, Offiziere, Pflanzer und Kaufleute sich mit Jug und Recht als Löwenjäger zu bezeichnen in der Lage sind, als man daheim gemeiniglich vielleicht annehmen dürfte. Es gibt auch zweifellos eine ganze Anzahl Leute unter ihnen, die im Laufe einer mehr oder weniger längeren Zeit auch mehrere Löwen-Erfolge in ihre Schußliste aufzunehmen vermochten. Eine Rekordleistung in letzterer Hinsicht hat gewiß ein Offizier aufgestellt, der vor einer längeren Reihe von Jahren in weiteren Innern des Landes an einem Tage sage und schreibe fünfzehn Löwen auf die Decke legte! Das war außerdem auch noch ein ganz gutes Geschäft zu nennen, wenn man in Betracht zieht, daß das Gouvernment zu jener Zeit 40 Mark für jedes zur Strecke gebrachte Exemplar an den glücklichen Jäger bezahlte. Der natürlichen Löwenvermehrung hat übrigens der ganze Prämienaufwand wenig Abbruch getan. Man schöpft eben vorläufig noch aus dem Vollen, und die weitausgedehnten, von Menschen unbewohnten Steppengebiete gewährleisten noch immer einen raschen Nachwuchs aller erstandenen Abgänge.

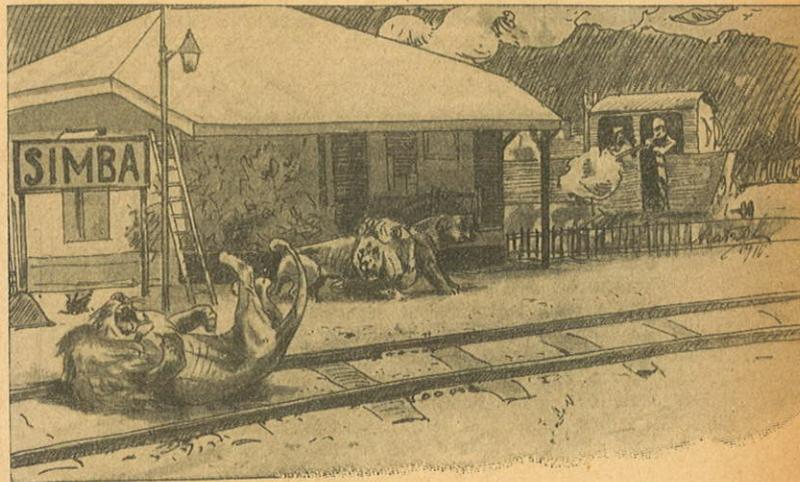
Das Löwenschießen gilt in Ostafrika im allgemeinen für ebenso ungefährlich, oder vielmehr, in Anbetracht aller in Rechnung zu ziehender Umstände, nur ebenso gefährlich wie die Jagd in Afrika überhaupt. Es ist schon manch einer ausgegangen, um sich aus des

lieben Herrgotts Fleischkammer einen Braten zu hauen, und er ist mit einer Löwentrophäe heimgekehrt! Ein völlig unverhofftes und ungesuchtes Zusammentreffen mit einem Löwen in den Wildsteppen ist gar nicht selten. Sind doch der Jäger und der Löwe Konkurrenten auf gleichem Gebiete! Daß der Jäger dann infolge seiner ungleich wirksameren Ausrüstung im Wettbewerb als Sieger auch dem Löwen gegenüber wohl bestehen muß, ist eigentlich nur selbstverständlich. Eine gute Gelegenheit zum Schuß ist alles, denn die vielgepriesene „Sicherheit der Hand“ ist eine selbstverständliche Voraussetzung für jeden Jäger. Dem Löwen ist an einem solchen Rencontre in der Regel nicht gar viel gelegen: denn wo er kann, geht er erfahrungsgemäß einem solchen geflüchteten aus dem Wege. Einmal verwundet, stürzt er sich allerdings in der Regel auf den Angreifer; den Menschen direkt gefährlich wird er nur in einer besonderen Spezies. Im allgemeinen scheint der Löwe dem Wildfleisch vor dem Menschenfleisch den Vorzug zu geben. Aber es gilt unter Kennern als feststehende Tatsache, daß



... Eines Tages wurde nun wieder aus dem Lager einer mehrere hundert Köpfe starken Karawane bei Ueta ein schwarzer Mann durch Löwen fortgeschleppt. ... solche Löwen, die jemals durch besonderen Zufall oder günstige Gelegenheit in die Lage kamen, an einem Menschen ihren Hunger zu stillen, alsdann dieser Ernährungsart den unheimlichen Vorzug geben. Es ist, als wären sie auf den Geschmack gekommen! So entsteht die besondere Gattung der sogenannten „Menschenfresser“! Die Zahl dieser Löwen ist in Ostafrika leider nicht gering. Sie ergänzt sich noch durch jene Tiere, die aus besonderen Ursachen das flüchtige Wild nicht mehr zu erjagen imstande sind. Sei es, daß infolge vorgerückten Alters die Beweglichkeit und Sprungkraft geringer geworden, sei es, daß eine in einem Kampfe davongetragene Verletzung der Pranken oder des Gebisses die Schlagkraft vermindert. Hat ein Löwe dann auch noch erfahren, wie ganz ungleich leichter und einfacher es für ihn eigentlich ist, seinen täglichen Nahrungsbedarf aus der Eingeborenen-Bevölkerung heraus zu entnehmen, so

hat er dann wohl noch eine neue Veranlassung, seine entfehlende Aufmerksamkeit dem Menschen zuzuwenden. Die außerordentlich leichte Bauart der Eingeborenen-Behausungen gewährt den Bewohnern gar keinen Schutz gegen die auf solche Weise aggressiv gewordenen Löwen-natur. Ein Prankenschlag genügt gewöhnlich vollständig, dem Löwen den Zugang zur gewünschten Beute zu verschaffen. Die geradezu verblüffende Sorglosigkeit der Neger in dieser Hinsicht gibt dem Menschenlöwen allmählich eine Dreistigkeit, die jeder Beschreibung spottet und dem Lande eine unglaublich hohe Zahl an Menschenverlusten auferlegt. Oftmals verfest ein einziges Exemplar dieser zum „Menschenlöwen“ gewordenen Löwen eine ganze Landschaft unter den Bann eines tödlichen Schreckens. So berichtet z. B. die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“, daß allein in dem Dorfe



... Auf der Station „Simba“ haben die Raubtiere vor wenigen Jahren einen Bahnbeamten mehrere Tage lang regelrecht belagert ...

Mule, in der näheren Umgebung der Hafenstadt Kilwa, innerhalb weniger Monate 18 Menschen von Löwen geholt worden sind, und derartige Fälle sind gar nicht so selten, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Diese verhängnisvolle Zuneigung einzelner Löwen-Individuen zu dem Menschen hat bei den Eingeborenen zu mancherlei Legendenbildungen geführt. Viel verbreitet ist der durch die „Zauberer“ emsiglich genährte Glaube unter ihnen, daß der „Menschenlöwe“ die verheerte Verkörperung eines bössartig veranlagten Menschen darstellt. In früheren Zeiten sind auf Grund solcher Anschauungen und der hierdurch heraufgeschworenen „Gottesurteile“ vielfach grausame Justizmorde herbeigeführt worden. Aber auch bei Europäern wurden dadurch bedenkliche Irrtümer hervorgerufen.

Nach dem letzten großen Aufstande im Jahre 1906 hatte die Löwenplage in Deutsch-Ostafrika geradezu erschreckliche Dimensionen angenommen. Die Schwarzen kampierten damals zumeist im offenen Busch, da ihnen der Krieg die Behausungen zerstört hatte. Nachdem die Kriegsfurie endgiltig vorbeigezogen war und die Menschen ihre „festen“ Wohnsitze eingenommen hatten, holten diese Löwen die Schwarzen infolge der angenommenen Nahrungsgewöhnung mit dreister Gewalt aus den Hütten, und auch keine Karawane war mehr sicher, entweder während des Marsches am Tage oder im Lager während der Nacht den Raubtieren Opfer darbringen zu müssen. Geradezu entsetzlich wütete die Löwenplage in jener Zeit in der vom Aufstand besonders stark mitgenommenen Landschaft Usagara, in dem südlich von der Station Kilossa gelegenen Teile. Es verging tatsächlich kaum ein Tag, ohne daß schwarze Menschen diesen Tieren zum Fraße wurden. Löwen umkreisten ständig bei Nacht in großer Anzahl die Dörtschaften und die Karawanenlager, und diesen gewährte selbst der übliche Feuerbrand des Lagerfeuers keinen Schutz mehr. Dem Aberglauben der Eingeborenen, die ohnedies durch ihre „Zauberer“ aus Anlaß des Aufstandes in außergewöhnliche geistige Erregung versetzt worden waren, war von neuem Tür und Tor geöffnet.

Eines Tages wurde nun wieder aus dem Lager einer mehrere Hundert Köpfe starken Karawane bei Uleia ein schwarzer Mann durch Löwen fortgeschleppt. Die Karawane stand unter der Führung dreier, erst kurze Zeit im Lande befindlicher deutscher Unteroffiziere. Fährte und Blutspuren erwiesen deutlich die Ursache der nächtlichen Aufregung und des Verlustes eines Trägers. Auf der Verfolgung der Spuren fanden die drei mit den Gebräuchen der Eingeborenen und deren Sprache ganz unerfahrenen Unteroffiziere in die unter dem Namen all dieser schrecklichen Ereignisse stehende Dörtschaft. Der Jumbo — der Dorfälteste — selbst berichtet ihnen dort in breitester Ausführlichkeit, daß ein Mann, namens Farhani, des Nachts in Löwengestalt das Land durchstreife und bereits so und so viele Menschen getötet habe! Die Unteroffiziere glaubten sicherlich besonders Arg zu sein, als sie endlich all das Gerede des Jumbos und seiner Leute so weit verstanden zu haben meinten, daß dieser infame Farhani sich des Nachts eine Löwenhaut um seinen Körper lege, um dann seine scheußlichen Mordtaten auszuführen! Den Mann unschädlich zu machen, schien ihnen ein Verdienst. Mit Beihilfe der Eingeborenen wurde also die Hütte Farhanis umstellt und der alsbald aus ihr hervorgeholte Mann gefesselt. Man beschloß, ihn mit Bericht der Lokalbehörde in Kilossa zur Aburteilung zuzusenden. Eine Anzahl Eingeborene, unter ihnen der Jumbo, sollten als Kronzeugen mit ihm nach Kilossa gehen. Dort wäre ja auch wohl eine befriedigende Aufklärung der Sache erfolgt. Farhani aber bekam es mit der Angst zu tun, denn daß er verloren war, sobald man ihm nachwies, daß er der „Löwe“ gewesen, schien ihm wohl sicher. So entriß er sich mit jäher Kraft der Fessel und versuchte sein Heil in der Flucht. Ein Schuß brachte hinter dem vermeintlichen Kapitalverbrecher und — Farhani hatte Aberglauben und Unwissenheit mit dem Tode bezahlt! -

Vorläufig hat auch der schon mehr als 200 Kilometer über Kilossa hinaus vorgebrungene Schienenstrang wenig Einfluß auf eine Unterdrückung der Löwengefahr ausgeübt. Der Löwe scheint vor diesem modernen, Lärm und neues Leben in die Natur bringenden Verkehrsmittel im Gegenteile recht wenig Scheu zu empfinden. Zu Morogoro statteten Löwen, wie allgemein bekannt geworden ist, jüst am Tage der Eröffnung der Bahnstrecke, kaum 4 Stunden nach Eintreffen des ersten Personenzuges, der Staats-Sekretär Dernburg mit seiner zahlreichen Begleitung von der Küste brachte, dem unmittelbar beim Bahnhof gelegenen Festlokal während des immerhin geräuschvollen Festessens Besuch ab. Offenbar handelte es sich aber damals nicht um Menschen-Löwen, denn die Bestien begnügten sich mit einigen Schweinen aus des Wirtes Stalle. An die englische Uganda-Bahn in Britisch-Ostafrika knüpfen sich schon eine ganze Menge zum Teil recht tragisch verlaufener Löwenge-
 Ein Löwe brach des Nachts in das Zelt am Streckenbau tätigen Sektions-Ingenieur und riß den schlummernden Mann — Engländer — aus dem Bette, um mit Beute das Weite zu nen, noch ehe die im Zelte ruhende Gattin genieurs, von dem schrei ihres Mannes Zeit fand, von der vertrauten Schießwaffe Gebrauch zu machen!

Auf der damals nur mit einem einzigen indischen Beamten besetzten Station mit dem ominösen Namen „Simba“ (Löwe) haben die Raubtiere vor wenigen Jahren einen Bahnbeamten mehrere Tage lang regelrecht belagert und an der pflichtgemäßen Ausübung seines Nutzen-Dienstes gehindert, da der Mann wohl ein Gewehr aber keine Munition mehr besaß, um sich die Störenfriede seines Amtes vom Halse halten zu können. So telegraphierte er schließlich an die Nachbarstation um Hilfe, und auch die alsbald heranbrausende Lokomotive verscheuchte die hartnäckigen Ragen nicht aus der nächsten Umgebung der Station. Das taten erst die Büchenschüsse der mit dem „Hilfszug“ gekommenen Befreier. In weiterer Deffentlichkeit bekannt geworden ist auch das tragische Abenteuer dreier Europäer im Schlafwagen auf einer Station dieser Bahn in der Nähe von



... So entspann sich ein fürchterlicher Nahkampf zwischen Mann und Raubtier. ...

ichichten.
 eines
 rieurs
 einen
 seiner
 gewin-
 bes In-
 Todes-
 erweckt,

Nairobi. Dort waren schon mehrere der schwarzen Bahnangestellten und sonstige Eingeborene von einem immer wiederkehrenden Menschenlöwen geholt worden, und so hatten diese drei Fahrgäste der Bahn den lobenswerten Beschluß gefaßt, die Station von ihrem Peiniger zu befreien. Man hatte zu diesem Zwecke am Abend den Schlafwagen einige hundert Meter vom Stationsgebäude entfernt auf die offene Strecke hinauschieben lassen und in seiner unmittelbaren Nähe einen Esel als Lockmittel an einem Baume festgebunden. Die erste Wache traf nach Los den Italiener, der mit schußfertigem Gewehr seinen Posten einnahm. Zum Schutze gegen die recht empfindliche Nachtkälte der afrikanischen Hochebene hüllte der brave Mann sich in eine solide Kamelhaardecke. Im Wagenabteil legte der Deutsche sich in das untere, der Engländer in das über jenem gelegene obere Bett



... Es verging tatsächlich kaum ein Tag, ohne daß schwarze Menschen diesen Tieren zum Fraße wurden. ...

und auf der Türschwelle liegende Italiener, und auch nicht der in der unteren, also eigentlich bequemer zu erreichenden Koje liegende Deutsche wurde das Opfer der schlafenden Bestie, sondern der im oberen Bette schlafende Engländer! Der Italiener erwachte wohl, aber er stüchtete in Angst und Schrecken gegen die Station. Der Deutsche ward wachend Zeuge des schrecklichen Vorganges im Wageninnern, der noch durch den Umstand an Unheimlichkeit gewann, als infolge der gewaltigen Erschütterung des Wagens durch das rasende Tier die Schiebetür des Abteils sich selbsttätig schloß. Entsetzlich arbeitete die wilde Bestie in der fürchterlichen Enge des Raumes, die dem Deutschen jede freie Bewegung und Hilfeleistung zur absoluten Unmöglichkeit machte. Erst als sich die Tür auf gleiche Weise von selbst wieder öffnete, entsprang das Raubtier mit seinem Opfer im Rasen dem Wagen. Die nun aufgenommene Verfolgung verlief ohne Resultat.

zur Ruhe nieder. Der Löwe kam noch vor Mitternacht und fand seine geschworenen Feinde, aber alle drei in tiefstem Schlaf, denn auch der Italiener war, auf der Türschwelle liegend, friedlich entschlafen. Nicht der Esel am Baum vor dem Wagen, nicht der in seiner Kamelhaardecke eingewickelte auf der Plattform

Auch in unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika sind verschiedene ernsthafte Zusammenstöße zwischen Europäer und Löwen vorgekommen, doch immer ist noch der Mensch schließlich der Überlebende, wenn auch oft recht arg zugerichtete Sieger gewesen. Vor einigen Jahren ist ein Feldwebel der Schutztruppe in der Nähe von Tanga von einem angeschossenen Löwen angenommen worden, ohne daß er zu einem zweiten Schuß Zeit hatte. So entspann sich ein fürchterlicher Nahkampf zwischen Mann und Raubtier. Der über enorme Körperkräfte und eine Riesengestalt verfügende Feldwebel hielt mit seiner rechten Hand den auf den Hinterläufen zur vollen Höhe emporgerichteten Löwen mit eisernem Griffen an der Gurgel fest und hinderte ihn außerdem nach Möglichkeit am Zubeißen gegen seinen Kopf, indem er seinen linken Arm in Ellenbogenbeuge weit in den fauchenden Löwenrachen stieß. Aber trotz der großen Körperkraft und seiner erstaunlichen Kaltblütigkeit wäre der Feldwebel ohne allen Zweifel in dem ungleichen Kampfe unterlegen. Aber ein gutgezielter Schuß eines in der Begleitung des Feldwebels gewesenen schwarzen Sol-



daten befreite ihn, wenn auch schwer verwundet aus der entsetzlichen Lage!

Ein Oberleutnant, der Ende der 90er Jahre in Mahenge einem aus gleicher Veranlassung anspringenden Löwen infolge seiner kleinen und schwächtigen Gestalt bereits am Boden unterlegen, vermochte sich durch einen wohlgezielten Pistolenschuß im letzten Augenblick noch selbst zu befreien.

Wesentlich ungefährlicher ist der von Europäern wie Eingeborenen gegen die Löwen geführte Kampf mittels Fallen. Die Europäer bedienen sich hierbei der großen Tellereisen, die durch Zuschlagen zweier eisener, gezählter und durch starke Federn gespannter Bügel den Löwen gewöhnlich an einer oder beiden Pranken nach Art der Fuchseisen festhalten. Ein Schlepp-Anker macht dem geklemmten Tiere ein weites Entweichen unmöglich. Ein Fangschuß aus nächster Nähe im vollen Tageslicht beschließt dann den gewöhnlich in der

Nacht begonnenen Vernichtungsakt. Bei Außerachtlassen der immer gebotenen Vorsicht sind jedoch auch hierbei gefährliche Zwischenfälle vorgekommen.

Auch sogenannte Selbstschüsse werden von Europäern vielfach in Anwendung gebracht. Der Erfolg hängt hier aber von mancherlei Zufälligkeiten ab.

In anderen Gegenden Ostafrikas, wie z. B. in den weiten Grasebenen am Nutiyi und am Mlanga, sind regelrechte Treibjagden auf Löwen auf der Tagesordnung. Ist ein Tier aufgespürt, dann rufen besondere Trommel-Signale alle wehrfähigen Männer der Landschaft zusammen. Die dabei übliche sinnlose Schießerei wird nicht selten den beteiligten Menschen gefährlicher als dem Löwen. Weil aber so viele Hunde des Hasen Tod sind, so erliegt auch der Löwe sehr oft wirklich dem Massenfeuer. Die Decke des Löwen ist dann immer durch mehrere Geschosse durchlöchert und nicht selten auch noch durch unzählige Speerstiche für dekorative Zwecke unbrauchbar gemacht.

In jedem Falle gelangt die Decke mit dem Schädel der auf alle Arten erlegten Löwen an die nächste Lokalbehörde — Bezirksamt oder Militärstation zur Ablieferung, woselbst die Auszahlung der Prämie an den oder die Erleger erfolgt. Oftmals bringen die Eingeborenen ein glücklich zur Strecke gebrachtes Tier mit tosendem Triumphgeheul in natura zur Station und verjubeln den Prämienerslös allfogleich in landesüblichem Hirsebier der „Pombe“. Die auf den Stationen abgegebenen Löwenfelle werden dort gelegentlich meistbietend versteigert, doch die erzielten Einnahmen decken nur einen kaum nennenswerten Teil der Prämienkosten. Den Eingeborenen dienen verschiedene Körperstoffe der erlegten Tiere zur Bereitung besonderer Medicinen und Zaubermittel, so das Fett, die Schweifshaare u. v. a., als Heil- und Schutzmittel gegen mancherlei Gefahren und Gebrechen! Verzehrt wird allein, und zwar besonders von den Eingeborenen-Jägern und den Muhammedanern, das Herz des Löwen: es soll Mut und Kraft verleihen!

Von Tigern überfallen.

Erlebnis einer englischen Familie in Indien.

Mit 5 Abbildungen.

Wie bekannt, greifen Tiger, die bisher nur Vieh geraubt und Menschenfleisch noch nie gekostet haben, nur in den seltensten Fällen, z. B. wenn sie verwundet oder gereizt sind, den Menschen direkt an. Haben sie aber einmal erst Menschenblut geleckt, so verschmähen sie jede andere Nahrung und trotzen allen Gefahren, um sich den Genuß des sehnlichst begehrten Leckerbissens zu verschaffen.

Solche Tiger, sogenannte „Menschenfresser“, werden zum Schrecken zur furchtbaren Plage desjenigen Distrikts, in dem sie zum erstenmal Menschenfleisch gekostet haben und den sie nun nicht mehr verlassen, solange sie dort noch Menschen wittern.

Daher kommt es nicht selten vor, daß in Indien sämtliche Einwohner einer Ortschaft, in deren Nachbarschaft solche Menschenfresser ihr Unwesen treiben, diesen das Feld räumen und auswandern. Zu



... Schon hatten die Besten sich dem Alten beträchtlich genähert ...

undolent, vielleicht auch zu feige, sich gegen die Bestien zu wehren, packen die Hindus ihre geringe bewegliche Habe zusammen und verlassen die einfachen, ziemlich wertlosen Schlamm-, Lehm- und Bambushütten, um sich anderswo anzusiedeln, wo kein „Menschenfresser“ ihr Leben bedroht. So findet man dann gelegentlich Dörfer, die einen geradezu gespenstigen Eindruck machen. Nicht etwa verfallen, sondern in verhältnismäßig gutem baulichen Zustande liegen sie da; aber sie sind wie ausgestorben, nicht Mensch, nicht Haustier belebt



... Die beiden Tiger führten auf das Bungalow zu ...

das stille, öde Landschaftsbild. Und erkundigt der über den seltsamen Anblick verblüffte Fremde sich nach der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung, so erfährt er, daß die früheren Ortsbewohner vor einem „Menschenfresser“ geflohen und mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel fortgezogen sind.

Ein klassisches Beispiel von der Wildheit und Dreistigkeit dieser gefährlichen Bestien ist ein Erlebnis eines in Hyderabad ansässigen englischen Beamten, Namens Wicks, der sich in dem von Hyderabad

aus in ein paar Stunden zu erreichenden Orte Patancheroo ein kleines Bungalow (einstöckiges, aus Holz oder Bambus erbautes Sommerhäuschen) hatte errichten lassen, um hier mit Weib und Kind die heiße Jahreszeit zuzubringen. Infolge seiner Höhenlage hatte der Ort eine angenehme, kühle Temperatur, auch kamen die Nimrode unter den Sommergästen hier gut auf ihre Kosten, denn in der vielfach mit erratischen Blöcken übersäten und mit dichtem Gebüsch bestandenen Umgegend gab es viel Wild. Rebhühner, Wachsteln und Hasen waren stets in überreicher Menge da, ja sogar Antilopen traf man gelegentlich an,



... Wüthig
geistesabwesend legte
sie das Kind auf einen
Felsblock ...

und in den „Tanks“ — wie man die zwischen zwei Hügeln des welligen Geländes liegenden Tümpel scherzweise nannte — hielten sich Wasserhühner auf. Wer auf größeres Wild pürschen wollte, mußte allerdings höher in die Berge gehen, denn Panther und Tiger verirrt sich nur selten nach Patancheroo. Daß man sich in dieser Hinsicht jedoch nicht allzusehr in Sicherheit wiegen durfte, beweist am meisten Mr. Wicks Abenteuer.

Außer seinem auf dem Ramm eines Hügels erbauten Bungalow befand sich auf dieser Seite der Ortschaft nur noch ein anderer, der seinem Freunde Connell gehörte, aber noch nicht bezogen war. Wicks Bungalow enthielt vier Zimmer und hatte natürlich auch an der Vorderseite die unvermeidliche Veranda, alles aus Holz und Bambus erbaut; Ziegelbauten gab es damals noch nicht.

Das erste Gemach hatte zwei Türen, von denen die eine auf die Veranda, die andere zu den Räumlichkeiten für die Bedienung führte. Danach kam das Schlafgemach, neben dem ein dritter Raum in ein Bade- und Garderobenzimmer geteilt war, während man aus seinen Fenstern einen Ausblick über das mit Felsklüften und Gesträuch überfüllte Gelände bis zum Hofplatz von Mr. Connells Bungalow hatte.

Allein der Türrahmen zwischen dem Badezimmer und dem Nebenraum hatte eine, wenn auch nur einfache, aber doch feste Türfüllung, während die anderen Türöffnungen nur mit schweren Portieren verhängt waren.

Auf Connells Bitte war Mr. Wicks bereits am Tage seiner Ankunft zu dessen Bungalow gegangen, um dem Verwalter zu bestellen, dieser möge die Zimmer lüften lassen. Als er dann zum Frühstück heimkehrte, traf er seine Frau mit dem schlafenden Kinde auf dem Schoße im Vorzimmer allein an. Auf seine Frage, wo denn die Dienerschaft sei, antwortete seine Frau in leisem Tone: „Sie ist ins Dorf gegangen, um für morgen die nötigen Einkäufe zu machen. Dabei fällt mir ein, Herbert, daß du nach dem Tee noch einen kleinen Spaziergang machen könntest. Nimm die Flinte mit und sieh doch zu, daß du etwas zu Mittag schießest. Denn im Dorfe wird doch wohl nur das ewige Hammelfleisch zu bekommen sein.“

„Gern, Schatz,“ antwortete Wicks. „Wo hast du denn den Gewehrkasten hingestellt?“

„Unter das Bett,“ erwiderte seine Frau mit etwas verlegenem Lächeln. „Ich denke, dort ist er am sichersten aufgehoben und auch sofort zur Hand, wenn etwas vorkommen sollte.“

„Ei, ei, du wirst doch nicht etwa nervös werden?“ fragte Wicks in erstauntem Tone.

„N—ein,“ antwortete sie etwas verlegen, „aber ich muß gestehen, ich würde mich freuen, wenn Connells erst hier wären.“

„Aber hier ist doch gar nichts zu befürchten,“ sagte Wicks in ungeheuchelter Ueberzeugung.

„Gar nichts zu befürchten? Oho, was war denn das, was dort über Connells Hof so stürmte? Ein Eingeborener und ihm dicht auf den Fersen zwei gelb und schwarz gestreifte Tiere?“

Nach Mr. Wicks Fortgang hatte der Verwalter des Connellschen Bungalows, ein alter Hindu, Namens Ram Das, sich mit seiner Hootah (Wasserpfeife) auf den Hof begeben, um dort in Gemütsruhe ein Pfeifchen von dem feinen Tabak zu rauchen, den Mr. Wicks ihm zum Geschenk mitgebracht hatte. Plötzlich sah er, bei einem sonderbaren Geräusch emporblickend, in der Ferne zwei Tiger, die auch ihn bemerkt haben mußten, denn sie kamen in weiten Sätzen dahergestürmt. Zunächst empfand er keine sonderliche Furcht; er wußte,



... Draußen umkreisten die Tiger das Bungalow brüllend und von Zeit zu Zeit gegen dessen Türen und Fenster springend. ...

daß die Bestien ungereizt keinen Menschen angriffen. Das änderte sich jedoch, als er an dem blindwütigen, ununterbrochenen Vorwärtstürmen der Tiger erkannte, daß sie zu der furchtbaren Sorte der sogenannten „Menschenfresser“ gehörten. Schon hatten die Bestien sich dem Alten bedenklich genähert; es war für ihn die allerhöchste Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Das tat er denn auch, ließ Hooah Hooah sein und sauste schnell wie der Witz in das Bungalow, wo er in größter Hast die geeigneten Türen hinter sich zuwarf und verriegelte. Inzwischen waren auch die Tiger am Bungalow angelangt und gaben ihr Mißvergnügen über die verschlossenen Türen und vergitterten Fenster durch dumpfes, Mark und Bein erschütterndes Brüllen zu erkennen. Nachdem sie das Bungalow mehrmals umkreist und die unverschlossenen Räume, ohne etwas Genießbares zu finden, durchschnüffelt hatten, zogen sie, vor Wut fauchend, fort. Und zu seinem größten Schreck wie Kummer — denn er war außerstande, das geringste dagegen zu tun — sah der alte Hindu, daß die hungrigen Bestien nun die Richtung nach Mr. Wicks Bungalow einschlugen, dessen Türen weder geschlossen noch verriegelt werden konnten, da sie nur mit Portieren verhängt waren.

Unterdessen saß Mr. Wicks allein im Vorderzimmer; seine Frau war mit dem Kinde ins Hinterzimmer gegangen, um etwas zum Abendessen anzurichten. Doch wer beschreibt ihren Schreck, als sie, zufällig durch das Fenster blickend, die beiden Tiger auf ihr Bungalow zustürmen sah? Wie durch höhere Eingebung lief sie mit dem Kinde in das Badezimmer, während sie ungestüm und vor Todesangst außer sich nach ihrem Manne schrie.

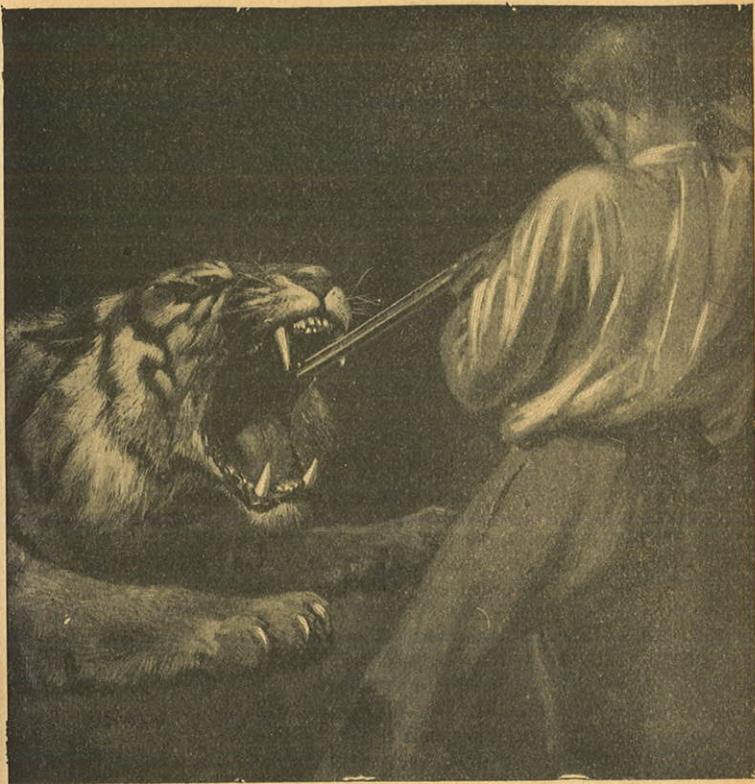
„Was gibts denn?“ rief Wicks, beim Geschrei seiner Frau erschrocken aufspringend.

In demselben Augenblick waren die beiden Tiger aber auch schon auf der Veranda angelangt, und der eine steckte sogar seinen Kopf durch die offene Türe. Vor Bestürzung unfähig, ein Glied zu rühren, starrte Wicks das Tier an, welches ebenfalls infolge der ungewohnten Umgebung nur zaghaft eine Pranke vor die andere setzte. Doch nun kam Leben in Wicks Gestalt; die Lähmung energisch abschüttelnd, ergriff er den Teetisch und warf ihn dem Tiger an den Schädel, worauf die durch das Klirren erschreckte Bestie stuzte und zurückwich. Diesen Augenblick nutzte Wicks und sprang mit ein paar gewaltigen Sägen zu seiner Frau in das Badezimmer. Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, denn im nächsten Moment rasten schon beide Tiger in das Zimmer und dem Manne nach in das Schlafzimmer, dessen zum Baderaum führende Tür Wicks nur noch mit knapper Not hinter sich zuwerfen und zu verriegeln vermochte.

„Gott sei Dank, Herbert, nun sind wir gerettet,“ rief Mrs. Wicks aus, deren Furcht sich legte, als sie ihren Gatten, ihren natürlichen Beschützer, wieder neben sich sah.

Doch dieser wußte besser, in welcher furchtbarer Gefahr sie sich befanden und daß es nur einiger Sprünge der Tiger gegen die Tür bedurfte, um diese zu zertrümmern. Und dann waren Mann, Weib und Kind unrettbar verloren. Daher beschwor er seine zunächst ganz verständislose Frau mit dem Kinde nach Connells Bungalow zu

laufen, wo Ram Das, der gewiß schon auf der Laner stand, sie einlassen würde. Dort, hinter den schweren Türen, würden sie alle in Sicherheit sein. Zuerst sträubte Mrs. Wicks sich, so daß ihrem um das Leben von Weib und Kind hangenden Gatten der Angstschweiß ausbrach. Aber erst, nachdem er ihr versichert hatte, daß beide Tiger sich innerhalb des Bungalow aufhielten, gelang es ihm, ihre Furcht-



... Wicks feuerte beide Schüsse ab ...

samkeit soweit zu überwinden, daß sie ihm gehorchte, leise durch das niedrige Fenster hinauskrieg und, so schnell ihre Füße sie trugen, nach dem Connellschen Bungalow lief. Doch hatte die Angst ihre Gedanken bereits so verwirrt, daß sie völlig geistesabwesend ihr Kind auf einen der von Gestrüpp umwucherten Felsblöcke legte und dann weiter hastete.

Wicks Lage war inzwischen immer gefährlicher geworden; er mußte darauf gefaßt sein, daß die Tiger sich trennten und einer von ihnen wieder das Bungalow zu umkreisen begann, während er sie durch Poltern an ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort zu fesseln und damit das Gelingen der Flucht seiner Frau zu sichern suchte. Als er glaubte, daß sie das sichere Bungalow erreicht habe, schwang er sich daher ebenfalls durch das Fenster und lief nun auch, was er laufen konnte, zum benachbarten Bungalow hin.

Unterwegs überholte er aber noch seine Gattin, die erst vor kurzem von einer schweren Krankheit genesen war und nicht so rasch laufen konnte wie er.

„Schnell, schnell! Beeile dich!“ rief er ihr im Vorbeieilen zu. Als er aber das Connellsche Bungalow erreicht hatte und sah, wie sie sich abmühte, schämte er sich seines instinktiven Egoismus und eilte zurück, um seine Frau zu unterstützen. Es war aber auch die allerhöchste Zeit, denn Ram Das sah die beiden Tiger von dem Wicks'schen Bungalow heranstürmen und rief dem Ehepaar mit angstbelebender Stimme zu:

„Rasch, Sahib, rasch! Im muß die Türe schließen.“

Halb tragend, halb schleifend, riß Wicks seine Frau mit sich fort und erreichte mit ihr noch glücklich die offene Türe, welche der vor Angst und Ungeduld am ganzen Leibe zitternde Ram Das den beiden Bestien nur gerade noch dicht vor der Nase zuschlagen konnte.

Als Mrs. Wicks, die halb ohnmächtig in einen Stuhl gesunken war, wieder zur Besinnung kam, galt begreiflicher Weise ihr erster Gedanke dem Kinde.

„Wo ist das Kind, Herbert?“ küßte sie.

„Herr im Himmel! Ja, wo ist denn die Kleine?“ schrie Wicks, der in seiner gewaltigen Erregung gar nicht mehr an das Kind gedacht hatte, sich verstört im Zimmer umblickend.

„Ich legte es unterwegs auf einen Stein,“ schluchzte sie herzzerreißend. Nun kam ihre Handlungsweise ihr so unnatürlich, so schimpflich und schwachvoll vor, daß sie vor Herzeleid und Reue fast verging und sich die Augen aus dem Kopfe weinte.

„Weshalb weint denn die Mem Sahib (Sahib = Herr, Mem Sahib = Frau) so sehr?“ fragte der alte Hindu Mr. Wicks teilnahmevoll. Bekümmert schüttelte er den Kopf, als Wicks ihm die unglückliche Tat seiner Frau mitteilte und mit den Worten schloß:

„Ich muß das Kind holen.“

„Nein, Sahib, nein!“ erwiderte der Hindu kopfschüttelnd und setzte mit philosophischem Gleichmut hinzu:

„Dem Kleinen würde es ja doch nichts nützen und Euch nur schaden. 's ist sein Schicksal. Von Euch aber wäre es Selbstmord, wenn Ihr jetzt das Haus verlassen wolltet! Da — schaut hin, dort sind die Tiger schon wieder!“ Bei diesen Worten zog er Wicks mit sich an das Fenster, wandte sich aber sofort höchst erschrocken um, da er einen Türriegel knarren hörte. Mrs. Wicks, die mit ihren leichenblaffen, starren Zügen wie eine Schlafwandelnde ausah, war im Begriff, die Türe zu öffnen und hinauszuschlüpfen.

„Dast, halt! Oh, Sahib, haltet die Mem Sahib fest,“ rief Ram Das bestürzt aus.

Mit einem Satz flog Wicks an die Seite seiner Frau, die er von der Türe forttrieb, wonach er diese rasch wieder zuwarf. Dabei erscholl ein lautes, dröhnendes Schmerzgeheul; einer der Tiger hatte bereits seine Pranke in die Türspalte eingeschoben und brüllte nun zornig, als sie beim Zurückziehen arg gequetscht und abgeschunden wurde.

Inzwischen hatte Mrs. Wicks, die doch eigentlich das ganze Unheil verschuldete, ihrem Manne die bittersten Vorwürfe gemacht.

„Mein Kind, mein Kind!“ schrie sie unaufhörlich. „Daß mich hinaus, wenn du zu feig bist. Es kann jeden Augenblick erwachen und schreien. Sollen wir hier etwa ruhig zusehen, wie es von den Bestien zerrissen und verschlungen wird?“

Ram Das, der Mrs. Wicks Gefühle begriff, küßte ihrem Manne auf Hindostanisch zu:

„Sahib, wenn Eure Mem das Kind jetzt verliert, so verliert sie auch den Verstand, oder Ihr verliert sie auf immer!“

„Gewiß, ich muß gehen, mir bleibt nichts anderes übrig,“ murmelte Wicks in dumpfem Tone vor sich hin; denn er verhehlte sich nicht, daß er in den sichern Tod ging, daß nur ein Wunder ihn retten konnte.

Draußen umkreisten die Tiger das Bungalow brüllend und von Zeit zu Zeit gegen dessen Türen und Fenster springend.

Da kam Ram Das wie durch höhere Eingebung auf den Gedanken, das Mrs. Wicks doch vielleicht das Kind holen könnte, wenn es gelänge, die Tiger so lange an der entgegengesetzten Seite des Hauses hinzuhalten, bis Mr. Wicks zum Kinde gelaufen wäre und dieses mit zurückgebracht hätte.

Da dieser Plan eine Möglichkeit des Gelingens zu bieten schien, zögerte Ram Das nicht, ihn dem verzweifelt vor sich hinstarrenden Ehepaare auseinanderzusetzen und schloß die Erklärung seines waghalsigen Planes mit den Worten:

„Gelingt es uns, die Bestien an der andern Seite des Hauses aufzuhalten, und lauft Ihr, Sahib, so schnell wie ein Hirsch, so ist es möglich, daß Ihr das Kind und mit diesem Euer Bungalow unversehrt erreicht. Wartet jetzt, bis die Tiger wieder an dieses Fenster kommen. Während Ihr dann ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihre Gier zu reizen sucht, schlüpfte ich in das nächste Zimmer und schließe die Außentür ab.“

Wenn die zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankenden Eltern auch Ram Das' Absichten nicht in vollem Umfange begriffen, so vollzogen sie seine Anordnungen jedoch ebenso eifrig wie gewissenhaft.

Bald waren die Tiger wieder am Fenster angelangt, wo Wicks sie auf jede denkbare Art und Weise reizte. Er hörte, daß Ram Das hinter ihm die Miegel zurückschob, und nun mußten auch die Tiger durch das Fenster jene offene Tür bemerkt haben, denn plötzlich rasten

ste dorthin. Doch im letzten Augenblick warf der alte Hindu die Türe wieder zu und verriegelte sie, während die wiederum gefäuschten Bestien wie toll gegen diese Türe und die daneben befindlichen Fenstertraillen sprangen, von denen sie sich nun dem Anschein nach gar nicht trennen konnten.

Der erste Teil von Nam Das Plan war also geslickt. Die Tiger waren von dem Teile des Bungalow fortgeloct, wo sie den Pfad zwischen den beiden Sommerhäuschen vor Augen hatten, und vor Mrs. Wicks lag augenblicklich die Bahn frei.

Nun kam alles darauf an, ob er auch rasch genug laufen könne. Während seine Gattin mit zitternden Händen, aber ganz unhörbar, alle Türen, die er passieren mußte, bis auf die letzte öffnete, hatte er sämtliche Kleidungsstücke, die ihm beim Laufen hindern konnte, ausgezogen. Und als Nam Das, der die beiden Tiger zu größter Wut reizte, ihm zurief: „Jetzt sind sie beide hier. Los!“ da flog er wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil dahin.

Schon von weitem erkannte er das weiße Bündel, welches noch so ruhig auf dem Stein lag, wie seine Frau es hingelegt hatte. Fast ohne anzuhalten packte er es im Vorbeilaufen und raste weiter, seinem Bungalow zu. Die äußere Türe des Badesimmers war zwar geschlossen, doch fand er durch die offene Türe des Vorderzimmers Einlaß. Nun hieß es, sich rasch auf das letzte Zusammentreffen mit den Tigern vorzubereiten; denn daß sie nach ihren fruchtlosen Angriffen auf das Connellsche Bungalow hierher zurückkehren würden, war wohl mit Sicherheit zu erwarten. Und so kam es tatsächlich. Die Tiger hatten Mr. Wicks sogar noch während seines Laufens erblickt und waren natürlich hinter ihm hergestürmt. Und kaum hatte er seinen Gewehrkasten unter dem Bette hervorgezogen, das Gewehr mit zitternden Händen zusammengesetzt, geladen und auch eine Hand voll Patronen zu sich gesteckt, als er auch schon die hungrigen Bestien auf der Veranda brüllen hörte. Schnell nahm er das schreiende Kind, Gewehr und Kugelpatronen und eilte in das Garderobenzimmer, wo er sich am besten verteidigen konnte. Zwar war die Außentüre, wie er es befürchtet hatte, nicht eingeklinkt, aber doch wenigstens geschlossen. Indessen bot die innere Türe noch etwas Schutz, wenn auch der größere Teil der oberen Füllung schon vorhin durch die Tiger zertrümmert worden war. Zum Glück hatte er seinerzeit auch, wie es im Connellschen Bungalow war, die Fenster vergittern lassen, so daß die Tiger auch dort nicht Einlaß fanden. Schon erschien, durch das Kindergeschrei angelockt, ein dicker Tigerkopf und prekte sich gegen die Eisenstäbe, während eine der gewaltigen, krallenbewehrten Taten durch die Sprossen langte, um Wicks zu packen. Ruhig hob dieser das Gewehr, legte an, zielte auf eins der funkelnden Augen und feuerte. Laut brüllend sank der Tiger zurück, schlug noch ein paarmal mit Schweif und Taten um sich und streckte sich dann lang aus.

„Möchte wetten, daß der nichts mehr braucht,“ murmelte er mit grimmigem Lächeln, während er den abgeschossenen Lauf wieder lud. Dabei war es ihm, als ob eine unsichtbare Hand ihm das Gesicht nach dem Badeszimmer hindrehte. Doch welcher Schreck durchzuckte ihn,

als er nach dem Einschnappen des Laufs vom Gewehr aufblickend, im Nebenraum den zweiten Tiger sah, der die Außentüre geöffnet hatte und ins Badeszimmer getrohen war. Schleunig legte Wicks zum zweitenmal das Gewehr an und drückte ab. In seiner starken Erregung hatte er jedoch zu hoch gezielt, und mit schaurigem Brüllen richtete die Bestie sich empor. Aber Blitz und Knall des Schusses schienen ihr doch einen großen Schreck eingejagt zu haben, denn im nächsten Augenblick war sie mit einem gewaltigen Satz durch die offene Tür wieder auf die Veranda zurückgelehrt, wo sie nun unaufhörlich hin und her lief und einen andern, weniger gefährlichen Eingang suchte. Auch hatte sie schon mehrmals durch das Fenster des Garderobezimmers in diesen Raum geblickt, den Kopf aber immer so rasch wieder zurückgezogen, daß Wicks nicht zum Schuß gekommen war. Denn er durfte, da er bloß ein paar Patronen zur Hand hatte, nur dann schießen, wenn er das Tier tödlich zu treffen hoffen konnte.

Endlich vermochte der Tiger seine Bier nicht länger zu bezwingen; mit einem Satz sprang er in die Badesstube, und mit einem zweiten flog er durch die zertrümmerte Paneelöffnung der Mitteltüre dem entsetzt zurüchtaumelnden Mr. Wicks direkt vor die Füße.

Blindlings hielt dieser dem seinen Rachen weit aufreißenden Tiere das Gewehr entgegen, dessen Mündung sich nun fast zwischen dem Gebiß des Tigers befand, und feuerte beide Schüsse ab. Doch aufsprang die Bestie gegen die halbzertrümmerte Türe, die nun ganz zusammenbrach, und verschwand mit einem zweiten Sprunge auf der Veranda.

Hals über Kopf lief nun auch Mr. Wicks mit seinem Kinde in das Schlafzimmer, lud rasch wieder das Gewehr und versorgte sich aus dem hinter dem Bette stehenden Geschossschränken mit einem Patronengürtel und einer größeren Anzahl von Patronen. Dann atmete er tief auf. So, nun hatte er wenigstens reichlich Munition und konnte, falls der Tiger zurückkehrte, sein und seines Kindes Leben teuer verkaufen. Doch blieb alles mäusestill. Erst nach geraumer Zeit rief ihn eine zitternde Stimme: „Sahib!“ an. Aber er hörte sie in seiner Erregung nicht, denn mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete er die zum Garderobenzimmer führende Türöffnung. Auch auf des alten Hindu zweiten Anruf antwortete er nur: „Wer ist da?“ jedoch ohne sich zu rühren. Erst als Nam Das seinen Namen genannt und ihm zugerufen hatte, daß beide Tiger tot wären, kam Leben in die starre Gestalt. Aber vorsichtig fragte er, bevor er seinen Posten verließ:

„Ist's auch gewiß?“

„Ja, Sahib, sie sind sicher tot; ich warf mit Steinen nach ihnen, aber sie rühren sich nicht mehr.“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob Wicks Brust, doch nun ließen die durch seine übergroße Erregung in Spannung erhaltenen Kräfte nach. Wie im Traume sah er noch seine Gattin, die mit strahlendem Gesicht ihr unverlegtes Kind an die Brust drückte. Dann wurde es ihm dunkel vor den Augen, und ohnmächtig sank er auf das Bett hin.

Um einen Trunk Wasser.*

Skizze aus der holländischen Kolonialarmee.

Von Reinhold Cronheim.

Mit einer Originalzeichnung von G. Dims.

Am Rande des kleinen Gehölzes, in einem dornigen Gestrüpp, lag der erste Tote.

Es war ein alter Soldat; die Sonne Indiens hatte seine Glieder ausgebrütet, er hatte das eine Bein im Fallen angezogen, sein spitzes Knie schimmerte durch das Beinleid, als ob es von Holz wäre. Die mageren Finger waren in den Erdboden eingetrallt, nach hintenüber lag der Kopf mit dem offenen, verzerrten Munde. Man sah die Zahnlücken durch den ergrauten Schnurrbart; die verglasten Augen, weit aus ihren Höhlen hervorgequollen, starrten in die funkelnde Sonne; auf der Stirn das zackige Loch, mit Blut und Haaren verklebt, unter dem Haupte angetrocknetes Hirn und ein großer, schwarzer Fleck, — es war das Blut des Erschossenen, das die Erde gierig aufgesogen hatte.

Daneben lag die Kompagnie im Gebüsch. Kein Gespräch, kein Laut, nur selten klrte ein Bajonett. Man hörte das schwere Atmen der eingeborenen Leute; instinktmäßig schmiegte sich einer an den anderen an, nur wenige vermochten die verzehrende Aufregung zu verbergen, die sich aller bemächtigt hatte. Mancher wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, andere versuchten vergeblich, der Feldflasche noch einen Tropfen zu entlocken.

Der Kapitän stand mit seinen Offizieren ungefähr fünfzig Schritt vor der Front hinter einigen Bäumen und betrachtete durch sein Glas aufmerksam die Gegend. In der Ferne hörte man einzelne Gewehrschüsse, dann ein leichtes Geknatter, das immer wieder erstarb. Die Offiziere flüsterten einige Worte miteinander, dann näherten sie sich den Mannschaften. Der Kapitän sah jetzt den Toten, den er beim Einrücken in die Stellung nicht bemerkt hatte.

„Donnerwetter,“ sagte er mit einer hastigen Handbewegung, „deckt das zu!“

Ein Soldat erhob sich schwerfällig und strauchelnd, riß einiges Blätterwerk von den Sträuchern ab und warf es über das Gesicht des Toten. Dann schnäuzte er sich in die Finger und begab sich wieder an seinen Platz.

* Aus dem bei Dr. B. Langensfeldt in Berlin erschienenen Buch von Reinhold Cronheim: „In malaischen Feldlagern.“

„Zum Teufel noch eins,“ flüsterte halbblaut ein junger Soldat mit etwas verlebten, aristokratischen Gesichtszügen seinem Nebenmanne zu, „es war die höchste Zeit, daß man uns den unangenehmen Anblick entzog; so ein erschöpfener Vaterlandsverteidiger macht uns das Sterben nicht leicht, ich wenigstens möchte nicht gern so aussehen. Wenn mir übrigens etwas Menschliches passieren sollte, kannst du die Freundlichkeit haben, meine Beisetzung möglichst zu beschleunigen, Kränze und Trauerkränzen sind nicht nötig.“

„Laß deine dummen Witze,“ gab der Angeredete in deutscher Sprache zurück; „ich wollte, wir gingen vorwärts, das Warten wird geradezu unerträglich.“

„Hat dir der tote Staatsbürger dort den Appetit verdorben, oder ist es dir hier zu warm? Dann hättest du ruhig in Berlin bleiben sollen, dort wird es wahrscheinlich jetzt etwas kühler sein. Uebrigens werden wir noch eine ziemliche Strecke zu marschieren haben, denn nach dem Antlitz des Verblichenen zu urteilen, muß er wenigstens zwei Stunden in der Sonne gelegen haben.“

Das Gespräch, so gedämpft es auch geführt wurde, hatte anregend auf die Soldaten gewirkt: Ueberall wurde leises Geflüster vernehmbar, man tauschte Meinungen aus über den zurückgelegten Marsch, man äußerte Vermutungen darüber, ob man allenfalls noch zum Gefecht kommen würde, — es war merkwürdig, wie schnell der Alb gewichen war. — Die menschlichen Nerven ertragen eben nur ein gewisses Maß von Aufregung, die Spannkraft läßt nach, und an die Stelle der Erregung tritt Erschlaffung oder ein gewisses Interesse für fernliegende und gleichgültige Gegenstände.

Plötzlich hört man den Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Aller Augen richten sich nach der Gegend, von der das Geräusch kommt. Ein Offizier vom Stabe sprengt über das Gefilde. Er hält die Zügel in halber Brusthöhe und sieht unverwandt zwischen die Pferdeohren hindurch auf den Erdboden. Der Führer der Kompagnie tritt aus dem Gebüsch heraus, gibt einen kurzen, gellenden Pfiff ab und winkt dem Offizier mit dem Degen. Im Augenblick ist dieser bei ihm, er sagt ihm hastig einige Worte. Die Offiziere der Kompagnie nähern sich neugierig, auch sie vernehmen die Botschaft, dann eilen sie zu ihren Zügel zurück.

Der Kapitän tritt vor die Front, sein Gesicht sieht düster aus, er heißt die Böhne zusammen, daß die Muskeln an den Wangen weit hervortreten. Erregt knüpft er seinen Rock zu.

„Auf! Ladet das Gewehr!“

Die Mannschaften erheben sich eifertig, ein kurzes, marren-
des Geräusch, in hundertundfünfzig Gewehrläufe ist das mordende
Blei gelegt.

Die Truppe setzt sich in Bewegung und marschirt geschlossen,
so gut es geht, durch das Gestrüpp.

Zimmer stehender brennt die Sonne vom Himmel. Keuchend
und widerwillig verfolgen die Männer ihren Weg, nur hin und
wieder flucht ein einzelner, wenn sein Fuß an eine verborgene
Wurzel stößt.

„Der Duckuck soll mich holen,“ sagte der junge Soldat mit
dem aristokratischen Gesicht zu seinem Freunde, „wenn ich weiß,
wohin uns dieser Narr von Kapitän führt. Ich glaube kaum,
daß wir vorwärts gehen, denn man hört nichts mehr von der
Schießerei. Ich wünschte, wir wären lieber in Berlin geblieben,
elender als hier wäre man dort auch nicht zugrunde gegangen.“

„Das hätten wir uns früher überlegen müssen,“ entgegnete
der andere, „jetzt ist das zu spät; ich wollte nur, daß man
hier irgendwo einen Trunk Wasser erhielte, mir klebt die Zunge
am Gaumen.“

„Haltet nur die Mäuler mit euren ewigen Nebenarten
vom Trinken!“ sagte ein dritter Soldat ebenfalls in deutscher
Sprache, und zwar in unverkennbarem Berliner Dialekt. „Früher,
als ihr selbst noch Leutnants wart, habt ihr Wein geöffnet, wenn
es warm wurde, und uns geschuhriegelt. Jetzt kann die Gesell-
schaft nichts Besseres als schimpfen und uns den Mund wäßrig
machen. Hier, Baron, nimm etwas Tabak zum Kaufen, danach
wird dir der Durst wohl vergehn!“

Der Soldat hatte eine Handvoll Tabak aus seiner Hosent-
tasche genommen und hielt sie dem, den er als Baron aneredet
hatte, in seiner kräftigen Faust dicht unter die Nase. „Magst
du nicht? Desto besser,“ sagte er auf die zurückweisende Bewe-
gung, die der andere machte, „desto besser, dann werde ich den
Bederbissen mir selbst zu Gemüte führen.“

Er steckte den ganzen Vorrat in den Mund und spie gleich
darauf eine Unmenge schwärzlichen Saftes aus. Die anderen
Mannschaften lachten; wenn sie auch nicht die Worte des Ge-
sprächs verstanden hatten, so war ihnen doch der Inhalt durch
die Gebärden klar geworden.

„Du brauchst nicht so unverschämt zu mir zu sein, Müller,“
sagte der Baron. „Du weißt ganz gut, daß man in meinen
Kreisen keinen Tabak kaut und daß ich mich an diese ekelhafte
Sitte nie gewöhnen werde.“

„Ach was, tu nur nicht so dick mit deinen Kreisen; gleiche
Brüder, gleiche Klappen. — du hast zu Hause Schulden gemacht,
die der Alte oder ‚die feine Familie‘ nicht bezahlen konnte, und
bist hierhergekommen, weil du nichts zu beißen oder zu brechen
hattest. Ich hatte das Luderleben und die Fegerei mit den
Gendarmen auf der Landstraße satt und bin auch hierher-
gekommen, — es ist also alles eins; du bist so gut eine Nummer
wie ich, wenn du auch auf dem Kadettenkorps warst und ich in
der Armenschule.“

Der Baron murmelte etwas wie „freches Gefindel“ vor sich
hin und ging etwas dichter an seinen Freund heran, der das
Gespräch geflüsterlich überhört hatte. Müller betrachtete ihn mit
spöttischem Lächeln und pffif leise eine Melodie.

* * *

Die Hitze ist inzwischen nahezu unerträglich geworden. In
der Kolonne hat sich jene schweißige Ausdünstung festgesetzt, die
das Atmen zur Pein macht. Kein Büttchen regt sich, und so weit
das Auge reicht, flimmert und glitzert das Sonnenlicht über den
wellenden, durstigen Gräsern. Immer weiter und weiter zieht
die Truppe, die einzelnen Leute mit jenem schleppenden und
verdrossenen Tritt, der übermüdeten Arbeitstieren eigentümlich
ist. Dumpfes Schweigen lastet auf den Soldaten, von Zeit zu
Zeit kniet einer nieder, um etwas an seinem Schuhzeug zu
ordnen, dann eilt er klappernd nach, — denn zurückbleiben
oder der Ermattung nachgeben, bedeutet sicheren Tod in dieser
Einöde.

Der Kapitän läßt endlich halten und einschwenken. Die
Gewehre werden zu Pyramiden zusammengesetzt, die Mannschaft
soll einen Augenblick ruhen. Jeder sucht ein schattiges Plätzchen
auf.

„Holla, Baron!“ rief Müller, der hinter diesem stand.
„Was ist denn los? Du taumelst ja, als ob du zuviel getrunken
hättest!“

Er fing den Niederstürzenden gerade noch in den Armen
auf. Der Baron war leichenblaß geworden; er hatte die Augen
halb geschlossen, man sah nur einen Teil des Weißen hinter
seinen Lidern; von der Stirn perlten ihm dicke, kalte Schweiß-
tropfen. Müller ließ den Ohnmächtigen sanft in das Gras
gleiten. Die Offiziere warfen einen teilnahmevollen Blick auf
die Gruppe, die anderen Soldaten sahen mit stumpfer Neu-
gier zu.

„Ein wahres Glück,“ meinte der hilfsbereite Soldat, „daß
ich ‚freches Gefindel‘ Tabak kaue, sonst hätte ich wahrhaftig
keinen Tropfen mehr in der Flasche, um diesen hochgeborenen

Serrn ins Leben zurückzurufen. Halt ihm mal den Kopf etwas hoch," sagte er zu dem Freunde des Barons, der sich genähert hatte.

Mit Gewalt preßte er ihm die Flasche in den Mund und ließ ihm einen Tropfen brennenden, warm gewordenen Genever in die Kehle rinnen. Der Baron bekam einen Hustenanfall, der ihn fast zu ersticken drohte. Jedenfalls kam er durch dieses Narkotikum wieder zu sich, er knöpfte seinen Rock auf und sah sich erschöpft um.

"Alle Teufel," sagte er, indem er ausspuckte, "ich dachte schon, daß mein letztes Stündlein gekommen wäre. Die Mattigkeit kommt vom Hunger. Ich glaube, es wird Abend werden, bevor wir einen Bissen bekommen; das halte aus, wer will, ich kann nicht mehr!"

"Nun, wenn es an einem Stück Brot liegt, damit kann ich noch aufwarten," entgegnete Müller, indem er aus seiner Tasche ein Stück indisches Nattun zog, in dem ein ziemlich großes Stück Brot eingewickelt war.

"Hier, ich will ehrlich in drei Teile teilen, — so! Hier, Baron, und du auch!"

Die beiden anderen machten einige Nebensarten: Wenn er es gerade übrig hätte . . . rebanchieren . . . Sie fasten aber zu. Müller kaute gleichmütig das harte Brot und sagte ruhig: "Eßt nur, ihr habt ja doch mehr Hunger wie ich!"

Die Kompagnie hat sich wieder in Marsch gesetzt. Immer noch hält die Hitze an, doch hat sich ein leiser, kaum wahrnehmbarer Windhauch erhoben, der die weite Grasfläche in sanfte, wellenartige Schwingungen versetzt. Drüben, in ziemlicher Entfernung, sieht man das Gebirge mit seinen blauen, verschwimmenden Linien. In den Lüften bemerkt man Wasservögel, ein Zeichen, daß ein Bach oder Fluß in der Nähe sein muß. Vom Feuern hört man nichts mehr, der Feind muß vertrieben sein; vielleicht hat er sich in das Gebirge zurückgezogen, wohin man ihm ohne besonderen Grund nicht so leicht folgt. Eine fröhliche Stimmung hat sich der Truppe bemächtigt, jeder schwatzt mit seinem Nachbar, leise zwar, wie es Vorschrift ist, aber man redet doch; ist es auch häufig der Fall, daß der Nachbar den Sprechenden gar nicht versteht, so nickt er ihm doch gutmütig zu.

Rechts und links von der Kompagnie, in gleicher Höhe mit ihr, gehen die Seitenpatrouillen. Sie tragen ihre Gewehre im Arm, schußbereit, wie die Jäger bei einem Feldtreiben. Sie blicken vor sich nieder wie der Adersmann, der hinter dem Pfluge hergeht. Nur selten erheben sie den Blick, um vor sich

oder seitwärts in die Gegend zu sehen, — sie wissen genau, daß sie vom Feinde begleitet werden, der ihnen folgt, unbemerkt, unerbittlich. Jeder Strauch, jedes Grasbüschel gibt dem nackten, braunen Krieger Deckung; er haßt den weißen Einbringling mit unauslöschlichem Haß; er verfolgt die Kolonnen, wie das Raubtier sein Opfer beschleicht; in jedem Feind, den er erlegt, vertilgt er einen Räuber, der ihm sein Land, seine Lust stehlen will, der seine Weiber schänden, seine Schätze rauben, ihn selbst unter das Joch der Abhängigkeit beugen, von ihm Güter erpressen, von seinen Vorräten mitgenteeßen will.

So liegen sie einzeln, zu zweien, dreien in einer Furche hinter einem Busch, im Sumpf, überall verfolgen sie, Auge und Ohr auf das äußerste angespannt, die Bewegungen des Feindes. Wie Schlangen winden sie sich am Erdboden hin, lautlos und schnell. Niemand sieht sie, aber sie sind da, und wer in ihr Bereich kommt, ist verloren, bevor er Zeit findet, einen Schrei auszustößen. Ein Speerstoß durchsticht dem Unglücklichen die Kehle und ersticht den gurgelnden Hilferuf, ein Sieb mit dem Kiewang, der gefürchteten, schrecklichen Waffe, trennt das Haupt vom Rumpfe wie die Guillotine, oder die lange Lederleine mit einer Eisenkugel am Ende bricht dem Entsetzten das Genick, ehe er zur Erkenntnis seiner Lage kommt. Mit furchtbarer Geschwindigkeit versteht der Atjeher, seinen gezogenen Hinterlader zu gebrauchen, dieses Hauptgeschenk einer spekulativen Zivilisationsucht. — — —

Weitab von der Kompagnie, die immer vorwärts marschierte, lag im Gestrüpp am Ufer des Flusses ein atjeischer Späher. Er war der Truppe während des ganzen Tages gefolgt, ohne daß es ihm gelungen war, einem einzelnen beizukommen. In weitem Bogen hatte er die Kolonne umgangen. Sein natürlicher Verstand sagte ihm, daß die Soldaten den Fluß zu erreichen strebten; er wollte ihnen zuvorkommen. Jetzt hing er an dem abschüssigen Ufer, seine breite, muskulöse Brust ragte in halber Höhe über den Uferrand empor. Sein langes, glänzend schwarzes Haar hatte er in einen Knoten zusammengebunden; mit der einen Hand drückte er sein Gewehr in das Gras, die andere hob er über die Augen, um die herannahende Truppe besser beobachten zu können. Seine Lippen mit dem keimenden, schwärzlichen Flaum zuckten vor verhaltener Begierde, aus den dunklen Augen, in denen das Weiße wie mit Blut gefärbt erschien, sprach unbegreifbare, kalte Grausamkeit, stoßweise kam ihm der Atem durch die feinen, zitternden Nasenflügel. Seine schlanke, nervige Gestalt glänzte wie dunkle Bronze im Sonnenlicht. Er sah jetzt

deutlich, wie drei dunkle Punkte von der Kolonne, die sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, sich löstoben . . . Der Alteher zog in wilder Erregung die Oberlippe in die Höhe und ließ sein glänzendweißes, massives Gebiß sehen, dann glitt er leise die steinige, steile Böschung hinab und ging mit unhörbaren, fahenartigen Schritten in das Wasser. Mit der linken Hand hielt er sein Gewehr und den erbeuteten lebernen Patronenbeutel über den Wogen und durchschwamm, auf der rechten Seite liegend, geschmeidig und geräuschlos wie eine Otter den Fluß. Auf dem anderen Ufer verschwand er, ohne das Wasser abzuschütteln, im Gebüsch.

Der Kommandant der Kompagnie hatte, wie der Alteher richtig gesehen hatte, eine Patrouille von drei Mann abgeschickt, die der Truppe vorausgehen sollte, um das Vorterrain aufzuklären. Die Patrouille bestand aus dem Baron, dessen Freund und dem Soldaten Müller. Die Leute gingen in schnellerem Tempo voraus, um den nötigen Vorsprung zu gewinnen.

Sie sprachen zuerst nicht, erst als sie langsamer gingen, fanden sie Worte.

Der Baron klagte über den brennenden Durst, die Füße waren ihm so geschwollen, daß er sich kaum noch vorwärts bewegen konnte.

„Dort drüben ist der Fluß,“ sagte Müller plötzlich, „ducht euch, sonst könnt ihr leicht etwas Blei an die Ohren kriegen.“

Er hielt sein umgekehrtes Gewehr hoch in die Luft, auf welches Zeichen die Kompagnie ausschäwärmte und langsam der Patrouille folgte. Die drei Leute hatten sich platt auf den Erdboden gelegt und näherten sich kriechend dem Uferand.

Einige Schritte von der Böschung entfernt hielten sie an. Müller hob den Kopf langsam und vorsichtig ein wenig in die Höhe, um das jenseitige Ufer, das etwas tiefer lag, übersehen zu können. Nichts regte sich dort drüben, die Wellen plätscherten ruhig und träge, eine leichte Kühle stieg von dem Wasser empor, ein sanfter Windstoß trug den eigenartigen Duft des Gewässers bis über die natürliche Böschung hinweg. Das Gesicht des Barons hatte sich unmerklich gerötet; auch er erhob den Kopf etwas, um wenigstens das Wasser sehen zu können.

„Dort unten ist Wasser genug,“ flüsterte er.

„Freilich ist dort Wasser,“ erwiderte Müller, „es ist nur die Frage, ob man sich zeigen darf. Ich möchte eine Monatslöhnung wetten, daß wir von dort drüben noch einen heißen Gruß zu erwarten haben. Ich kenne die braunen Teufel zu

gut. Laß nicht mehr sehen als den Schatten deiner Nasenspitze, sonst kann dir die Nase leicht vom Kopfe fliegen!“

Die drei Männer blieben einen Augenblick ruhig liegen. Ihre schlaffen, von der Sonne verbrauchten Gesichter, ihre matten



. . . Von drüben her ertönte ein wilder, gellender Freudenstöhren . . .

Bewegungen, ihr leuchtender, trockener Atem — sie lechzen nach Wasser, nach einem Trunk, der ihre Kräfte neu beleben sollte! — — — und dort drüben hinter dem moosbewachsenen Stein, halb im Schilf und im Wasser versteckt, lag jemand, die schuß-

berete Waffe in der sehnigen Faust; eine jähe Blutwelle hatte sein schwarz-braunes Gesicht noch um eine Nuance dunkler gefärbt, die Adern an seinem nackten Körper waren wie Stränge geschwollen; auch er durstete, aber nicht nach Wasser, nach dem elenden Trunk, den er tagelang entbehren konnte, wenn er seinen Feinden nachstellte, — er durstete nach Rache, nach dem Blut seiner Gegner. Er hatte den Schatten ihrer Körper gesehen, — einen wollte er haben.

„Boß Wetter, Müller,“ sagte der Baron, „wie kommen wir hinunter an die Wasserrinne? Sollte es wirklich so gefährlich sein?“

„Wenn du eine blaue Bohne in deinen Schädel für ungefährlich hältst, dann nicht,“ lautete die phlegmatische Antwort.

„Ich kann aber nicht mehr warten,“ entgegnete der Baron mit blutunterlaufenen Augen. „Das Wasser da vor mir, und der Höllendurst in meinen Eingeweiden, — ich werde einfach verrückt! Wer weiß, ob da drüben überhaupt einer lauert! Und wenn es mein Leben kostet — ich trinke!“

„Laß sein!“ Müller drückte ihn mit fester Hand nieder. „Du hast zu wenig Erfahrung, wie man sich gegen die Kerkers deckt. Und wenn's schon einer sein soll, kann ich's ebenso gut sein. Nach mir kräht kein Hahn! Einen Augenblick, — ich werde euch Wasser holen!“

Mit größter Vorsicht beugte er sich über die Böschung hinab, als wollte er einen Abstieg suchen. Da krachte drüben ein Schuß, hart, scharf, dröhnend . . . Müller fuhr mit beiden Händen nach dem Kopf und verlor das Gleichgewicht. Sich in der Luft überschlagend, fiel er dumpf und wuchtig hinab und blieb unten auf dem Rücken liegen. Aus seiner zerschmetterten Stirn rieselte helles, warmes Blut in den Sand, und hinten quoll aus seinem Kopf die dampfende, warme Gehirnmasse.

Von drüben her ertönte ein wilder, gellender Freudenschrei; eine Sekunde lang zeigte sich der atjehische Krieger, indem er auf den Stein sprang und sein rauchendes Gewehr um den Kopf schwang, dann verschwand er mit mächtigem Satz in das Gebüsch.

Die Kompagnie war im Lauffschritt herbelgeellt; man gab etne Salbe auf den Flüchtling ab. Wohl sah man Blätter und Zweige in das Wasser fallen, — den Atjeher, der in seiner Weise sein Land verteidigte, sah man nicht. Als man den Toten des Abends verscharrte, sagte der Baron zu seinem Freunde:

„Wegen des Trunkes Wasser hätte er sich nicht auszufragen brauchen; wir konnten wohl noch einen Augenblick warten, bis die Kompagnie heran war und die anderen für Wasser sorgten. Aber man muß sich eben zu beherrschen wissen . . .“

Tropenfieber.

Von Fritz Kemy, Stettin.

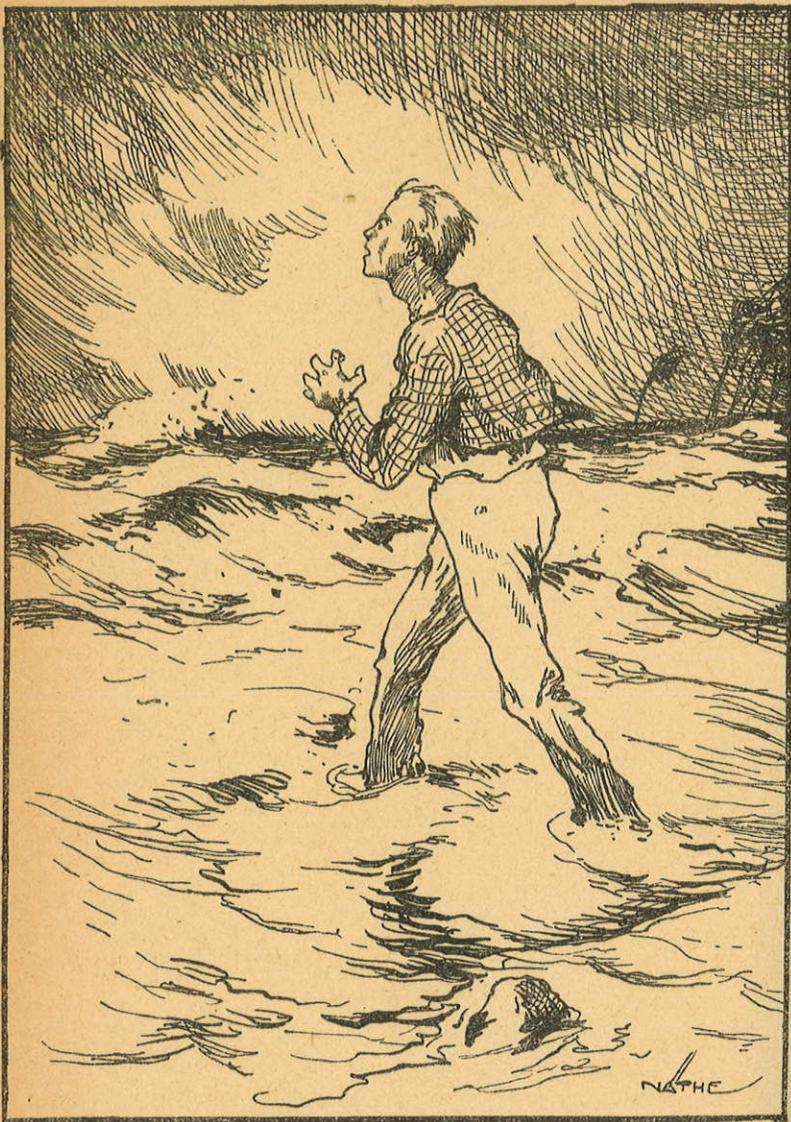
Wild segte der brausende Nordwest über die Kameruner Küste, wühlte den Ozean auf, peitschte seine Wellen weit hinauf auf den Strand, zwang die stolzen Palmen, sich ächzend und stöhnend vor ihm zu beugen. In wilder Flucht jagten schwarze Wolken über den Himmel, nur ab und zu blickte ein Stern hernieder auf das tobende Meer.



Auf dem Weg zur Küste.

In tiefes Dunkel gehüllt lag der kleine Ort Kribi; gespenstisch huschte in regelmäßigen Zwischenräumen das Blinklicht des kleinen Leuchtturms über die schlafenden Faktoreien, über die sich überstürzenden, schäumenden Bogen der Brandung.

Aus einem Hause am Strande schimmert Licht hinaus in die schwarze Nacht: Ein junger Deutscher liegt im Fieber auf seinem Feldbett; matt erhellte ein Windlicht den kleinen, dürftig eingerichteten Raum. Unaufhörlich wälzt er sich auf seinem Lager hin und her, die Decken sind zur Erde geglitten; in wilden Fieberphantasien bewegt er die vom brennenden Durst schwarzen Lippen, er greift mechanisch nach dem Glas, das neben dem Bett auf dem Stuhle steht: es ist leer. Klirrend fällt das Fieberthermometer zur Erde, Quecksilberkügelchen rollen über die Dielen. Der Negersjunge, der bei seinem Herrn wachen soll, schläft in aller



... Schon umspült das Wasser seine Knie ...

Seelenruhe unter dem Tisch, er hört nicht, wie sein Herr verdurstend immer wieder nach Wasser verlangt, immer wider phantasiert: er schläft so fest, wie nur ein Schwarzer es kann. Mit aller Anstrengung richtet der Kranke sich auf, er ruft wieder nach Wasser, nach dem Trinken — umsonst! Im Hause herrscht Totenstille, nur die Uhr tickt leise auf dem Tisch, der Sturm rüttelt an den Fensterläden.

Mit offenen, glanzlosen Augen liegt er apathisch da, da packt ihn ein neuer Anfall, die Fieberhitze jagt durch den Körper, er glaubt zu verbrennen, er springt auf, — gespenstisch gleitet sein Schatten über die Wand — greift mechanisch nach seinem Hut, öffnet die Tür, und in einigen Sprüngen über die Veranda ist er auf dem Hofe. — Er wirft sich gegen den anbrausenden Sturm, hinunter an den Strand geht es; mit bloßen Füßen eilt er über den feuchten Sand, das Licht des Leuchtturms trifft ihn für den Bruchteil einer Sekunde. Er reißt die Jacke seines Schlafanzuges auf, die kühlende Luft streift seine nackte Brust, doch weiter, weiter! „Wasser, Wasser!“ murmelte er, schon umspült das Wasser seine Knie, weiter, weiter! Laut aufschauend wirft er sich in die tosenden Brandungswellen, die zurücklaufenden Wasser nehmen ihn weiter mit hinaus. Er richtet sich wieder auf, die Jacke flattert im Winde, sehnsüchtig breitet er die Arme aus, wadet weiter hinaus mit verzücktem Gesicht durch das erfrischende Naß. Da erfaßt ihn die Strömung des dort mündenden Flusses, ruhig, ohne Gegenwehr überläßt er sich ihr, läßt sich hinaustragen in das weite Meer. — Für einen Augenblick kommt er noch zum Bewußtsein, wie ein Blitz durchzuckt ihn noch einmal der Gedanke an das Elternhaus, an die Braut, dann nimmt der Ozean ihn auf in seinen unendlichen Schoß.

Die Wolken sind zerrissen, majestätisch leuchtet das Kreuz des Südens, schauen die ewigen Sterne herab auf die unablässig grollenden Fluten; am Horizont glänzen die Lichter eines Dampfers ...

Unter rauschenden Palmen auf dem kleinen Kirchhof der Mission grub ihm sein Boy sein Grab, doch als das Meer seinen Herrn nicht wieder herausgab, mußte er es traurig wieder zuschaukeln. „Mein Messias kommt nicht wieder ...“

Aus dem Leben eines Urwaldpfarrers.

Von P. Wellmann.

Espirito Santo, ein schmaler Streifen an der brasilianischen Ostküste, etwa zwischen dem 19. und 21. Grad südl. Breite, ist ursprünglich ein mit dichtem Urwald bewachsenes Bergland gewesen. Mit Art und Feuer haben unsere Landsleute, die sich meist Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dort

ansiedelten, dem Walde die Bauplätze für ihre Häuser und ihr Pflanzland abringen müssen. In den älteren Teilen der Kolonien ist heute der Wald allerdings größtenteils verschwunden, aber es sind auch dort immer noch Reste vorhanden, die wenigstens ahnen lassen, wie es ursprünglich ausgesehen hat, und in neueren Ansiedlungen trifft man noch große, zusammenhängende Stücke Urwald, wo kaum die Strahlen der Sonne durchdringen, wo man außerhalb der schmalen Pfade nicht ein Bein vor das andere setzen kann, wenn man sich nicht mit dem Waldmesser Bahn schafft.

Eine Folge davon, daß die Ansiedlungen, fast möchte ich sagen Schritt für Schritt, dem Walde abgetrozt sind, ist die zerstreute Lage der einzelnen Gehöfte. Geschlossene Ortschaften gibt es sehr wenige, in meinem ehemaligen Gemeindebezirk, der sich ziemlich zehn Stunden in seiner längsten Ausdehnung hinzog, keine einzige. Jeder hat sich auf seinem Besitz dort angebaut, wo er die erste Lichtung in das Dickicht gehauen hat.

Es gibt heute in Espirito Santo vier deutsche evangelische Kirchengemeinden, die der Landeskirche der älteren preussischen Provinzen angeschlossen sind. Zu einer von ihnen zog ich im Oktober 1899, einem Rufe des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin folgend, hinaus. Offen gestanden, nicht mit ganz leichtem Herzen. Wir waren beide, meine Frau und ich, Großstädter, wie würden wir uns in die sehr primitiven Verhältnisse hineinfinden? Gewiß, wir haben vieles entbehren müssen. Unser Pfarrhaus hatte nicht einmal Tapeten, sondern einfach geweißte Wände. Die Zimmerdecke bestand aus Brettern, die über die Balken gelegt waren. Wenn es durch das Schindeldach regnete — und ganz dicht habe ich das Dach trotz heißen Bemühens nie bekommen — dann tropfte es womöglich gerade auf das Predigtkonzept und verwischte meine ohnehin nicht schönen Schriftzüge, oder, was noch peinlicher war, man fuhr aus dem ersten süßen Schlummer auf, weil der feuchte Fuß ausgerechnet die Nase getroffen hatte. Ebenso entbehrte die Kirche, die wie das Pfarrhaus von den Kolonten erbaut ist, jeglichen architektonischen Schmuckes. Aber der prächtigste Dom macht den Prediger nicht froh, wenn ihn Sonntag für Sonntag die leeren Bänke anstarren. Die schönste Fierde bleibt für jede Kirche doch immer die Gemeinde, die sie füllt. Diesen Schmuck habe ich im Urwalde nie entbehren müssen.

Wie oft haben wir am Sonntagmorgen auf unserer Veranda gestanden, um uns zu freuen über die Scharen, die da aus allen Teilen unserer weitverstreuten Gemeinde herbeiströmten. Was für ein malerisches Bild! In Gruppen von zehn bis zwanzig

hintereinander — nebeneinander ist bei der Schmalheit der Wege unmöglich — kommen sie angeritten, Männer wie Frauen, wegen der Hitze meist in heller Kleidung. Die Reittiere werden auf der großen Weide der Pfarrkolonie an Pfählen befestigt, die jede Familie in genügender Anzahl dort stehen hat. Pferdewachen brauchen nicht ausgestellt zu werden, denn Diebstähle gehören zu den größten Seltenheiten.

Vor Beginn des Gottesdienstes ist für den Pfarrer meist eine unruhige Zeit. Die Amtsstube ist oft so voll, daß er beim besten Willen nicht alle auf Stühlen oder sonst einem zum Sitzen geeigneten Gegenstände unterbringen kann. Da holt einer Sonntagsblätter oder ein Buch zur Lektüre, ein anderer bittet mich um Medizin, wieder ein anderer verlangt irgendeine Abkündigung von der Kanzel, dieser meldet eine Taufe an, und jener trägt in einem Quersack das Meß-Korn, daß der Pfarrer für seine Reittiere von jeder Haushaltung empfängt. Ist schließlich der letzte befriedigt, dann ist es Zeit, den Talar anzuziehen, die Glocken läuten schon zum drittenmal. Oben an der Kirchthüre erwartet mich die Gemeinde. Erst wenn ich die Sakristei betreten habe, strömt sie in die Kirche, sie oft bis zum letzten Platz füllend. Wir hatten in meiner Gemeinde nicht einmal ein Harmonium, aber trotzdem klingt der Gesang voll und kräftig unter Leitung des langjährigen Vorsängers durch die geöffneten Fenster in die tropische Umgebung hinaus. Sind Taufen vorzunehmen, dann werden sie als erster Teil des Gottesdienstes vor versammelter Gemeinde vollzogen. Das hat mir viel besser gefallen als in der Heimat, wo oft außer dem Pfarrer und dem Organisten nur die Paten und die Schulkinder zugegen sind. Das übrige verläuft in gewohnter Weise. Bei Ihren Gottesdiensten benutzen unsere Gemeinden in Espirito Santo die neue Agende für die preussische Landeskirche, auch die Fürbitte für das Reich fehlt nicht, obgleich unsere Kolonisten nicht mehr deutsche Untertanen sind, eine traurige, aber leider wohl unvermeidliche Folge davon, daß wir zu spät angefangen haben, Kolonialpolitik zu treiben.

Aber das Herz unserer Landsleute drüben ist auch unter Brasiliens Tropenjonnie echt deutsch geblieben. Nie hat sich mir das deutlicher gezeigt als bei unseren gemeinsamen Weihnachtsfeiern. Draußen brüht der tropische Hochsommer und erweckt schmerzliche Sehnsucht nach Eis und Schnee der nordischen Heimat. Aber drinnen in der traulich erleuchteten Kirche vergißt man schnell die fremde, ungewohnte Umgebung. Da steht vor dem Altar der Weihnachtsbaum: ist's auch nicht die nordische Tanne, so ist's doch immerhin ein richtiger Nadelbaum, die

brasilianische Pinie, die im Süden ganze Wälder bildet und in Espirito Santo wenigstens in einzelnen, sorgsam gepflegten Exemplaren vorkommt. Was tut's, wenn die Nadeln viel länger sind und viel bössartiger stechen? Die Lichter und der bunte Zierat geben dem Sproß der Tropen überraschend schnell Aehnlichkeit mit der echten Weihnachtstanne, und der Eindruck, den unser Werk sichtlich auf alle die wetterharten Gestalten macht, tröstet vollkommen über die mancherlei Leiden, die wir beim Ausschmücken des Baumes durchgemacht haben.

Ein anderer Höhepunkt im Gemeindeleben ist der Palmsonntag, der Tag der Einsegnung. Am Sonnabend vorher kommen die Konfirmanden, beladen mit Girlanden und Kränzen, soviel sie nur immer schleppen können; die Jungen holen aus dem nahen Walde Palmen, mit denen wir hier nicht zu knausern brauchen, und nun verwandeln wir unsere kleine Kirche in einen prachtvollen Palmen- und Blumenhain, wie er in Deutschland auch mit der prächtigsten Auswahl von Topfgewächsen kaum geschaffen werden kann. Schon dieser Anblick, der ja dem Namen und der Bedeutung des Sonntages so recht entspricht, stimmt so ernst und wehevoll. Dazu kommt die Gemeinde, für die an diesem Tage der Raum in der Kirche lange nicht ausreicht. Das sind Eindrücke, an denen man sein Leben lang zehrt.

Doch was ich bisher zu schildern gesucht habe, könnte dem so weit verbreiteten Irrtum Vorschub leisten, daß die Pfarrer nur an Sonn- und Festtagen zu arbeiten haben und die Woche über auf der Bärenhaut liegen. Das trifft schon hier im kleinsten, abgelegensten Dorf nicht zu und bei einem Urwaldpfarrer noch viel weniger. Ich meine nicht nur den Konfirmandenunterricht und die Amtshandlungen, die die Woche mit sich bringt. Wer möchte sich damit begnügen? Jeder Pfarrer will seine Gemeinde kennen lernen, er will sie nicht nur in der Feststimmung beim Gottesdienst oder als Leidtragende am offenen Grabe sehen, sondern auch bei der täglichen Arbeit und ihrem häuslichen Treiben. Man denke aber, was das bedeutet bei einem Gebiet, das sich zehn Stunden weit ausdehnt. Wie oft bin ich zu Verdigungen im Morgengrauen fortgeritten und erst bei hereinbrechender Dunkelheit heimgekehrt. Denn es ist ja nicht möglich, alle auf einem einzigen Friedhof, etwa bei der Kirche, zu beerdigen. Ich hatte in meiner Gemeinde 16 Friedhöfe, der weiteste lag über sieben Stunden von meinem Pfarrhause entfernt. Und die Leichen halten sich nicht länger als 24 Stunden. Da wird man mir glauben, daß ich die Leichenrede oft im Sattel habe machen müssen, weil keine Zeit zu anderer Vorbereitung übrigblieb. Meist habe ich, wenn es mit jemand zum

Sterben kam, vorher noch einen anderen Ritt machen müssen, denn daß einer begraben wurde, der nicht auf seinem Sterbette noch einmal das heilige Abendmahl empfangen hatte, kam eigentlich nur bei plötzlichen, unvorhergesehenen Fällen vor.

So gab's schon von Amts wegen genug zu reiten in der Woche. Dazu kamen noch die Hausbesuche, die wir die ganzen Jahre hindurch nicht aufgegeben haben, um unsere Gemeinde immer besser und umfassender kennen zu lernen. Auch das war anstrengend genug bei der Hitze und den steilen Wegen, oft an schwindelndem Abhang entlang. Aber wie bald war das vergessen in traulichem Gespräch mit unseren biederen Pommern, die es sich allemal zu besonderer Ehre anrechneten, wenn ihr Pfarrerpaar bei ihnen einkehrte. Sie hängen ja alle noch so rührend an der alten Heimat und konnten uns nicht genug von ihr erzählen hören. Wie manches Mal haben wir uns dabei so lange aufgehalten, daß wir auf dem Heimwege noch weit entfernt von unserem Pfarrhause von der Dunkelheit überrascht wurden.

Vor einem Ritt bei dunkler Nacht darf ein Urwaldpfarrer sich überhaupt nicht scheuen, denn er ist nicht nur der Seelsorger, sondern auch der Arzt der Gemeinde, und wenn man ihn zu einem Kranken holt, dann erwartet man mitunter weniger geistlichen Zuspruch von ihm als Medizin und ärztlichen Rat. Ja, einmal haben sie mich sogar zu einer Teufelsbeschwörung geholt und mich, als meine Macht davor versagte, einen Weg von drei Stunden allein durch die Finsternis zurückretten lassen. Da habe ich allerdings nicht schlecht gebrummt. Ein andermal wurde ich gerufen, um einen armen Durschen, der von sieben Brasilianern überfallen und übel zugerichtet war, zu verbinden. War das ein Anblick! Der Aermste hatte wohl 12 Stunden im Freien gelegen, ehe man ihn fand. Infolgedessen saßen in den Wunden, deren er, über den ganzen Leib verteilt, über ein Duzend hatte, schon Maden. Ueber zwei Stunden hatte ich zu tun, ehe alles gereinigt und gestiftet war, zuletzt mußte ich mir eine Lampe bringen lassen. Dann ritt ich heim durch den finsternen Wald. Die Missetäter sollten sich noch in der Nähe aufhalten. Ich muß gestehen, obgleich ich nicht ängstlicher Natur bin, mir war doch nicht ganz behaglich zumute. Auf alle Fälle steckte ich mir den Revolver, den ich diesmal ausnahmsweise mitgenommen hatte, handgerecht, um ihn sofort fassen zu können. Glücklicherweise war diese Vorsicht überflüssig. — Und dann denke ich noch an einen Ritt zu einem Kranken. Es handelte sich um einen älteren Mann, der an der Spitze den Krebs hatte. Ich wußte, daß er nicht mehr zu retten war. Aber als ich zu ihm ritt,

kurz vor seinem Tode, da zerstreute die großartige Natur und der strahlende Sonnenschein meine ernstesten Gedanken, so daß ich hätte aufjubeln mögen vor Lebensfreude und Dank gegen den, der das alles gemacht hat.

Und dann trat ich aus der Pracht draußen in die dumpfe Krankenstube und sah das Bild des Jammers: den Mund verfault und zerfressen, so daß der Kranke kaum noch Nahrung zu sich nehmen, auch nur noch stammeln konnte, alles erfüllt von dem furchtbaren, unerträglichen Geruch. Beim Rücktritt war's mir, als ob die Sonne plötzlich nicht mehr so hell schiene, obgleich sie ebenso leuchtend am Himmel stand.

Aus dem Leben eines Urwaldspfarrers wollte ich erzählen. Da darf ich aber zum Schluß die Tätigkeit als Schulmeister nicht vergessen. Wenn ich eines ohne Schmerzen jetzt entbehre, dann ist es diese Seite meines Wirkens im Urwalde. Ich hatte mich gerade darauf so gefreut. Aber wie bald ist diese Freude in Heulen und Zähneklappern verwandelt worden. Glücklicherweise war nicht die ganze Woche hindurch Schule, sondern nur Montag und Dienstag, sonst hätte ich entweder meine Zeit drüben nicht ausgehalten oder dort mein Grab gefunden. Und warum das? Man stelle sich eine Schar von 40 bis 50 Kindern vor im Alter von 11 bis 14 Jahren. Dieser Gesellschaft sollst Du, armer Pfarrer und Schulmeister, in drei Jahren — später waren es bei mir wie bei den meisten anderen Gemeinden sogar nur noch zwei Jahre — nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch Rechnen, Singen und vor allem doch etwas von den Elementen evangelischen Christentums beibringen. Und das bei wöchentlich zwei Schultagen! Was man Montag und Dienstag glücklich mit viel Seufzen hineingebracht hat in die harten Köpfe, das geht in den übrigen Tagen der Woche zu $\frac{7}{8}$ wenigstens wieder in alle Winde, und am nächsten Montag kann man so ziemlich wieder von vorn anfangen. Mit welchem Behagen habe ich mich am ersten Montagmorgen auf der Heimreise in meiner Koje umgedreht bei dem Gedanken: Heute brauchst Du keine Schule mehr zu halten!

Aber sonst soll niemand denken, daß ich jetzt, nachdem die Urwaldsjahre hinter mir liegen, nur Freude empfinde, weil diese Jahre überwunden sind.

Im Gegenteil, ich gedenke ihrer oft mit stiller Behmut, denn es war trotz aller Schwierigkeiten doch eine schöne Zeit, für die ich mein Leben lang dankbar sein werde.

In der Salpeterwüste.

Von Charlot Straßer.

Mit einer ganzseitigen Originalzeichnung von A. Nütze.

In langschattiger Morgenfrühe war ich aus Iquique, einem Haupthafen der chilenischen Salpeterwüste, ausgeritten auf berggewohntem Polizeipferd, das man mir auf eine Empfehlung hin geliehen hatte. Ich wollte meinen Freund, den alten Bergmeister zu Santa Rosa, jener Silbermine hoch oben in der Pampa, besuchen, hatte den Weg vor einigen Wochen schon einmal gemacht und getraute mich, ihn führerlos wieder zu finden.

Die Pampa wird erreicht, wenn man mehrere hintereinanderliegende Terrassen, die sich stufenförmig aus dem Meer erheben, überwunden hat. Erst dann gelangt man in die über tausend Meter hoch gelegene, eigentliche Wüste.

Den zweiten steil aufstrebenden Gang ritt ich entlang, nachdem ich zuvor die breite Ebene, die zwischen der ersten Terrasse und diesem Gang liegt, im Galopp durchsegt hatte, wandte mich nun aber nicht ostwärts, wo die breite Spur gegen die nächstgelegene Salpeteroffizina wies, sondern hielt mich nach Süden, an eine schmale, weniger begangene, in die Sandhügel der Klüftenforbilleren hinein, in denen das Silberbergwerk lag, das ich mir zum Ziel gesetzt.

Die Wüste war eine vollkommene. Kein Gewächs, kein Moos, keine Flechte, kein Tier. Einige schwarze Vögel, wie Punkte, weit hinten, wo ich die See sah.

Ab und zu führten Spuren zu beiden Seiten in die Berge hinein. Ich folgte einem rundausgebuchteten Tal in derjenigen Richtung, die mir durch einige scharfgezeichnete Hügelformen in der Erinnerung vorgeschrieben waren.

Ich war nun drei Stunden im Sattel — Durst, Hunger — ein kleiner Halt, die Satteltaschen zu untersuchen. Noch zwei Stunden, dann war ich am Ziel. Ich durfte füglich aufräumen. Da hatten mir die guten Iquiqueniergastfreunde unter anderem wirklich auch noch den Rest der Anchovispaste mitgegeben, die mir bei ihnen so gemundet hatte. Scharfes Zeug in dieser Trockenheit und Hitze; etwas unvernünftig, viel davon aufs Butterbrot zu schmieren — aber kalter Tee spülte den scharfen Geschmack wohl herunter. Merkwürdig genau, so schildert es mir die Erinnerung, besah ich mir die Tube, in welcher die Paste übers Meer gelandt worden war, mich mahnend, wie wunderbar es doch sei, daß ich in dieser wesenlosen Wüste, die Reste eines eigentlich rein gaumenreizenden Erzeugnisses menschlichen Bedürfnisses zurücklassen werde, eine Stanioltube mit roter Inschrift: „Anchovy-Paste, extrafeine Qualität, garantiert haltbar. Mit Speisefarbe gerböt. Anchovy-Paste ist kühl aufzubewahren“. Ich warf sie hinter mich, und sie kam neben die hungrig aus dem Sand herausgestreckten gebleichten Kinnbackentknochen eines hier verendeten Maultiers zu liegen. Dann ritt ich weiter auf immer noch vielsacher Spur.

Was war denn auf einmal mit meinen Augen? Sie sahen nicht scharf mehr, sondern durch einen Schleier, durch einen leichten Dunst.

Die umliegenden Hügel tauchten wie in Nebel ein, zwei, drei Minuten noch, dann sah ich um keines Pferdes Länge mehr vor mich hin — „die Camanchaca!“ schrie es von irgend woher, schrie es wie aus mir — ich war in den gefürchteten, todrohenden Wüstennebel geraten.

Das Pferd schnob aufgeregt, blies Strahlen feinsten Dunstes aus den geblähten Nüstern — „ruhig Blut, mein einziger Freund! — wir suchen den Kompaß und seiner Hilfe gewiß, reiten wir tapfer ans Ziel!“ Ich öffnete die Satteltaschen — rechts leer — links leer — Teufel! Ich hatte doch ausdrücklich Auftrag gegeben, ihn einzupacken. Sollte der zuverlässige, chilenische Soldat das Notwendigste vernachlässigt haben? Er verlor doch mehr als ich — ich nur mein Leben — er sein Pferd! — Zu den Pistolenhaltern? Vorn am Sattel waren zwei altmodische Taschen für große Reiterpistolen angebracht. Auch da nichts!

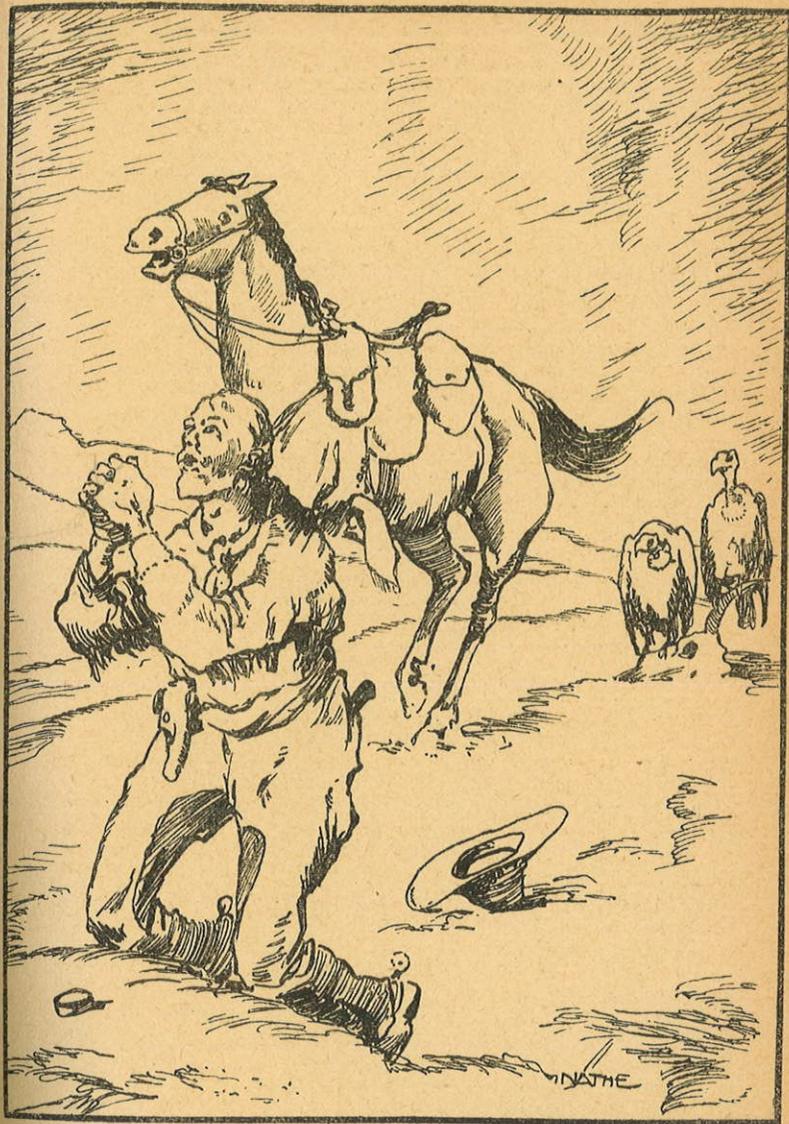
Nun fühlte ich die Gefahr. Sie überließ mich langsam wie ein kalter, unendlich feuchter Herbstregen. Ringsum aber glomm Bratosenhitze. Auch vorher war es glutig gewesen, sengend heiß, aber eine bräunende, das Kranke abtötende Hitze, nicht eine dampfige, tropische, wie sie mich jetzt einwickelte. Ich hätte um Hilfe schreien mögen, fühlte aber, wie jeder Laut im Ansaß ersticht war. Nur hinter mir hörte ich heiseres Krächzen, als ob dort große, gierige Vögel Unheil ausgehrienen hätten.

„Vorwärts, mein Pferd! Dem Glück, dem Zufall, dem Schicksal, das uns so jung nicht verkommen läßt, vertraut! Noch haben wir die Fährte vor uns!“

Da hörte sie auf. Plötzlich, unvermittelt; unbegreiflicherweise standen wir in nie betretenem, furchtbar weißem Sand, der mit dem dicken, dicken, wie eine Mauer um uns ragenden Nebel verschmolz. „Zurück!“ Die Spur war nicht zu finden. „Nach rechts!“ Wir kreuzten sie nicht. „Nach links!“ Kein anderer Erfolg. „Dann richten wir uns eben nach der Sonne!“ Kein hellerer Schein verriet durch den Nebel, wo sie stand. „Dort ungefähr — dann müssen wir dahin reiten!“ Und mutig strebten wir „dahin“. Wir stiegen empor. Wir waren auf einer Höhe. Zu beiden Seiten senkte es sich in die Tiefe — man fühlte es nur, man sah es nicht. Sandwächten ragten ab und zu dicht neben uns auf. Dann wieder war eine Kruste von Kalk und Kochsalz über den Sand geweht, daß es hohl klang beim Darüberreiten, als ob tiefe Gletscherspalten unter Schneebänken gelauert hätten. Manchmal sank ein Pferdehuf ein, und unvermittelt steil senkte es sich oftmals in die Tiefe. Dann wieder hinauf, wieder ein Stück ebener Erde, wieder hinab — hinauf, hinab — ein, zwei, drei Stunden ritt ich so.

Ein Uhr. Das etwas langhaarige Pferd war bedeckt mit seifen-schaumartigem Schweiß. Ich ward mir bewußt, daß ich ohne Ziel und Richtung durch die Wüste mich bewegte, die endlose, gewaltige Wüste. Wieder und wieder hatte ich die Satteltaschen nach dem Kompaß durchsucht.

Plötzlich geriet ich auf eine Spur, eine breite Spur, das Glück, der Zufall, das Schicksal, das uns, das Pferd und mich, gerettet. Wenn ich den in den Sand abgedrückten Pferdehufen entlang zurückritt, kam ich ans Meer, zu Freunden, zu Menschen!



... Ich sank vom Pferde, kniete nieder und betete. ...

Zurück? Was war „zurück“? Wo stand die Sonne? Stunden und Stunden hatte ich nun schon den weißen Schein der Nebelmauern um mich. Ich wandte, in der blindratenden Hoffnung, dies als ein Zurück deuten zu dürfen. Immerzu folgte ich mit auf die Erde gebeteten Blicken der Fährte.

So sah ich auch meine leere Anchoovypastentube im Sande liegen. Ich las ganz deutlich die Worte, die nach oben lagen: „Garantiert . . . mit Speisefarbe“ . . . Daneben die gebleichten Maultierkinnbacken.

Im Kreis geritten? Stunden und Stunden im Kreis geritten?

Links von der Spur lag die Lube. Demzufolge ritt ich in der Tat zurück, hatten doch die Knochen rechts vom Wege gelegen, als ich austritt — ich mußte die Rettung finden. Mit jubelndem Mut erfüllt, mit überströmender Dankbarkeit gegen die Vorsehung, folgte ich der Spur.

Da hörte sie wieder auf. Vor mir ragte ein steiler Berghang empor. Ich drehte das Pferd. Nur meine eigene, vereinzelte Spur war sichtbar auf ein paar Schritte. Nichts mehr von den vielen Hufen, die halb verweht im Sande gelegen hatten. Wie sich dies eignet hatte, weiß ich noch heute nicht. Aber auch andere, die in die heimtückische Camanchaca geraten sind, haben ähnliches erlebt, das wurde mir oft erzählt.

So folgte ich meiner eigenen Fährte und verlor sie, wie die vorige, vielsache. Unwiderbringlich war sie in die Einöde ausgelaufen. Hilfslos, elend, mit Todesahnung im Herzen, stand ich da. Ich fühlte, daß ein schwarzer Vorhang über die Augen sich deckte, ich fühlte den Schwindel, der seine Drohbewegungen um mich ansetzte — es durfte nicht sein! Schwerfällig hob ich das bleierne Bein aus dem Bügel und ließ mich vom Pferde Rücken hinabgleiten. Noch einmal wollte ich alle Taschen durchsuchen, jeden Winkel, alles, alles!

Ich schnallte den Sattel ab. Ich band die Pistolenhalftern los, ich kehrte sie um und schüttelte sie aus — da geschah das Wunder! Der Kompaß rollte hervor. Zu unterst im Gehäuse, dort, wo sich das Lederzeug für die Aufnahme des Pistolenlaufes verengte, mußte er gesteckt haben — nun lag er im Sande, nun hielt ich das kühle Eisen mit der zitternden Magnetnadel in der Hand und richtete mich auf.

Erst jetzt fiel es mir ein, mit einer wütenden Bewegung, mit einem sinnlosen Hin- und Herschlenkern der Arme die um mich versammelte Gesellschaft zu erschrecken. Sie aufzuschrecken, gelang mir nicht. Denn schon seit Stunden hatten mich die Masgeier begleitet. In der Luft hatte ich sie nicht gesehen, aber, sowie ich einmal Halt machte, tauchten sie, im Nebel vergrößert, grau und abscheulich, grotesk und aasfreudig, neben mir auf. Zuerst war es ein einzelner, dann deren drei, vier, dann waren es ihrer ein Duzend, und jetzt stießen und drängten sie sich um mich herum, achtzehn der garstigen, fahlköpfigen Tiere zählte ich, welche, widrige, heisere Schreie ausstoßend, sich ab und zu fast träge in die Federn hackten, ab und zu aufhüpften und sich um den nächsten Platz bei uns, dem Pferd und mir, balgten, kaum fünf Schritte entfernt, so daß ich die vordersten deutlich, die hintersten aber schon im Nebel aufgedunsen, verquollen, erkennen konnte.

Einstweilen begriffen sie nicht, daß das runde, glitzernde Ding in meiner Hand mich ihnen entriß, mich mit nie gesanntem Mut, mit unbeschreiblicher Lebensfreude erfüllte.

Und nun in der Richtung nach Santa Rosa! Denn ich war den Silberminen doch wohl näher als Jaquie. Die Uhr zeigte auf vier. Die übermächtige Freude hatte mir die Müdigkeit nicht bewußt werden lassen; nachdem aber der erste Rausch sich gelegt, begann ich zu zittern: wollte sich der schwarze Vorhang wieder vor die Augen senken, glaubte ich zusammenzubrechen!

Ich hatte das Gefühl, als sei ich zu müde, um irgend etwas mehr zu fühlen. Die ungeheure Hitze, die um mich wogte, kam mir wie Kälte vor, konnte ebenfugut auch Kälte sein — ich wußte nicht mehr, was kalt und was heiß genannt wurde — nein, es war die Kälte, durch die ich ritt, eisige, furchtbare Kälte, der Sand, der zu meinen Füßen rieselte, war schneeweiß, schnee-, schneeweiß, war Schnee, war lörriger, hartgefrorener Schnee — ich ritt am Ramm eines hohen Berges durch den Winter, den Winter der Alpenheimat.

Die Gegend war mir wohlbekannt. Aus dem Lauterbrunnental war ich emporgekommen, zwischen schneebeschwerten, schwarzen Tannensäulen hindurch — nun ritt ich über die wunderweiten Felder der im Dezembermantel verkleideten Scheidebegg gegen die Grindelwaldnerseite hin. Es war das Größte, Gewaltigste, was ich je erlebt hatte. Der Atem der Kraft, die Winterbergluft, hatte mich angeweht, die Eisestille ewiger Einsamkeit hatte mich umarmt, die Ewigkeit selbst war mir gegenübergetreten und hatte mir einen Augenblick höchster, irdischer Seligkeit gewährt, dem Angesicht des Weltalls in die Augen zu blicken. Und ein Welkenbauwerk, ein Himmelsdom, vor dem ich zum erstenmal im Leben das Wort „Gott“ hätte rufen mögen, wuchs vor meinen Augen auf, ein königlicher, majestätischer Berg, aus blaueschwarzen, übereisten Flächen, aus brandenden, grüngespaltene Gletschern, aus goldenen, von der Abendsonne verklärten Schneefirnen. Mitten im Weltall stand er, das wie ein Meer in den Abgründen schäumen mußte, aus denen er sich emporreckte, der Gott der Berge — das Machtvollste, Hehrste, Stolzeste, was die Welt sich erschaffen hatte und das die Menschen gleich benannt haben wie das Heiligste, so unter ihnen wandelt — Jungfrau! Ich sank vom Pferde, kniete nieder und betete.

Als ich aufblickte, geweckt von einem kühlen Luftzug, zerfloß rings um mich ein dichter Nebel. Ich kniete im Sande, in feinstörnigem Sande — der Schnee zog sich lautlos in die Erde zurück, wurde von ihr eingeatmet — Sand quoll daraus hervor — Sand, Sand.

Fast lotrecht fiel es vor mir in die Tiefe hinab. Zu Füßen des zerrissenen Hanges sah ich einige Hütten, Gerüste und Ramine — die Silberminen von Santa Rosa.

Noch tiefer glitten Hügelwellen um Hügelwellen in die ungeheure Ebene, in die Pampa hinauslaufend — schneeweiß zuerst, wie unabschreibbare Firne, immer weiter sich verlierend und ausgleichend, bis sie an eine duffige, blaue Mauer gelangten, in welcher das mächtige Bild der Jungfrau, das ich noch eben geschaut hatte, zusammengesunken war — die fernen, fernen hohen Anden. Und wirklich glitzerten von dorthin Schneefelder im Abendsonnengelbe.

Rio de Janeiro.

Von Hans Alfred Meißner.

Man kann es mit schönheitsstrunkenen Augen immer und immer wieder in sich aufnehmen, das majestätische, unvergleichlich schöne Panorama, das Rio de Janeiro bietet, aber beschreiben kann man solche märchenhafte Pracht nicht. Da fehlen die Worte. Nur tief im Herzen empfinde ich ein unendliches Glücksgefühl darüber, daß die Erde so schön sein kann. . . Da streiten sich die Leute herum, welches der imposanteste Hafen der Welt sei, ob der von Konstantinopel, von Neapel, von Rio, von San Francisco oder der von Sidney. Wie kann man nur im Zweifel sein: Es kann unmöglich noch etwas so überwältigend Schönes auf dem Erdenrund geben als die Guanabara-Bucht, an der, umgürtet von gewaltigen Bergen, Rio de Janeiro liegt.

Wenn man nach zwölfwägiger ununterbrochener Fahrt auf dem weiten Weltenmeere, so lange braucht der Schnelldampfer von Lissabon nach Rio, das paradiesisch-schöne Bild von Brasiliens glänzender Hauptstadt aus dem Ozean auftauchen sieht, dann kommt es einem vor wie eine Offenbarung, wie eine Gata Morgana, die jeden Augenblick zerrinnen muß. Vom wolkenlosen Himmel strahlt die Sonne. Auf den blauen Fluten schaukeln die blendendweißen Schiffe der brasilianischen Kriegsmarine. In rascher Fahrt eilt unser „Blücher“ vorwärts. Dicht vor uns steigt der gewaltige Felsenfegel des vierhundert Meter hohen Zuckerhutes aus dem Meere. Eine von einer deutschen Firma angelegte Schwebebahn verbindet ihn mit dem Urca. Hoch über dem klaffenden Abgrund zwischen den Bergen schwebt gerade ein Wagen. Mit einem guten Glase sehe ich, daß er etwa 20 Personen faßt, die dem einkommenden Dampfer lebhaft zuwinken. Ueber die verschiedenen Hafensforts hinweg, von denen eines fast ganz unter Wasser gebaut ist, schweift der Blick zu dem längs der vielfach ausgebuchteten Küste in mächtiger Ausdehnung hingestreckten Häusermeer von Rio mit seinen buntbedachten hellen Häusern. Der gewaltige Hintergrund und Rahmen für all diese verschiedenen Bilder aber sind die gewaltigen Ketten von hochgetürmten graugrünen Bergriesen, die den Horizont ringsum abschließen und die mit ihren Gipfeln bis in die Wolken hineinreichen. . .

Und wenn man dann später nach einigen Tagen Aufenthalt all die wundervollen Schönheiten Rios und seiner Umgebung näher kennen gelernt und das in seiner überwältigenden Großartigkeit wohl einzig in der Welt dastehende Panorama vom

Zuckerhut, vom Corcovado und von dem 1046 Meter hohen Titijuca mit nimmer sattem Augen genossen hat, dann schwört man zu den vielen Tausenden von Weltreisenden, die Rio als die schönste Stadt der Welt preisen. Wer in den Abendstunden aber von einem der hohen Berge aus auf die tief unten im Tale liegende Millionenstadt herunterschaut, die als die verschwenderisch beleuchtete der Welt gilt, dem will es scheinen, als ob ein Stück von dem glitzernden Sternenhimmel des Südens auf die nachtdunkle Erde ausgebreitet sei. . . Und in den Straßen Rios möchte man jeden Einheimischen, der, gleichgültig gegen all die paradiesische Pracht ringsum, eilig seinen Geschäften nachgeht, anhalten und zu ihm sprechen; „Herr, Mann, Freund, wissen sie denn überhaupt, auf welch herrlichem Stückchen Erde Sie leben, wissen Sie, daß es so etwas unendlich Schönes nie wieder gibt auf der weiten Welt? Schauen Sie um sich und seien Sie dankbar dem Schöpfer, daß es Ihnen vergönnt ist, inmitten dieses Paradieses zu leben und dauernd zu verweilen!“

Wer Rio besuchen will, der tut dies am besten im Mai, der auch für Brasilien der Wonnemonat ist, und in dem hier ein Klima herrscht, wie es idealer auch nicht an der Riviera ist. Doch diese köstliche Lust ist für den Fremden sehr teuer, und wer Rio besuchen will, dem kann nur empfohlen werden: „Tu' Geld in Deinen Beutel!“ Im übrigen sind die Brasilianer durchaus nicht kleinlich und engherzig, sie sind sehr gastfreundlich, lieben Spiel, Sport, Tanz und Theater. Doch gibt die große Mehrzahl der heiteren Muse fast immer den Vorzug vor der ernsten Göttin der Kunst. Die Varietés-Theater sind ebenso wie die zahlreichen Kinos und verschiedenen eleganten Baccarat-Spielclubs stets gut besetzt, während das mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Mark ganz aus Marmor erbaute Municipaltheater recht oft nur sehr mäßig besucht ist. In der Regel wird dort nur in den sogenannten Wintermonaten gespielt, die hier von Juni bis September sind. Bei Gastspielen ausländischer Truppen jedoch, oder wenn eine Größe von Welt auftritt, ist das Theater stets überfüllt, auch wenn die Eintrittspreise noch so hoch sind.

Eine sehr große Rolle spielt im Leben eines jeden Brasilianers die holde Weiblichkeit, für die er, oft über seine Verhältnisse hinaus, große Summen ausgibt. Daß die Frau an den geschäftlichen oder beruflichen Interessen des Mannes teilnimmt oder gar selbst irgendwie beruflich tätig ist, kennt man in Brasilien nur ausnahmsweise. Ja, die richtige Brasilianerin schmollt sogar mit ihrem Gatten, wenn er seinen beruflichen Pflichten und geschäftlichen Interessen nachgeht und nicht seine

ganze Zeit und all sein Interesse ausschließlich ihr allein widmet. Woher all das viele Geld für Bestreitung des Haushalts, für die vielen teureren Pariser Toiletten und die sonstigen Luxusbedürfnisse kommt, darüber macht sich in der brasilianischen Hauptstadt die Frau nicht das mindeste Kopfzerbrechen. Das Geld ist eben da, war immer da und muß stets da sein. Anders weiß sie es nicht und will sie es nicht wissen. Doch all dieses empfindet nur der Deutsche, der eine Brasilianerin geheiratet hat. Der Brasilianer selbst will seine Frau gar nicht anders haben als sie ist. Er ist vollkommen zufrieden, wenn sich seine Gattin elegant kleidet, geschickt repräsentiert, vielleicht auch ein bißchen musiziert und im übrigen recht lieb und zärtlich zu ihm ist. Für ihn ist die Frau sehr oft nur ein Spielzeug, eine Puppe, die er auch dementsprechend behandelt, die er nur selten ernst nimmt und deren Aussagen vor Gericht er auch nicht als vollgültig ansieht.

Doch wenn auch nach deutscher Auffassung die brasilianische Frau als tapferer Kamerad des Mannes nicht ganz das ist, was sie sein sollte: durch die reizvolle Schönheit ihrer äußeren Erscheinung und die bestrickende Liebenswürdigkeit ihres Wesens macht sie all das fast vergessen. Wie stolz ist die ganze Erscheinung, wie üppig und doch nicht stark die Figur, wie grazios der Gang, wie lieblich des edelgeformten Gesichtchens Blässe und wie verlockend der schimmernde Blick der großen wundervollen Augen, wie rabenschwarz das volle Haar und wie fein geschwungen sind die kirschroten Lippen! . . . Um das Hauswesen pflegt die brasilianische Frau sich nicht zu bekümmern, dafür sind zahlreiche Diensthofen angestellt, deren sehr fragwürdige Kochkunst den, was Essen und Trinken angeht, sehr bescheidenen Brasilianern genügt. Eine gemüthliche Behaglichkeit, ein trautes Heim nach unseren deutschen Begriffen, wird man jedoch bei den brasilianischen Familien stets vermissen. In den kostbaren Palästen der Reichen fehlt es in der inneren Einrichtung überall an Harmonie, an gediegenem, vornehmen, durchgebildeten Geschmack. Und auf das, was für deutschen Geschmack eine Wohnung überhaupt erst wohnlich macht, die Ausstattung mit Gardinen, Nebengardinen, Teppichen, Kissen und Decken, muß man hier des heißen Klimas wegen von vornherein verzichten. Auch die weitere Ausstattung des Hauses: Teller, Gläser und Tassen, ist auch in den wohlhabendsten brasilianischen Familien vielfach mehr als einfach. Den allerbesten Kaffee bekommt man hier oft in Tassen serviert, die in Deutschland für einen Groschen zu kaufen sind.

Interessant ist übrigens die Tatsache, daß hier, im Heimatlande des Kaffees, den meisten Neuankömmlingen der braune

Trank zuerst gar nicht recht munden will. Das kommt daher, weil der Kaffee in sehr starkem, tief schwarzen Aufguss und ohne Milch serviert wird. Wenn man aber erst hinter das Geheimnis gekommen ist und gelernt hat, das kleine Mokkatäschchen zunächst halb mit dem vorzüglichen Rohrzucker anzufüllen, und, entgegen der brasilianischen Sitte, ein wenig Milch zuzugießen, dann merkt man doch, was es heißt, Kaffee an der Quelle zu trinken . . .

* * *

Das alles war vor der Katastrophe des Weltkrieges, während dessen bekanntlich auch Brasilien auf der Seite unserer Feinde stand. Doch hat die brasilianische Regierung auch während des Kriegszustandes ihre im Grunde deutschfreundliche Gesinnung nicht verleugnet. Keine andere der gegen Deutschland kriegsführenden Nationen ist so nachsichtig vorgegangen wie die brasilianische. Unter dem nämlichen Druck, aus dem die Kriegserklärung erfolgte, schuf man ein Gesetz, nach welchem deutsches Eigentum konfisziert und eine Reihe Ausnahmestimmungen gegen die deutschen Bewohner geschaffen wurde. Kammer und Senat billigten dieses Gesetz, aber vom Präsidenten wurde es nie vollzogen. Viele Zehntausende unserer Landsleute leben infolge ihrer Tüchtigkeit zufrieden und im gesicherten Wohlstande in Brasilien, und bei der jetzt für viele von uns zur bitteren Notwendigkeit gewordenen Auswanderung steht Brasilien an erster Stelle. In dem wirtschaftlichen Wettstreit, der jetzt wieder einsetzt, gilt es, nicht rückwärts, sondern vorwärts die Blicke zu richten. Und da gilt ein portugiesisches Wort, mit welchem vor Jahrhunderten von jenem Volk das brasilianische Kolonialreich gegründet wurde: „A luta é para os homens . . .“, auf deutsch: „Sache des Mannes ist es, zu kämpfen!“

Siamesen.

Von Walther Freyer.

Nach Bangkok, der Hauptstadt von Siam! So lautet unsere Segelorder.

Langsam glitten wir den Fluß Menam hinauf, der seine lehmgelben Fluten durch den Busen von Siam hindurch in die Chinesische Südsee sich ergießen läßt. Die Ufer sind mit üppigen Kokosnuß-Palmen und Mango-Bäumen eingefaßt. Je mehr man sich Bangkok nähert, desto häufiger sieht man abgestorbene, kahle Baumstümpfe. Auf ihren Spitzen hocken große Geier, unbesorglich und mürrisch in das Wasser starrend. Pelikane streichen

durch die Luft. In dem herrlichen Sonnenschein funkeln die hochragenden Pagoden des Buddha und die vergoldeten Dachfirne der Schlösser des Königs.

Unmittelbar vor Bangkok ankerte das Schiff. Ringsherum schaukelten sich Buden, lustig auf hölzernen Pfählen errichtet, in denen die Händler allerlei Tand und Erfrischungen, Selterswasser, Sarsaparilla, Gingerbier, Bananen und Kuchen feilboten. Kleine Boote glitten hin und her, in denen die Siamesen, Männer und Frauen, mit kindlichem Plaudern und Lachen ihren Vergnügungen nachgehen. Die Männer sind klein, die Frauen noch kleiner, zierlich und schlank, oft anmutig anzuschauen. Wenn sie nicht vornehme Würdenträger sind, so machen die Siamesen sich nicht viele Umstände mit ihrer Kleidung. Der Pha, ein Tuch aus buntem Kattun, wird um den Körper geschlungen. Die Frauen begnügen sich auch wohl damit, ein schneeweißes Trikothemdchen anzuziehen. Das pechschwarze Haar lassen sie halblang geschnitten wie eine kleine Mähne auf die Schultern hängen. Die kleinen Kinder tragen höchstens eine Schnur mit einem Amulett um die Lenden und hinter den Ohren ein pendelndes, weißes Glockenblümchen. Und Kinder sind alle, ob groß oder klein. Sie fahren in den Booten und plaudern und lachen. Oder sie gehen irgendeiner Arbeit nach, aber sie plaudern und lachen, als wenn der ewige Sonnenschein, der ihre Heimat beleuchtet, dem dunklen Ernst des Lebens keinen Eintritt in ihre Herzen gestattet.

Es wirkt aber sehr betrübend, wenn man sehen muß, daß viele dieser großen Kinder sich von der Außenwelt absondern, um in den Oplumhöhlen zu verschwinden und dort in dem verzehrenden Laster zu vergehen. Doch noch viel verbreiteter ist ein anderes Vaster, das die kleinen Menschen zwar nicht aufreibt, aber unangenehm entzittelt. Die Mehrzahl der siamesischen Männer und Frauen kaut Betel, kleine lehmartige Klumpen von rötlicher Farbe, eingewickelt in frische, grüne Blätter. Es zerfrißt die Zähne und färbt sie dunkelbraun. Das viele Lachen gibt den Siamesen recht oft Gelegenheit, ihre Zähne zu zeigen, die den Anblick einer niedlichen Siamesin dann sehr stark beeinträchtigen.

Kinder der Sonne und Opfer des Vasters, so möchte man beinahe das ganze Volk der Siamesen kennzeichnen. Und doch muß man an ihm noch ein Mittel Ding bemerken, einen Teil seiner Söhne, der sein Leben aufsehend einem ernststen Zweck widmet. Siam hat auch Soldaten, ja, wirklich richtige Soldaten, bewaffnet mit Seitengewehren und mit Schießgewehren. Und diese sollte ich ganz besonders kennenlernen.

Unser Schiff war zwar ein stattliches Segelschiff, aus Stahl und Eisen erbaut, aber sonst nur ein gewöhnliches Fahrzeug, das dem friedlichen Handel diene. Es sollte eine große Ladung

Reis für Deutschland abholen, und sonst war nichts besonders Sehenswertes an ihm zu bemerken. Doch! In seinem Heck wehte die deutsche Flagge! Wir mußten ein Trocendock aufsuchen, um den Boden des Schiffes gründlich reinigen zu lassen und damit eine schnelle Heimreise zu gewährleisten. Ein privates Trocendock war nicht zu haben. Nur der König von Siam besitzt ein solches gegenüber von Bangkok am andern Ufer des Menam. Und dieses königliche Dock wurde uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt. König Chulalongkorn war damals nicht anwesend in Bangkok. Sein Onkel vertrat ihn, und dieser ließ es sich nicht nehmen, unserm Schiffe im Dock einen Besuch abzustatten. Er nahte eines Nachmittags mit großem Gefolge. Der Onkel des Königs schritt voran über den Steg, der zum Schiffe führte. Er war angetan mit dem Pha aus farbiger Seide. Dazu trug er eine weiße Tropenfacke europäischer Schnitte, Strümpfe von weißer Seide und schwarze Halbschuhe. Hosen und Kopfbedeckung fehlten. Hinter ihm ging der Diener, der das Haupt des Prinzen mit einem gewaltigen Sonnenschirm zu schützen hatte. Und dann folgte die lange Reihe der Würdenträger und Lakaien. Viele von ihnen trugen in den Händen zierliche, kleine Teller mit allerlei nützlichen Gegenständen zum jederzeitigen Gebrauch für den hohen Herrn, wie Teelanne, Tasse, Zigarettenetui, Streichholzdose usw. Sobald ihr Gebieter auf dem Rundgang durch das Schiff stehen blieb, kniete die ganze Schar nieder, bis er sich wieder in Bewegung setzte. Der Kapitän bot dem Prinzen einen Imbiß an, der aber dankend abgelehnt wurde. Mit dem Ausdruck kindlicher Freude über das Gesehene und mit treuherzigem Händedruck verabschiedete er sich und verließ das Schiff. Und nun schien das Signal gegeben zu sein, daß wir alles, was ringsherum zu sehen war, ungehindert in Augenschein nehmen durften.

Das war besonders gegen Abend ein interessanter Genuß, wenn die Tropensonne versunken war und einer angenehmen Temperatur wich. Unzählige Heimchen zirpten in den Gebüsch. Scharen von großen Leuchtläusern huschten im Grase und auf den dichtbelaubten Bäumen umher. Gleich hinter dem Trocendock liegen die Kasernements der königlich siamesischen Kriegsmacht. Die Soldaten tragen blaue Matrosenhemdchen und Matrosenmützen, dazu Höschen, die lange nicht bis auf die Knie reichen. Schuhe und Strümpfe sind in diesem Lande überflüssig.

Der Posten vor dem Eingangstor sah mich kommen, in schlichtem, weißen Zivilanzuge. Aber ich kam von dem Schiffe mit der deutschen Flagge. Schnell sprang er nach seinem Gewehr, das friedlich an der Wand stand, nahm es auf die Schulter und — klipp — klapp — da präsentierte er mit fröhlichem

Lachen auf dem Gesichte. Ich dankte lächelnd ob der verdienten Ehre, und schon stand das Gewehr wieder an der nächsten Wand. Der kleine, braune Vaterlandsverteidiger ergriff meine Hand und führte mich plaudernd und lachend in den Vorhof zur Wachtstube, wo ich von anderen Soldaten in Empfang genommen wurde, die mich dann, so oft ich auch später wiederkam, in alle Ecken und Winkel der ganzen Anlagen führten. Mit großem Stolz holten die meisten der Krieger stets ihre Gewehre herbei, um ihre vermeintliche Fertigkeit im „Griffe-Kloppen“ zu zeigen und sonstige Exerzitien vor mir aufzuführen. Doch bei allem fehlte nie das kindliche Plaudern und Lachen.

Also auch das rauhe Kriegshandwerk scheinen die Siamesen für ein lustiges Spiel zu halten. Die Gesichter wurden nur ernst, wenn man mir verständlich zu machen suchte, daß man alle diese lustigen Vorübungen zu kriegerischen Heldentaten deutschen Instruktoren verdanke. Aber ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, daß dieser scheinbar ernste Ausdruck auch nur eine spielerische Nachahmung der wahrscheinlich wirklich ernstesten Mienen der Instruktoren war, die vergeblich auf Mittel und Wege sahen, diese Kinder des Sonnenscheins zu ernstem, militärischem Tun zu erziehen.

Auch die Gefängnisse liegen auf dem Gelände der Kaserne, eins für die Frauen, eins für die Männer. Die Soldaten führten mich dorthin. Jedes der beiden Gefängnisse besteht aus einem länglichen Raum mit großen, offenen und vergitterten Fenstern. Die Gefangenen, Männer und Frauen, drängten sich an ihren Fenstern und — lachten und plauderten. Ihre kindliche Freude kannte keine Grenzen, wenn ihnen ein Päckchen Betel oder eine Zigarette oder ein Kuchen hineingereicht wurde.

Der Aufenthalt des Schiffes im Trockendock neigte sich seinem Ende zu. Ich schien in der Achtung der siamesischen Krieger von Tag zu Tag gestiegen zu sein. Vielleicht ahnte man in mir fabelhafte Feldherrntalente, weil ich dem kindlich-fröhlichen Treiben dieser Heerhaaren ein unermüdeliches Interesse entgegenbrachte. Jedenfalls machte man mir eines Tages verständlich, daß man mir am nächsten Abend eine ganz besondere Ehre erweisen wolle. Erwartungsvoll kam ich wieder. Ich wurde von einer lachenden und plaudernden Schar durch das alleräußerste Ende des Kasernements hindurch in einen parkartigen Hain geführt. Der Mond schien nicht. Es war dunkel zwischen den Bäumen und Sträuchern. Heinen zirpien, leuchtende Käfer huschten umher. Wir überschritten einen breiten Bach auf schmaler Brücke. Die dunklen Umrisse kleiner Pagoden wurden sichtbar. Vom andern Ende des Haines drangen die nicht unmelodischen Töne siamesischer Musikinstrumente, aus

Bambus gefertigter Harfen, abgestimmter Trommeln und Klappern an mein Ohr. Vor mir zwischen den Bäumen sah ich leuchtenden Rauch, einen Feuerschein. Das Plaudern und Lachen meiner Begleiter verstummte allmählich. Mir wurde etwas unheimlich zumute. Man wollte mich doch nicht etwa heimtückisch irgendeinem Buddha-Bilde opfern? Ich überlegte schnell, wieviele von den kleinen Kerlen ich auf einmal wohl mit jeder Hand in die Büsche schleudern könnte. Doch schritt ich rüstig mit der Schaar weiter. Es ging um ein dichtes, großes Buschwerk herum. Und da hörte ich die Musik plötzlich aus nächster Nähe und sah das Feuer vor mir. Es war ein Lagerfeuer. Um das Feuer lagerten dunkle Gestalten. Die Glut erleuchtete ihre Gesichter. Es waren ältere Siamesen. Sie trugen unisforme Tracht, aber nicht die Matrosenanzüge meiner lustigen Soldaten, sondern einen dunkelfarbigen Pha.

Als die Alten mich mit meinen Begleitern erblickten, verstummte auf ein Zeichen die Musik. Alle erhoben sich und nötigten mich unter zahlreichen Verbeugungen, mich mit ihnen am Feuer zu lagern, während meine bisherigen Begleiter sich schweigend und stehend um uns gruppierten. Aha, dachte ich, die Frontoffiziere der von mir besichtigten Truppen! Ich streckte mich, so gut es ging, in das Gras. Eine Wasserpfeife aus Bambus wurde von dem Ältesten in Brand gesetzt. Sie ging von Mund zu Mund, jeder tat drei mächtige Züge, und dann wurde die Pfeife mir gereicht, während alle lachten und plauderten. Doch ich war auf solch Instrument nicht geübt, obwohl ich für den Augenblick ernstlich alle Betel kauenden Zähne zu vergessen suchte. Mein Mund war plötzlich voll Wasser aus dem dicken Bambusrohr, und das Klümpchen Tabak auf der Spitze der Pfeife erlosch zischend. Darüber erreichte die Fröhlichkeit meiner neuen Freunde ihren Höhepunkt, während der Älteste die Pfeife von neuem instand setzte und mit frischem Tabak füllte. Ich bat im stillen um Vergebung für mein vorheriges blutiges Mißtrauen gegen meine Begleiter, um nun der gerechten Strafe zu entgehen. Vergeblich! Plaudernd und lachend nötigten die Alten mich immer wieder zu neuen Versuchen mit der Wasserpfeife, bis ich die Kunst erfaßt hatte und meine drei Rauchwolken feierlich in die Luft paffte. Ich hielt es für richtig, mich jetzt zu empfehlen. Alle erhoben sich mit mir. Der Älteste murmelte mit würdiger Miene eine mir gänzlich unverständliche Ansprache. Dann drückten alle Mißtrauer mir die Hand, während zu meiner großen Ueberraschung die Musik mit mächtigen, klangvollen Tönen — — „Die Wacht am Rhein“ anstimmte.

Plaudernd und lachend nahmen meine Begleiter mich wieder in ihre Mitte. Während wir den Rückmarsch antraten, deuteten

sie auf meinen Anzug, wiesen mit den Händen nach rückwärts auf die Alken am Lagerfeuer und machten Zeichen, als sollte ich einen Pha anlegen. Jetzt wurde der Sinn der gemurmelten Ansprache des Ältesten der Frontoffiziere mir klar. Man hatte mich für würdig befunden, zum Großoffizier der Frontoffiziere der Siamesischen Kriegsmacht ernannt zu werden, honoris causa.

Ich bin längst mit dem Segelschiffe in die Heimat zurückgekehrt, aber die amtliche Bestätigung dieser meiner Vermutung ist bisher noch nicht eingetroffen, sodaß ich vorläufig davon Abstand genommen habe, mir den Pha eines siamesischen Frontoffiziers anzuschaffen.

Die Cobra.

Selbsterlebtes von Fritz Pansegrau, Danzig.

Mit einer Originalzeichnung auf Seite 86.

Das Souper war vorüber. — Aus den Speisefälen der luxuriösen Fremdenpaläste in Kairo strömten lachend, flüchtend und scherzend die Gäste und verteilten sich gruppenweise in den Garten, auf die Veranda oder in den Ballsaal, in dem soeben eine ungarische Zigeunerkapelle ihre Weisen ertönen ließ.

Im Grill Room des Hotels saßen einige Damen und Herren beisammen, die, in bequeme Korbsessel zurückgelehnt, sich dem Genuße der ägyptischen Zigarette hingaben. Es herrschte eine behagliche Stimmung, in der man sich nach einer vorzüglichen Mahlzeit befindet, wenn der Wein die Gemüter etwas erregt hat und die Unterhaltung leicht dahinfließt, ohne erregte Formen anzunehmen oder ein schwieriges Problem zu behandeln. Man hat die geplanten Ausflüge nach Assuan, sowie den Pyramiden von Gizeh besprochen, und eine junge Dame, deren sehnige, trainierte Gestalt und gelassenes Wesen die sportliebende Britin auf den ersten Blick verriet, lenkte nun das Gespräch auf den „Schlangenbeschwörer“, der sich nach dem Dejeuner im Hotelgarten produziert hatte.

„Alles nur Gaukkunststücke“, bemerkte der Vater der jungen Dame, ein älterer Herr. Er legte die „Times“ aus der Hand, deren Vbrsenbericht er soeben flüchtig studiert hatte, und fuhr fort, „es handelt sich hier um gänzlich ungefährliche Tiere, oder glauben Sie, daß ein sogenannter „Schlangenbeschwörer“ etwa eine Giftschlange mit sich führen wird, um für die wenigen Pfaster, die ihm die Zuschauer in den Teller warfen, sein Leben aufs Spiel zu setzen?“

„Und dennoch kommt dies vor, namentlich in Indien“, antwortete sein Gegenüber, ein deutscher Gelehrter. Doch der Brite wachte diesen Einwand zu entkräften und sagte überlegen lächelnd: „Nun, so hat man der Schlange die Giftzähne ausgebrochen, was ein paar geschickte, entschlossene Eingeborene leicht ausführen können. Die Orientalen verstehen es, uns zuweilen auf manche Art zu täuschen.“

Der Deutsche nickte zustimmend: „Dies mag in den weitaus meisten Fällen wohl zutreffen, doch ein Ergebnis hat mich einmal belehrt, daß es auch Ausnahmen geben kann.“

„Ach bitte, erzählen Sie, Herr Doktor!“ rief die junge Britin, und „Bitte erzählen“ haten auch die übrigen Damen und Herren. Sie rückten ihre Sessel näher, um besser hören zu können, denn durch die geöffnieten Saalküren tönte die Balkmusik und vermischte sich mit dem Lärm der vom Esbekieplatz dumpf heraufscholl.

Der Gelehrte zündete sich eine frische Zigarette an und begann: „Gern will ich Ihrem Wunsche entsprechen, denn ich habe den Vorfall noch genau im Gedächtnis, trotzdem er bereits einige Zeit zurückliegt.“

Vor etwa drei Jahren befand ich mich im nördlichen Indien, um mich dort — sozusagen an der Quelle — dem Sanskritstudium zu widmen. Vom englischen Gouvernement in Lahore erbat ich die Erlaubnis, die alten, herrlichen Paläste, Mausoleen, Pagoden und Heiligengräber besuchen zu dürfen, an denen diese alte Stadt, die früher Residenz des Großmoguls, so reich ist. Der Gouverneur erlaubte mir dies nicht nur, sondern brachte auch meinen Studien lebhaftes Interesse entgegen. Auf seine lebenswürdige Einladung verbrachte ich eine Reihe schöner Abende im Governors-Hause, in deren Verlauf mir der hohe Beamte, ein vorzüglicher Kenner Indiens, seine meinen Studien nur förderlich sein könnenden reichen praktischen Erfahrungen zur Verfügung stellte. Kurz bevor mein Aufenthalt in Lahore seinem Ende zuging, hatte ich Gelegenheit, in Gesellschaft des Gouverneurs an einem Gartenfeste teilzunehmen, das ein ihm befreundeter Maharadscha veranstaltete. Von der märchenhaften Pracht, welche indische Fürstenthümer bei solchen Festen entfalten, hatte ich viel gehört und gelesen, aber was ich hier erblickte, übertraf weit meine Erwartungen. Die Wunder des alten Indiens, die Märchen aus „Tausendundeine Nacht“, welche wir alle wohl in unserer Kindheit mit glühenden Wangen gelesen haben, schienen neu aufzuleben. Der Maharadscha war ein lebenswürdiger Wirt, und ich lernte ihn als einen feingebildeten Mann kennen, der geistreich zu plaudern verstand und nichts von dem Wesen eines egentrichen Nabobs an sich hatte, das man den indischen Fürsten im Abendlande so oft andichtet. Nach dem im Freien eingenommenen Souper führten Wajaderen ihre phantastischen Tänze auf; dann trat ein Hindu in den Kreis, den die Zuschauer um die Tänzerinnen gebildet hatten. Er war ein hagerer Mann mit einem bleichen, von einem schwarzen Bart umrahmten Gesicht, dem die tiefliegenden, nachtschwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen ein düsteres Aussehen gaben. Seine Bewegungen waren langsam, apathisch — von einer unsäglichen Würdigkeit.

Der Mann setzte einen schwarzen Kasten nieder und nahm den Deckel ab. Eine zusammengerungelte Cobra, Indiens gefährlichste Giftschlange, hob den Kopf und musterte mit feindlichen Blicken die ihr fremde Umgebung. Der Hindu hockte sich ein paar Schritte entfernt nieder, holte aus seinem faltigen Gewande ein einer Fiste ähnliches Instrument hervor und begann, ein indisches Volkslied zu spielen. Die munteren Töne schienen die Schlange zu erzürnen, sie richtete sich vollends auf, breitete ihr Schild aus, glitt aus ihrem

Gefängnis heraus und schnellte zischend auf den Hindu zu. Dieser richtete seinen Blick starr auf ihre Augen, die plötzlich innehielt. Der Hindu spielte nun eine getragene, melancholische Weise. Die Cobra schlug heftig um sich, beschrieb Kreise, schien sich zu unlöslichen Knoten zu verwirren, die sich sofort wieder öffneten, wurde dann ruhiger, neigte im Rhythmus zur Musik ihr Haupt hin und her und wand sich schwächer und immer schwächer.

Der Hindu beugte den Kopf vor und heftete seinen Blick unverwandt auf die Augen der Schlange, während er seinem Instrumente leise, gleichsam flüsternde Töne entlockte. Die Cobra lag jetzt langausgestreckt auf dem bunten Kies; ein letztes vergebliches Aufbäumen, ein Zucken des ganzen Körpers — die Giftschlange war in einen Traumzustand verfallen. Der Schlangenbeschwörer legte sein Musikinstrument beiseite und näherte sich vorsichtig der Cobra. Er streichelte das Tier, flüsterte ihm zärtliche Worte zu, ergriff darauf den glatten, kühlen, schillernden Körper und wand ihn, immer leise flüsternd, um seine Schultern. Dann senkte er seine Lippen, langsam, ganz langsam — auf den Kopf der Schlange. Lautlos, voller Spannung hatten wir die Vorgänge verfolgt.

„Ein Kuß auf zarte Frauenlippen mündet ohne Zweifel besser“, ließ sich ein Wikbold vernehmen, „aber so eine Schlange kann ich auch küssen“.

Ueber das Gesicht des Maharadscha, der diese Aeußerung vernommen hatte, ging ein Zug des Unwillens. Auch der Gouverneur, in dessen Nähe ich mich befand, ließ eine tadelnde Bemerkung fallen. Der vorlaute Gast war ein junger, eleganter Franzose, der Sohn eines Pariser Großindustriellen, dem die Millionen seines Vaters gestatteteten, sich als Globetrotter zu betätigen. Auch der Hindu mußte den Sinn der Worte verstanden haben, denn er hob den Kopf und blickte lange auf den Spötter. Ein Blick, in dem unversöhnlicher Haß und unaussprechliche Wut zu liegen schienen. Der junge Weltreisende achtete jedoch nicht darauf. Da er bei der Tafel dem Champagner etwas reichlich zugesprochen hatte und sich einbildete, man zweifle an seinem persönlichen Mut, erklärte er nochmals, ganz wie der Schlangenbeschwörer, seine eigenen Lippen auf den Kopf der Cobra drücken zu wollen.

„Taten! Taten! — nicht nur Worte!“ rief ein Offizier von der Pandischab-Infanterie scherzend.

Der Franzose zögerte nicht länger. Er bot dem Hindu 5 Pfund, wenn er die Schlange, die inzwischen wieder erwacht und in ihren Kasten zurückgebracht war, nochmals in den Zustand der Willenslosigkeit versetzen würde.

Der Maharadscha machte den Tollkühnen auf das Gefährliche seines Beginnes aufmerksam, aber dieser beharrte auf seinem Verlangen und warf dem Hindu eine Hand voll Goldstücke zu. Der Schlangenbeschwörer ließ das Geld unbeachtet, nur in seinen schwarzen Augen leuchtete es auf, als er den Kasten öffnete, in dem sich die Cobra befand. Dann nahm er seine Flöte und begann zu spielen.“

Der Sanskritforscher machte eine Pause, um seine erlöschene Zigarette in Brand zu setzen. Aus dem Ballsaal kam eine elegante

Pariserin, gefolgt von einem Schwarm befrachter Herren. Erstamt blickte sie auf die schweigsame Gruppe, als wollte sie sagen: was ist denn in euch gefahren, tanzt und flirtet doch, denn dazu ist man hier. Lachend verschwand die Gruppe im Garten.

Der Erzähler fuhr fort:

„Die Cobra wurde zuerst wieder zornig, führte dann von neuem ringelnd, windend und schlüpfend ihren phantastischen Tanz auf, wurde ruhiger und schien schließlich durch die Musik, die flüsternden Worte und den starren, faszinierenden Blick ihres Meisters wiederum in jenen unerklärlichen Traumzustand versunken zu sein.“

Wir waren so in die Betrachtung des hochinteressanten Vorganges versunken, daß wir nicht bemerkt hatten, wie der Franzose seinen Platz verlassen, und nun plötzlich in der Nähe des Hindu stand. Es war zu spät, ihn nochmals zum Aufgeben seines waghalsigen Unternehmens zu bewegen, denn jeder Lärm hätte die Cobra aus ihrem Traume erwecken können. Ich hoffte im stillen, daß es sich nur um eine ungefährliche Giftschlange handeln würde, die man der Giftzähne beraubt hatte. Als mein Blick jedoch auf den Hindu fiel, wurde ich anderer Ansicht. — Ein Lächeln verzerrte sein Antlitz, ein triumphierendes, entsetzliches Lächeln. —

Der Franzose, etwas bleich, ergriff entschlossen die Cobra, legte sie um seine Schultern und versuchte, ihren Kopf seinen Lippen nahezubringen, was ihm auch gelang.

— — — Aber plötzlich wurde ein Zischen hörbar, ein gräßlicher Schrei ertönte, und förmlich fauchend glitt die Schlange auf den Boden nieder.

Der Franzose taumelte noch ein paar Schritte und sank dann ohnmächtig zusammen. Aus seiner linken Wange sickerten einige Tropfen Blut. Glücklicherweise befand sich ein Arzt unter den Gästen, der sich mit mehreren Dienern um den Gebissenen bemühte.

Ich sah mich nach dem Hindu um: er war mit der Schlange verschwunden. —

Man erging sich in Vermutungen, weshalb die Cobra plötzlich so zornig geworden sei. Ein Leutnant des Mawa-Whil-Bataillons meinte, sie sei nur an ihren Meister, den Hindu, gewöhnt, und habe, zu früh aus ihrem Traumzustand erwacht, die Nähe eines Menschen gewittert.

Der Maharadscha aber sagte: „Die Augen der Schlange blicken stets kalt; sie sind kein Spiegel innerer Erregungen, wie die des Menschen, aber ist es nicht möglich, daß auch im Innern dieses glatten, kühlen Tieres Empfindungen wie Haß, Liebe, Feindschaft, Zuneigung wechseln? Niemand weiß es!“

Der Arzt hatte inzwischen die Untersuchung beendet und meldete dem Fürsten: „Ärztliche Kunst ist hier vergebens! Der junge Mann ist tot!“

— — — Der Gelehrte schwieg. — — Eine Weile saß die kleine Gesellschaft schweigend beisammen.

„Gute Nacht! — — Good night!“ erscholl es dann, „morgen nach Gizeh!“

Ein nächtlicher Raubzug in der Wüste.*

Von Sven Hedin.

Mit einer Originalzeichnung auf Seite 34.

Schah Sevar, „der reitende König“, der Häuptling eines kriegerischen Stammes im westlichen Belutschistan, sitzt eines Abends, die Pfeife rauchend, am Lagerfeuer vor seinem schwarzen Zelt, dessen Tuch über Tamariskenzweige gespannt ist. Der Märchen erzähler ist soeben verstummt. Da nahen im nächtlichen Dunkel zwei weißgekleidete Männer mit weißen Turbanen um den Kopf. Sie binden ihre Dromedare an und neigen sich demütig vor Schah Sevar; dieser fordert sie auf, sich zu setzen und sich Tee aus der eisernen Kanne einzuschenken. Nun wird es ringsum lebendig. Noch andere Männer treten aus Feuer; sie alle tragen lange Flinten, Speere, Säbel und Dolche. Einige führen zwei oder drei Dromedare am Zügel.

Jetzt sitzen vierzehn Männer um das lodernde Feuer. Es ist sonderbar still in diesem Kreise, und auf Schah Sevars Antlitz ruht feierlicher Ernst. Schließlich fragt er: „Alles bereit?“

„Ja, Herr!“ ertönt es von allen Seiten.

„Ist das Pulverhorn gefüllt und Blei im Beutel?“

„Ja!“

„Sind die Wasserschläuche voll?“

„Ja!“

„Lebensmittel in den Taschen?“

„Ja, Herr. Datteln, saure Käse und Brot auf acht Tage!“

„Ich sagte euch vorgestern: diesmal gilt es Bam. Bam ist ein starkbevölkertes Dorf. Entdeckt man uns zu früh, dann kommt es zu heißem Kampf. Wie der Schafal aus der Wüste müssen wir heranschleichen. Es sind 500 Kilometer. Ein Ritt von vier Tagen!“

Wieder starrt Schah Sevar eine Weile in die Flammen, dann fährt er fort: „Sind die Dschambas frisch?“

„Ja!“

„Und zehn weitere Dromedare für die Beute?“

„Ja!“

Nun erhebt er sich, und alle Männer folgen seinem Beispiel. Ihre wilden Gesichter glänzen kupferrot im Feuerschein. Sie sind keine Diebe, Diebstahl halten sie für einen gemeinen Lebensberuf. Aber Plünderung und Raub gilt ihnen als ritterlicher Sport, und ihren Ruhm macht die Zahl der Sklaven, die sie in ihrem Leben erbeuten.

„Aufgefressen!“ befiehlt der Häuptling mit gedämpfter Stimme. Die Musketen werden über die Schulter geworfen und schlagen klappernd gegen das Gehänge, an dem Pulverhorn und Leberbeutel mit Kugeln, Feuerstein, Stahl und Zunder befestigt sind. Im Gürtel stecken die Dolche; Baum und Satteltgurt sind schon vorher besorgt. Im Augenblick sitzen die Männer im Sattel. „In Allahs Namen!“ ruft Schah Sevar, und in mäßigem Trab sprengt die Schar in die Nacht hinaus.

* Aus dem im Verlage von F. A. Brockhaus, Leipzig erschienenen Werke von Sven Hedin „Von Pol zu Pol.“

Man folgt einem bekannten Pfade; die Sterne dienen als Wegweiser. Der Tag graut, die Sonne geht auf, und der vorwärts, nach Bam weisende Schatten der Dromedare fällt auf festen gelben Sand, in dem kein Grashalm wächst. Kein Wort wurde in der Nacht gesprochen. Nun aber die ersten 120 Kilometer durchschritten sind, sagt der Häuptling: „Wir rasten an der Quelle des weißen Wassers.“ Hier angelangt, füllen sie die Schläuche frisch und lassen die Dromedare saufen. Dann ziehen sie sich in das nahe Gebirge zurück, um die heißen Stunden des Tages verstreichen zu lassen. Sie lagern nie an Quellen, wo man leicht andere Menschen trifft.

Mit Einbruch der Dämmerung sind sie wieder im Sattel. Heute reiten sie schneller als in der vorigen Nacht und machen am Morgen an einer salzigen Quelle halt. In der dritten Nacht beginnen die Dromedare mühsamer zu atmen, und wenn die Sonne aufgeht, hängt der Schaum in weißen Flocken an ihren beweglichen Lippen, die sie unbuldig kauen. Müde sind sie nicht, aber atemlos und verdrießlich, und die Haut über ihren Nüstern hat sich wie zwei Glocken aufgebläht. Aber weiter geht die wilde Jagd nach Westen, und weiter stürmen die Dromedare ohne Anfeuerung seitens der Reiter in wirbelnder Staubwolke dahin.

Nun liegt auch der letzte Wüstenpfad, den noch hin und wieder eine Karawane zieht, hinter ihnen, und in rasender Flucht geht es über hartgefrorenen, salzhaltigen Schlammboden. Nichts Lebendes zeigt sich hier, nicht einmal ein verirrter Hase oder Geier, der die Bewohner von Bam vor der drohenden Gefahr warnen könnte. Ohne Rast geht es den ganzen Tag weiter. So stumm und still ist die Reiterchar wie die Wüste selbst, man hört nur die langegezogenen Atemzüge der Dromedare und das Rasseln der Fußschwielen auf dem harten Boden. Wenn das Abendrot seine Purpurdecke über die Wüste breitet, sind nur noch 20 Kilometer zurückzulegen.

Da hält Schah Sevar sein Dromedar an, und als fürchte er, daß man in Bam seine Stimme höre, ruft er halblaut: „Halt!“ Ein leises Zischen der Reiter, und die Tiere beugen die Knie und legen sich nieder. Die Reiter springen aus dem Sattel und binden den Dromedaren die Vorderbeine mit kurzen Stricken zusammen, damit die Tiere sich nicht erheben und fortlaufen können und so den Plan verraten. Alles ist jetzt totmüde und streckt sich auf dem Boden aus. Einige Männer schlafen, andere hält die Aufregung wach, vier Posten halten nach verschiedenen Seiten hin Ausschau. Das Ziel des Raubzuges ist nicht zu sehen, wohl aber die Berge, an deren Fuße Bam liegt. Wenn nur die Nacht erst da wäre und der Schuß der Dunkelheit!

Der Tag war windstill und heiß. Am Abend kommt ein schwacher Lufthauch von Norden her, und Schah Sevar lächelt. Ostwind hätte ihn und seine Reiter zu einem Umweg gezwungen, um nicht die witternden Dorschunde zu früh zu beunruhigen. Neun Uhr ist es jetzt. In einer Stunde schläft ganz Bam. Die Reiter sind mit ihrer Mahlzeit fertig und stecken einen Rest Datteln, Käse

und Brot wieder in die Tasche. „Sollen wir die Wasserschläuche leeren, um die Lasten der Tiere zum Anariff zu erleichtern?“ fragt ein Belutsch.

„Nein“, antwortet Schah Sebar, „vielleicht kommen wir nicht mehr dazu, die Schläuche im Dorf vor unserem Nückzuge zu füllen.“

„Jetzt ist es Zeit“, sagte er dann, „die Waffen bereit!“ Sie sitzen wieder auf und reiten langsam auf das Dorf zu. „Erst wenn sich etwas Verdächtiges zeigt, reite ich schneller, und ihr folgt mir. Ihr drei mit den Lastdromedaren bleibt die letzten im Zuge.“ Wie Falken schauen die Räuber nach ihrem Ziel. Langsam hebt sich am westlichen Horizont die Kontur des Berges. Noch 5 Kilometer, aber ihre Augen, die das Leben im Freien geschärft hat, unterscheiden schon die Gärten in Bam. Sie kommen näher und näher. Da bellt ein Hund — ein zweiter stimmt ein — alle Dorfhunde schlagen jetzt an; sie haben die Dromedare gewittert!

„Vorwärts!“ ruft der Häuptling. Unter den anfeuernden Rufen der Reiter verdoppeln die Dromedare ihre Kraft, sie wissen, was auf dem Spiele steht. Ihre Köpfe liegen fast mit der Erde parallel, sie fliegen dahin, von Schaumflocken und Staubwolken umwirbelt. Das Gebell der Hunde wird immer toller, einige kommen schon den Dromedaren entgegengeläufen. Jetzt erreicht die wilde Jagd den Eingang des Dorfes. Rufe der Verzweiflung ertönen, die Schlafenden werden geweckt, Frauen und weinende Kinder fliehen nach den Bergen hin. Zu geordneter Verteidigung ist keine Zeit mehr, zu überraschend war der Ueberfall; es fehlt an einem Führer. Wie aufgeschreckte Hühner laufen die Unglücklichen durcheinander, und die Räuber fallen über sie her. Schah Sebar sitzt hochaufgerichtet auf seinem Dromedar und leitet den Angriff. Die anderen springen ab und überwältigen drei Männer, zwölf Weiber und sechs Kinder, die in Eile gebunden und von zwei Belutschis bewacht werden, während die übrigen Reiter die benachbarten Häuser durchsuchen. Ihre Beute sind zwei junge Männer, die vergebens Widerstand leisten, zwei Säcke Korn, ein wenig Hausgerät und alles Silber, das sie finden konnten.

„Wieviel Sklaven!“ brüllt Schah Sebar.

„Dreißig!“ tönt es von mehreren Seiten.

„Das genügt, ladet auf!“

Die Sklaven und das gestohlene Gut werden auf den Dromedaren festgebunden. „Gilt, eilt!“ ruft der Häuptling. „Den selben Weg zurück!“ In der Eile des Aufbruchs entsteht ein entsetzlicher Wirrwarr, einige Tiere haben sich in die Stricke der anderen verwickelt. „Zurück!“ Das scharfe Auge des Häuptlings hat eine herannahende Schar bewaffneter Männer entdeckt. Drei Flintenschüsse krachen plötzlich durch die Nacht, und Schah Sebar stürzt rücklings aus dem Sattel. Sein Dromedar scheut und flieht wüstenwärts. Der linke Fuß des Reiters hängt im Steigbügel, und sein Kopf schleift durch den Staub, der den Blutstrom der Stirnwunde verstopft. Dann aber gleitet der Fuß aus dem Bügel: „der reitende König“ liegt als Leiche vor den Toren Bams.

Noch ein zweiter Räuber ist schwer verwundet und wird von den Dorfbewohnern zusammengehauen. Bam ist erwacht. Die in den

Stricken verwickelten Dromedare werden mit den Sklaven und der übrigen Beute eingefangen. Aber zwölf Reiter und zehn Lastdromedare sind, von einigen wütenden Hunden verfolgt, in der Dunkelheit verschwunden, und sechszehn Dorfbewohner werden vermißt. Der ganze Ueberfall war das Werk einer halben Stunde. In dieser Nacht schläft niemand mehr in Bam.

Jetzt müssen die Dromedare das Neueste leisten; sie haben doppelte Last zu tragen, aber gehezt wie auf der Jagd, stürmen sie daher. Unaufhaltbar geht es die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag hindurch. Dann und wann sehen sich die Räuber um. An der salzigen Quelle wird zum erstenmal gerastet; Späher besetzen den naheliegenden Hügel. Man ißt und trinkt und ordnet sich für den weiteren Ritt. Keine Minute ist zu verlieren. Die Gefangenen sind gelähmt vor Schrecken, die jungen Mädchen halb erstickt vor Weinen, ein kleiner Knabe in zerrissenem Hemdchen ruft vergeblich nach seiner Mutter. Andere der geraubten Kinder haben sich milde geweint und sind trotz des heftigen Schankelns während des Rittes erschöpft eingeschlafen. Mit weißen Binden werden den Gefangenen die Augen verbunden; sonst merken sie sich den Weg und fliehen früher oder später nach Bam zurück.

Dann geht der wilde Ritt weiter, und nach acht Tagen Abwesenheit ist die Reiterchar wieder daheim mit ihrer Beute, aber ohne ihren Häuptling. Die Behandlung ist gut und — die Zeit heilt alle Wunden!

Indische Landbriefträger.

Mit einer Originalzeichnung auf Seite 39.

Wanamaker, der große Warenhausbesitzer Philadelphias und Newyorks, der eine Zeitlang Generalpostmeister der Vereinigten Staaten war, hat in Kalkutta einen Bericht über zehn Jahre indischer Post gelesen und begeistert ausgerufen; „Das ist ja weit interessanter als jede Novelle!“

Und wer wollte das leugnen, wenn er den indischen Briefträger im Geist auf seinen gefährvollen Wegen abseits der großen Straße in Indien, Birma, bis an den Persischen Golf nach Westen und über die sturmgepeitschten Pässe des Himalaja nach Norden hin begleitet.

Da kämpfen Natur, Mensch und Tier um die Wette, ein Werk der Kultur zu zerstören, und Jahr um Jahr fordern sie aus dem Heere der Beamten der indischen Post ihre Opfer. Jeder Sturm bringt neue und unerwartete Verwüstungen. Wichtige Ströme treten aus ihren Ufern und überschwemmen weite Landstriche, die bis dahin trocken gelegen und nur noch mit dem Boote zu durchqueren sind. Eisenbahnlinien sind zerstört, Bergwege fortgewaschen, alles ist plötzlich anders, wie es vorher war, und doch muß der Landbriefträger seine Post be-

stellen und, so gut er es vermag, mit den Elementen kämpfen. Und kann er sich in etwas noch auf diese jedes Jahr regelmäßig wiederkehrenden Schrecken vorbereiten und einrichten, was soll er tun, wenn plötzlich ein Erdbeben alles um ihn her zerstört, oder wie im Tale von Kangra und Kulu, ein mächtiger Erdstöß ganz Landchaften zerstört?

Und tröstet er sich in dem Gedanken, daß Erdbeben und Erdstöße selten sind, so weiß er nicht, wann Straßenräuber ihn überfallen, wann Tiger und Elefanten ihn schlagen und wann die Ansteckung der nie seuchenfreien Bevölkerung ihn dem sicheren Tode überliefert.

Ist der Dienst, den die Verwaltung von dem Landbriefträger verlangt, schon an sich ungeheuer schwer, so erleichtert ihm der Indier mit der Sucht des Orientalen nach blumenreichem Stil, den er auch bei den Adressen anwendet, keineswegs sein Handwerk. Drückt sich der Indier auch heute mit wenigen Ausnahmen einfacher aus, so ist es noch nicht gar so lange her, daß folgende Adressen aufgegeben wurden:

„Möge es dem Allmächtigen gefallen, daß dieser Umichlag in Kalkutta in der Umgegend von Kulkollah in dem Kontor der Kaufleute Sirajudin und Alladad Khan abgegeben und dort von dem Pächte meiner Augen, dem tapferen und von mir über alle Maßen geliebten Mian Scheik Inayat Ali, dessen Leben lang sein möge, gelesen werde!

Geschrieben am zehnten des geheiligten Ramzan im Jahre 1286 nach der Hedschra unseres Propheten, versiegelt und abgesandt.“

Anderere schrieben wieder und adressierten:

„An die heiligen Füße des gnädigsten und hochachtbaren Bruders Guru Pershad Sing.“ Oder: „An die heiligen Füße des allergnädigsten jüngeren Onkels Kassinath Banerji.“

Da die Postverwaltung heute vorgeschrieben, daß Briefe mit derartigen überspannten Aufschriften nicht mehr angenommen werden dürfen, beleihtigt sich auch der Indier einfacherer Wendungen. Trotzdem kommt es noch sehr häufig vor, daß Todesanzeigen mit dem Vermerk übersandt werden: „Dies das, nachdem Du Dich Deiner Kleider entledigt hast!“

Der Landbriefträger mit seinem langen Speer, an dessen oberem Ende schrill klingende Metallglöckchen befestigt sind, deren Läuten die wilden Tiere vertreiben soll, ist jedem in Indien Wohnenden vertraut. Und nicht ohne Bewegung wird man sie in der Ferne und in den Wäldern verschwinden sehen. Denn innerhalb 10 Jahre ist nur ein Jahr verlaufen, daß kein Bote von einem Tiger zerrissen wurde.

Der andere Hauptfeind ist der Elefant.

In der Nähe von Assam ereignete es sich einmal, daß ein Bote mit einer Herde wilder Elefanten zusammenstieß. Da er nicht kämpfen konnte, ergriff er den besseren Teil der Tapferkeit und floh, seine Post, die ihm beim Laufen so schwer war, den Tieren überlassend. Als er später zurückkam, war die Post allerdings ein wenig zerstampft, aber doch keineswegs zerstört.

Ein anderer mußte sich, von einem wütenden Elefanten verfolgt, auf einen Baum flüchten und dort die ganze Nacht in Todesängsten verbringen, da der Elefant mit rasender Kraft gegen den Stamm hämmerte und ihn herunterzuschütteln wünschte. Nur eine Handbreit trennte den Unglücklichen von dem Rüssel seines furchtbaren Angreifers, denn dieser hatte sich auf die Hinterbeine gestellt, um besser hinaufreichen zu können. Andere wurden von Bären und Wölfen angefallen und konnten sich nur mit Hilfe ihres Speeres verteidigen. Und einer wäre fast von einem Krokodil verschlungen worden, als er auf dem Waldwege von Chittagong nach Birma einen Fluß durchwatzen mußte. — Die Boten, die die schwierigsten Gänge in den entlegensten Teilen des Reiches zu erledigen haben, werden fast immer den einheimischen Stämmen entnommen, da sie den Dschungel ihres Heimatlandes genau kennen und wissen, wie sie mit den wilden Tieren umzugehen haben. Schlimm ist bei diesen „Beamten“ nur, daß sie voller Aberglauben stecken. Der Gondläufer, der dem Leoparden mit einer leichten Art die er am Gürtel trägt, entgegentritt und nicht einen Augenblick Furcht zeigt, macht einen meilenweiten Umweg, um einen Hügel zu vermeiden, wo ein flagender Dämon hocken soll.

Eine weitere Gefahr für den Boten sind die Straßenräuber, die auf Beute hoffen, wenn sie den einsamen Boten getötet haben. Gewerbmäßig geschieht das verhältnismäßig selten, meistens sind es Landbewohner, die eine Hungerepidemie zu dem Neuffersten treibt. Bei 20 000 Boten läßt sich bei den ungeheuren Entfernungen, die in Frage kommen, natürlich nicht jeder Mord in seinen Gründen und Begleitumständen aufklären. Man ist also auf Vermutungen angewiesen. An besonders gefährdeten Stellen hat man den Boten auch wohl bewaffnete Begleitung mitgegeben, aber die Büchsen, die die Begleitmannschaft trägt, sind oft ein viel stärkerer Anreiz, einen Angriff zu wagen, als die Post selber. Ja, es ist der Fall vorgekommen, daß die ganze Begleitmannschaft getötet wurde, und daß die Räuber dem Boten gestatteten, mit der Post zu entfliehen, weil er kein Gewehr trug, worauf es ihnen ganz allein ankam.

Es ist auch vorgekommen, daß die eigene Begleitung über den Schützling hergefallen ist und ihn und die Post ausge-

plündert hat. Ja, einmal wurde sie auf Anordnung eines Postbeamten überfallen, der der Post einen ungünstigen Bericht rauben wollte, den ein Vorgesetzter über ihn geschrieben hatte.

Weber alles Lob erhaben haben sich die indischen Boten während der Epidemien bewährt, da sie sich ununterbrochen in Gefahr befanden. Jedes Haus barg die Pest oder die Cholera oder das gelbe Fieber, Plagen, die ja in Indien fast niemals aussterben, wenn sie auch zeitweise milder auftreten.

Ein Vorfall, der besser, als viele Worte es vermöchten, den plötzlichen Wechsel in der Ausdehnung der Tätigkeit eines indischen Landbriefträgers erklärt und die Aufgaben, vor die dieser gestellt wird, widerfuhr einem besichtigenden Beamten der indischen Post. Als er den Kanara-Dschungel besuchte, trat eines Morgens ein junger Landbriefträger bei ihm ein, warf ihm ein Paket Zeitungen vor die Füße, legte darauf seinen Turban zierlich auf seine Stiefel und bat himmelhoch, von dem Dienst als Landbriefträger befreit zu werden. Auf Befragen erzählte der Mann, daß er bisher sehr wenig zu tun gehabt habe, da dort, wo er diente, nur wenige brahmanische Farmer lebten, die zum Teil weder lesen noch schreiben konnten und fast niemals Briefe erhielten. Dieser idyllische Zustand änderte sich plötzlich, als eine Zeitung auf den Gedanken kam, diesen Distrikt für sich zu erobern. Hätte der Bote bisher ruhig abgewartet, bis sich die Briefe anhäuften und sie dann erst herumgetragen, so hätte sich seine Aufgabe mit einem Male ungeahnt erweitert. Er müßte nun von morgens bis abends unterwegs sein und einen Haufen Scherereien erdulden, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen wären. Die Zeitung verlangte, daß er sofort und pünktlich bestellte, und die Empfänger verweigerten mehr als einmal den Empfang der Zeitungen, die sie nicht bestell^t hatten, ja, die sie aus ihrem konservativen Geiste heraus verabscheuten, ja vielsach gar nicht lesen könnten. Der Mann war in einer furchtbaren Erregung und fand es lange nicht so schlimm, daß er eine Nacht vorher in einem Baum gefauert, während ein gieriger Bär ihn brummend bewacht hatte. Natürlich bekam der Unglückliche eine Hilfe, woraufhin er seinen Turban wieder aufsetzte und seinen Dienst von neuem übernahm.

Der Elefantenfriedhof.

Von Lene Haase.

Der kleine, verhußelte Bassibomono vom Stamme der Bumanjok-Zwerges stand vor dem Ladentisch des Monsieur Dupont und betrachtete begehrl^{ich} eine Flasche Rum. „Voilà,“ sagte der Faktoreileiter und schwenkte die Flasche, so daß das

braune Getränk im Licht funkelte, „das gehört dir, wenn du mir den Elefantenfriedhof zeigst.“ Der Zwerg schnupperte mit seiner krummen Bumanjok-Nase und tanzte auf den dürren Beinchen hin und her vor lauter Gier.

„Gutes Trinken! Sehr gutes Trinken! Schenk mir gutes Trinken!“

„Nur, wenn du mir den Weg zum Elefantenfriedhof zeigst!“

Bassibomono fragte sich das Wollhaar. „Bumanjok-Mann nichts wissen! Kein Weg; niz nich!“

„Lüge nicht, mein Sohn! Ich weiß doch, daß es sogenannte Elefantenfriedhöfe gibt! Viele Forscher haben davon berichtet, wenn sie aus Kongo nach Frankreich zurückkehrten. Auch in dieser Gegend muß es so etwas geben. Der Capitain Marinetti hat mir davon erzählt. Es ist ein Platz irgendwo im Busch, und ihr Bumanjoks wißt, wo er ist.“

„Bumanjok-Mann niz nich wissen!“

„Ohne Gegenleistung gibt's keinen Rum, mein Freund!“

„Bassibomono wird dir Gummi bringen, Massa.“

„Nichts da! Es liegt genug von eurem schlechten Gummi im Hof! — Ich will Elfenbein!“

„Massa, ich werde dir einen schönen Zahn bringen.“

„Nein, nein! Selber will ich den Platz sehen, wo die vielen Zähne liegen seit hundert Jahren. Ich gebe viel Rum, wenn du mir den Weg zeigst.“

„Massa, es gibt keinen solchen Platz. Wenn der Elefant krank ist, so stirbt er, wo er gerade hinsfällt.“

„Rede mir nichts vor, Zwerg! Es gibt in dieser Gegend einen Ort, den die Elefanten aufsuchen, wenn sie fühlen, daß sie sterben müssen. Ihr Bumanjoks wißt alles von den Elefanten. Zeige mir den Platz, und du sollst hier immer soviel Rum kriegen, wie du magst!“

„Zimmer, — Massa?!“

„Ja, immer.“

Bassibomonos kugelrunde Augen glänzten lustern.

„Gutes Trinken; — sehr gutes Trinken! — Massa, kann sein, es gibt einen solchen Platz im Busch — —“

„Eh bien, zeige ihn mir, und du hast immer Frei-Schnaps in meiner Faktorei!“

Der Zwerg kratzte aufgeregt auf seinem Kopf herum.

„Oh Massa Dihpoh! Die Elefanten werden hören, daß ich sie verraten habe und sie werden mich töten!“

„Unsinn! Wer sollte ihnen das wohl sagen?“

„Die Vögel! — Die kleinen Vögel am Wege verstehen die Sprache der Menschen; sie fliegen in den Busch und sagen alles den Tieren und den Geistern des Waldes. Bassibomono fürchtet sich!“

„Das ist ja Aberglauben! Kein Tier versteht die Sprache der Menschen, und Geister des Waldes gibt es nicht.“

Der Bumanjof sah schauernd hinter sich. „Massa, es gibt so viele böse Dinge im Busch; aber die Augen der Weißen können sie nicht sehen.“

„So, meinst du? — Aber höre, du Narr; der Weiße ist mächtig und der Herr dieses Landes. Ihm tut kein Ding im Walde etwas zuleide. Der Weiße beschützt auch dich. — Da, koste den guten Rum!“

Er schenkte ihm ein Glas voll ein, das der Schwarze gierig hinunterstürzte.

Seine schlauen Augen glitzerten angeregt.

„Massa, ist es wahr, daß die Dinge des Waldes mir nichts tun können, wenn du mich beschützt?“

„Ja, das ist wahr. Ich habe Gewehre, und die sind mächtiger als jedes Ding im Wald.“

„Wahr, wahr!“

Der Zwerg überlegte und murmelte unverständliche Worte, während der Weiße ihn lauernd von der Seite betrachtete.

„Massa, willst Du mich wirklich beschützen vor den bösen Dingen — —?“

„Ja, ja und dreimal ja!“ rief der Kaufmann ungeduldig aus. „Willst du nun endlich mitkommen und mir den Weg zeigen?“

„Ich will,“ nickte Bassibomono und schaute verlangend nach der Rumflasche.

„Gut; so wollen wir warten, bis der Mond aufgeht, und dann sieh zu, daß keine anderen Leute uns folgen; denn ich will der einzige sein, der den Elefantensriedhof kennt!“

Der Bumanjofzwerg hockte sich auf den Stufen der Veranda draußen nieder und starzte trübe in die dunkelrote Sonnenscheibe, die langsam im Urwald zu verschwinden begann.

Die Grillen sangen ihre grellen Lieder. Die Vogelwelt ward noch einmal lebhaft vor der Nachtruhe.

Bapageienpärchen flogen fröhlich pfeifend den Nestern zu.

Mit rauschendem Flügelchlage kehrten die schweren Nashornvögel heim.

Der Thurako gurrte mit den zahmen Tauben der Faktorei um die Wette.

Nähe flatterten die glehen Webervögel um den Zwerg und zirpten frech.

Der sah sie schon an.

„Ihr habt zugehört, ihr kleinen Leute! Ihr habt zugehört! — Chee — eeeh! Chee — eeeh!“

Er zerbröckelte die Nester eines Rank mit den Fingern und warf die Krumen den Vögeln vor.

Die fraßen aber nicht, denn sie waren hier Besseres gewohnt.

Der Zwerg kratzte sich argwöhnisch den Kopf.

„Kleine Leute nicht gut, hm, hm!“

„Mag Platz, du dummer Bumanjof!“ schrie ihn der Diener des Monsieur Dupont an, der mit dem Geschirr zur Veranda kam, um den Tisch zu decken.

Mürrisch rückte der Zwerg zur Seite.

Vor den Arbeiterhäusern saßen die landfremden Leute des Weißen und plauderten nach des Tages Mühe an großen Feuern. Im offenen Küchenhaus hantierte der Koch, ein feiner, farbiger Herr aus Brazaville, in Hofen und gelben Schuhen. Im Laden machte der noch vornehmere, schwarze Clerk Kasse.

Das letzte rote Sonnenlicht erstarb, und strahlend tauchte der runde weiße Vollmond hinter den Baumriesen hervor, alles taghell und schaurig erleuchtend.

Die Tiere des Tages waren nun in ihren Behausungen, und das Nachtgetier erhob seine mißtönenden Stimmen.

Ein Raub begann zu schreien, und dem Bumanjof wurde es unheimlich, und er sah sich um, ob er nicht entfliehen könne. Aber da trat der Weiße schon gestiefelt und bewaffnet auf die Veranda.

„Nun kann es losgehen, mein Sohn!“

Mürrisch erhob der Zwerg sich und schritt dem Herrn, wie ein dunkler Kobold voran. Schweigend schritten sie auf dem schneeweiß schimmernden Weg dahin, der Weiße in den Fußtapfen des Schwarzen.

Der Lärm der Faktorei verstummte hinter ihnen.

Nur die Grillen sangen, und in den Blättern rauschte es geheimnisvoll.

Der Bumanjof blieb stehen und deutete seitwärts in den Wald.

Dort war ein uralter Kapokbaum umgestürzt und hatte bei seinem Fall eine breite Gasse in den Busch gerissen. Sein mächtiger, feuchter Stamm sah aus wie der Kadaver eines vorsintfluthlichen Tieres.

„Hier hinein?“ fragte der Weiße.

„Eh!“ nickte der Zwerg und begann sink auf dem schlüpfrigen Stamm vorwärtszueilen.

Schwerfällig folgte ihm Monsieur Dupont. Kurz vor den ersten, gebrochenen Aesten der Riesenkrone sprang Baffibomono von dem Stamm herab und schlug einen schmalen Schleichpfad ein.

„Also so nah' sind euere Wege meinem Hause,“ murmelte der Weiße.

Der Schwarze antwortete nicht und huschte lautlos dahin.

Lange ging es durch dichtes Gebüsch, und der Kaufmann mußte sich bücken, denn die Zweige schlugen ihm ins Gesicht. Wie ein schmaler Streifen von Licht wand der Pfad sich durch schwärzeste Finsternis unberührten Waldes. Dann wurde es etwas heller.

„Wasser,“ raunte der Zwerg.

Wieder ging es über den Stamm eines gestürzten Baumes; der über einen schlammigen, stillen Bach gefallen war.

Der Bumanjol half seinem Herrn auf der schmalen Brücke.

„Sieh' dich vor, Massa, jezt kommt viel Wasser!“

Drüben war der Boden sumpfig.

Fast knietief sanken sie in Schlamm, glucksende Löcher bezeichneten den Weg, den sie gegangen waren. Massa-Palmen versperreten ihnen mit ihren harten Blättern die Bahn.

Der Weiße fluchte und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Der Pfad mündete in einen anderen breiteren. Seltsam breit war er —

„Suere nom de dieu!“ schalt Dupont und sank bis zur Hüfte in ein mit Sumpfwasser gefülltes Loch.

Der Schlamm gurgelte und spritzte.

„Sieh' dich vor, Massa, dies ist der Weg der Elefanten“, flüsterte Baffibomono voll scheuer Ehrfurcht.

Ungehindert von überhängenden Zweigen, stutet das Mondlicht auf den seltsamen Pfad, den die gewaltigen Körper der Urtiere durch den Wald gebrochen hatten. Tiefe Löcher waren ihre Fahrten.

An den Seiten war der Weg trockener. Dann wichen die Massa-Palmen hohem Schilfgras.

Und dann wurde es plötzlich ganz hell. Vor ihnen lag eine jener weiten Sumpfwiesen, die im Kongogebiet oft unvermutet den endlosen Wald unterbrechen und ein Tummelplatz für Elefanten, Büffel und Antilopen sind.

Diese Fläche aber war einsam, todeseinsam.

Viel Schilf war niedergetreten und faulte nun im Schlamm.

Merkwürdige, mattschimmernde Dinge erhoben sich aus dem Morast, und der Weiße hielt sie für die Rippen toter Elefanten.

Er wollte vorwärts eilen, aber sein Fuß versank im Sumpf.

„So geht das nicht,“ brummte er unmutig vor sich hin.

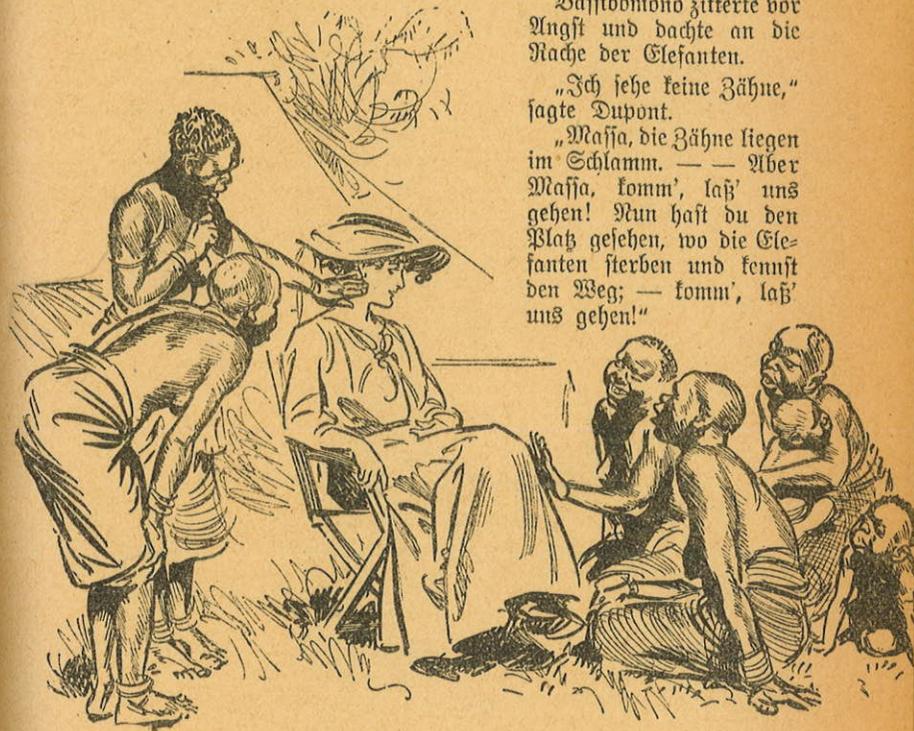
Viel schimmernde Knochen zeigte ihm das ungewisse Mondlicht. Ein Dunst von Moder lag über dem Friedhof der Elefanten. Da faulten sie seit hundert Jahren, vielleicht seit viel mehr als hundert Jahren.

„Was für ein Kapital liegt hier,“ dachte der Kaufmann und zitterte vor Gier.

Baffibomono zitterte vor Angst und dachte an die Rache der Elefanten.

„Ich sehe keine Zähne,“ sagte Dupont.

„Massa, die Zähne liegen im Schlamm. — — Aber Massa, komm', laß' uns gehen! Nun hast du den Platz gesehen, wo die Elefanten sterben und kennst den Weg; — komm', laß' uns gehen!“



... Ein seltener Anblick im Innern Afrikas. ...

„Ich will die Zähne erst sehen!“

„Komm; es ist nicht gut hier!“

Die Furcht schüttelte das dürre Körperchen des Zwerges wie Laub.

„Horch, was ist das?“

„Ein alter Mann! Ein alter Mann, der sterben will! —
Rühre dich nicht, Massa!“

Wie gebannt blickte der Weiße nach der gegenüberliegenden
Waldseite.

Blätterrauschen und Knicken von Zweigen kam näher, immer
näher. immer näher.

Der Boden zitterte leicht.

Jetzt gluckte der Schlamm, und das faule Schilf klatschte
bei jedem Schritt des Riesen.

Nun stand er im Gras, vom Mondlicht übergossen.

Seine großen, schweren Zähne waren sicher tiefbraun vom
Alter, denn sie sahen aus wie schwarze Stöcke.

Er war sehr hoch, mager, mit hängenden Flanken und
runzeliger, geborstener Haut. Er stand regungslos da und
äugte hinüber.

„Gott sei Dank, der Wind ist gegen uns,“ raunte der Weiße
und entsicherte seinen Karabiner.

Aber der Alte sah sie nicht.

Nun wedelte er mit den Ohren und kam langsam näher.

Mitten auf der Wiese blieb er stehen und schwankte leise
hin und her.

War es ein grotesker Tanz zu Ehren des Nachtgestirns oder
war er krank und wollte sterben?

Hin und her schwankte der große Herr des Waldes.

Langsam tastete der lange Rüssel im Schilf, riß hie und
da ein paar Halme aus und verstreute sie wieder achtlos.
Lange dauerte dies leise Stampfen von der einen Seite zur
anderen.

Sonst aber gab er keinen Laut von sich.

Höher stieg der Mond, und die ganze Landschaft schien in
Silber getaucht zu sein.

Der Wald ringsum warf gespenstische Schlagschatten, in
denen Gestalten zu huschen schienen.

Lauter sangen die Grillen, und die Nachtvögel jammerten
im Dunkel.

Nur der Herr des Waldes blieb stumm.

Aber nun schwankte er stärker.

Der Weiße überlegte, ob er schießen solle, doch der Finger
wollte ihm nicht zum Abzug, denn dieser Elefant war so seltsam,
wie er noch keinen gesehen hatte.

Bassibomono zitterte an seiner Seite. Da bebte die
Erde. Der Koloss hatte sich auf die breite Hinterhand gesetzt,
in jene drollige Stellung, die Dupont so oft bei dressierten Tieren
gesehen hatte. Der alte Einsiedler aber war nicht zum Lachen.

Hin und her wiegte er den schweren Schädel, und seine klugen
Augen blickten mit abwesendem Ausdruck in die Weite.

Plötzlich hob er den Rüssel, und die erregten Nerven des
Weißen zuckten im voraus in Erwartung eines lauten Trom-
petenstoßes.

Aber langsam ließ er ihn wieder sinken und blieb stumm.

Nur große, glitzernde Wasserperlen rannen ihm langsam
aus den Menschenaugen. Abwärts senkte sich schon die Bahn des
Mondes, und immer noch weinte der alte Elefant.

Endlich legte er sich auf die Seite, langsam, wie zögernd.

Das Schilf knisterte und raschelte.

Die vier gewaltigen Säulen streckten sich im letzten Krampf.

Dann senkte der sterbende alte Mann, und der Laut schlich
über die Wiese wie ein geisterhaftes Windesrauschen. Bassibomono
heulte auf im Uebermaß seiner abergläubischen Furcht und machte
sich in blinder Hast auf den Heimweg.

Fluchend folgte ihm der Weiße, der fürchtete, die Richtung
zu verlieren, wenn er ohne Führer bei Nacht im Wald zurückblieb.

Ein Vogel flog kreischend vor ihnen auf und strich davon,
gerade dem Wege der Elefanten nach — — —

Eines Tages näherte sich ein seltsamer Zug der Faktorei.

Leute vom Stamme der Bumanjok-Zwerge trugen weh-
klagend und Totenlieder singend die Leiche des Bassibomono
vorüber, den ein Einsiedler-Elefant angenommen und getötet hatte.

Ein Echo.

Von Wolfgang Ammon, Campo Alegre.
Mit einer Originalzeichnung von G. Dms.

Von irgendwoher, aus der weiten Welt kommt ein Ton, ein
Klang. — Im Echo klingt der Ton weiter. Schallwellen tragen
ihn über Länder und Meere. Der Ton hallt an Bergwänden wider,
windet sich durch Täler, ruft ein neues Echo wach. Das geht weiter,
von schwächeren Wellen getragen, bis es ermattet, um allmählich
dahinzuschwinden.

Ein Echo aus der weiten Welt hatte das Ohr des Schulmeisters
von Courisco getroffen.

Er saß in seiner Holzhütte und lauschte dem zitternden Widerhall
in seinem Herzen.

Courisco liegt im Inneren von Südbrasilien, an der äußersten
Grenze der Zivilisation, stets durch Ueberfälle der Wilden bedroht.
Die Ansiedler sind verwogene Gesellen, die aus irgend einem Grunde,
mit oder ohne Familie, diese Stätte der Gefahren und Entbehrungen
aufgesucht haben. Sie wohnen vereinzelt in den dichten Bergwäldern
und Schluchten der nächsten Umgegend und bauen etwas Mais,

Bohnen, Kohl und Tabak für den eigenen Bedarf. Der Urwald liefert ihnen Wildbret. Dazu ernten sie den wildwachsenden Paraguaytee, den sie an den einzigen Händler verkaufen, um für den Erlös ihre übrigen Bedarfsartikel bei ihm zu kaufen.

Tropische Gewächse gedeihen nicht in dem bergigen Hochland, das 1100 Meter über dem Meere liegt. Die Ländereien haben noch keinen Besitzer, denn der Urwald (sertão) dehnt sich von hier unersorcht und ununterbrochen tausende von Meilen hin aus. In südlicher Richtung ist ein schmaler Saumpfad durch den Urwald gehauen, der Courisco mit der einige Tagereisen entfernten, schwach kultivierten Bolentkolonie Timbó verbindet. Diesen Weg allein, ohne bewaffnete Begleiter zu beschreiten, um aus Courisco heraus in die zivilisierte Welt zu kommen, gilt als ein Wagemut. Denn auf Schritt und Tritt lauern Bugres (Indianer), Jaguare und Schlangen. Der Weg zieht sich durch die dicht verwachsene grüne Wildnis, über Moräste und Sümpfe, über steile — bei Regen schlüpfrige — Bergwände, durch dunkle, von keinem Sonnenstrahl getroffene Schluchten. — Auch größere bewaffnete Reisegesellschaften werden dann und wann von den Votokuden überfallen und, falls sie unterliegen, auf grausamste Weise umgebracht. Diese Ueberfälle gehören auch heute noch keineswegs zu den Seltenheiten.

An einer Waldlichtung (Fachinal), wo mehrere Pfade, die nach Ansiedlerhütten führen, sich kreuzten, stand das einzige Geschäftshaus. Es war, gleich den Ansiedlerhäusern, aus roh gespaltenen Pinheiroplanzen zusammengestellt. Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm, das Dach aus gespaltenen Pinheiroschindeln. Das Innere war durch eine Holzwand in zwei Räume geteilt. Links befand sich der Geschäftsraum. Der Ladentisch war aus alten Kistenbrettern gezimmert. An den Wänden lagerten auf Längsbrettern rohe Stoffe für Männer- und Frauenkleidung, Hüte, Schuhe, Lederzeug, Jagdmunition, allerhand Kurzwaren, Eisen- und Blechtopfe. Unter den Brettern standen Tonnen mit Kaffeebohnen, Zucker, Mehl, Reis und Salz, sowie einige Fäßchen voll Drangenwein und Cachaca (Zuckerrohrbranntwein).

Nachts trat man durch eine niedrige Tür in den Wohn- und Schlafraum. Dahinter lag die Küche, eine kleinere Holzhütte, die mit dem Hause durch einen schmalen, geschlossenen Raum verbunden war.

Neben dem Hause stand ein Schuppen, in dem der Händler den von den Ansiedlern gekauften Paraguay-Tee (Mate), sowie die eingehandelten Felle barg. Um diese Handelsartikel wieder los zu werden, mußte er von Zeit zu Zeit seine aus zehn Maultieren bestehende Troja beladen und die weite Reise nach der Bolentkolonie Timbó antreten. Dort verkaufte er seine Ladung an einen größeren Händler, und belud seine Troja mit den Bedarfsmitteln, die er nötig hatte. Er war während einer solchen Expedition, die acht bis zehn Tage währte, von einigen bewaffneten Ansiedlern begleitet.

In dieser Zeit mußte der Schulmeister ihn in seinem Geschäft vertreten. Dieser, „O Allemão“ (der Deutsche) genannt, fertigte ihm sonst die wenigen schriftlichen Arbeiten an, rechnete die Faktura

nach und hielt Schule in dem Wohnraum neben dem Laden. Aus der Umgebung kamen zwölf bis fünfzehn brasilianische Kinder, meist halberwachsene, braune Burschen, mit Pistole und Walmesser bewaffnet, zur Schule. Der Händler selbst hatte vier Kinder, von denen die



Nun hielt seine zitternde Hand das Blatt, auf dem der Sehnsuchtsruf ihrer Liebe zu ihm gedrungen war.

beiden Knaben Unterricht erhielten. Es gab in der ganzen Gegend keinerlei Verwaltungs- oder Gerichtsbehörde, keine Post, keinen Verkehr. Niemand hielt eine Zeitung, denn wie hätte sie regelmäßig hierherkommen sollen? Auch war den brasilianischen Waldbewohnern

Lesen und Schreiben eine fast unbekante Kunst. — Briefe konnten auch nur durch Zufall, vermittelt der über hundert Kilometer weiten Poststation nach der Polentolonie und von da — durch den Händler — nach Courisco kommen.

Und doch war ein Echo aus der weiten Ferne in diesen verlassenem Urwaldswinkel gedrungen. Es war über Länder und Meere geschwebt, war an Berghängen entlang, durch tiefe Täler und Waldschluchten hindurch gezogen, bis es das Ohr des Schulmeisters getroffen hatte.

Der saß und starrte auf ein beschmutztes, herausgerissenes Zeitungsblatt. Er hatte es aus dem Packpapier herausgelesen, das der letzten Warenladung des Händlers als Umhüllung gedient hatte.

Aus seinen Augen tropfte langsam Träne um Träne, ohne daß es ihm bewußt wurde.

Das Blatt trug oberhalb der Textlinie die Ueberschrift „Das Echo“. Links stand das Datum, das erst sechs Monate zurücklag. Rechts die Seitenzahl. Unten auf der zweiten Spalte standen die Worte, die das Echo über Länder und Meere gerufen hatte, bis sie das Ohr des einsamen Schulmeisters gleich einem Donnerschlage trafen und sein Herz erschütterten:

„Karl Ziegler, einziger Sohn des Kgl. pr. Eisenbahn-Beamten Wilh. Ziegler und seiner Gattin Emma Ziegler, geb. Kastweiler, aus Sagan in Schlesien, seit zehn Jahren verschollen, wird von seinen greisen Eltern gebeten, vergangener Liebe zu gedenken und heimzukehren oder ein Lebenszeichen zu senden.“

Draußen rauschte der Wind in tiefen, märchenhaften Tönen durch die Häupter der Waldbriesen. Er schüttelte das Laub der Zmbuyen und Zeburn und fuhr mit lautem, beschwichtigendem Sausen durch die grünen Nadelzweige der jungen Pinie, die an der Spitze des Schulmeisters stand. Ein Sonnenstrahl bligte durch einen breiten Spalt der Holzwand bis zu der ärmlichen Holzpritsche, auf der der einsame Hüttenbewohner kauerte. Eine starre Rinde begann sich langsam in seinem Inneren zu lösen. Jahre hindurch hatte sie sein Herz umklammert, hatte Trost und Bitterkeit in ihm erhalten. Und immer, überall hatte er den dumpfen Druck in sich gefühlt.

Seine Kindheit tauchte vor ihm empor und zog in wechselnden Bildern an seinem geistigen Auge vorüber.

Die Mutter! — Ein ungewolltes Aufschluchzen machte seinen Körper erschauern. — Mit immer gleichbleibender Liebe und Sorgfalt hatte sie ihr einziges Kind umgeben. Mit Milde und stets bereiter Verzeihung hatte sie gegen seine Fehler gearbeitet.

Der Vater, streng gegen sich selbst und gegen andere, wollte aus dem einzigen Sohn einen über das Mittelmaß hervorragenden Mann machen. Aber der Sohn war nicht begabt und fleißig genug. Er wollte das Gymnasium verlassen und einen praktischen Beruf ergreifen. Kaufmann oder Seemann wollte er werden. So kam es oft zu Szenen zwischen Vater und Sohn. Ein Gefühl des Hasses keimte in ihm auf gegen ersteren. Im steten Kampfe mit dem Vater absolvierte er das Gymnasium. Bei der Reifeprüfung aber bestand er nicht. — Als er seinem Vater den Mißerfolg mit bleichem, starrem Antlitz meldete, kam es zu einem furchtbaren Auftritt. In verächtlichen

Worten machte der Vater seinem Aerger Luft. Der Sohn, aufs äußerste gereizt, erwiderte in heftigen, wenig respektvollen Worten. Ehe noch die Mutter, die vergebens zu vermitteln suchte, es verhindern konnte, hatte der Vater sich auf den achtzehnjährigen Sohn gestürzt und ihn geschlagen. Am nämlichen Tage verließ Karl Ziegler, mühtenden Trost im Herzen, das Haus seiner Eltern.

Er war erst nach Argentinien, von da nach Brasilien ausgewandert. Das Glück hatte ihn auf seinen Wanderungen oft begünstigt. Er hatte gute Stellungen als Kaufmann und Lehrer innegehabt. Aber es hielt ihn nicht lange auf einer Stelle. Der dumpfe, bittere Druck blieb in ihm und ließ ihn nirgends die rechte Ruhe finden. In heißer Arbeit, abwechselnd mit den rauschenden Vergnügungen der brasilianischen Großstädte, und in wilden Abenteuern hatte er Frieden gesucht. Aber Trost und Bitterkeit waren nicht von ihm gewichen.

Ein blutiger Streit mit dem als händelsüchtig und roh bekannten Sohn des politischen Parteichefs in S., wobei er ersteren verwundete, zwang ihn, seine Stellung aufzugeben und vor den Verfolgungen des einflußreichen und despotischen Parteihauptes in den Urwald zu flüchten.

So war er vor mehr als vier Jahren nach Courisco gekommen. Das Leben in unmittelbarer und ununterbrochener Fühlung mit der Natur tat seiner Seele wohl. Die großartige Pracht des Urwaldes, der prickelnde Reiz beständiger Lebensgefahr auf den sehr häufigen Jagdzügen lüfteten seine Bitterkeit ein.

In der Einsamkeit seiner Hütte, wenn der Wald sein majestätisches Rauschen erkönen ließ, war ihm oft der Gedanke gekommen, daß er unrecht an seinen Eltern getan. Auch die Strenge seines Vaters entsprang ja der Liebe zum Sohne. — Aber immer wieder stand der Trost in ihm auf. Niemals hatte er den Eltern ein Lebenszeichen gegeben. Sie wußten nicht, wo in der weiten Welt ihre Gedanken ihn suchen sollten.

Nun hielt seine zitternde Hand das Blatt, auf dem der Sehnsuchtsruf ihrer Liebe zu ihm gedrungen war. Das Echo hatte den Ton zu ihm getragen. Er fühlte, wie sein Herz im Widerhall erzitterte.

„Vergangener Liebe zu gedenken.“ Immer wieder las er diese Worte. Und seine lieben, alten Eltern standen vor seiner Seele.

Er sprang plötzlich auf und stieß einen wilden Schrei aus. — Jammer über zehn Jahre verlorenener Elternliebe, heiße, treibende Freude und ein unsagbar schönes Gefühl des Befreitseins klangen in diesem Naturlaut. Seine sehnige Gestalt streckte sich. Die dunklen Augen blickten unter den dichten Brauen, und über das braune Gesicht, das durch den rötlich dunklen Vollbart älter erschien als es war, zog ein Leuchten. — Rasch setzte er den Hut auf, steckte Pistole und Messer in den Gürtel und verließ die Hütte. Mit wenigen Schritten hatte er das Geschäftshaus erreicht. Der Händler stand, nur mit Hemd und Hose bekleidet, die Maissirohzigarette im Mund, über den Labentisch gebeugt und prüfte ein Contra-Fell. Auf der anderen Seite standen einige Waldbewohner rauchend und trinkend.

„Quando vas á Timbó?“ (Wann reißt Ihr nach Timbó?) fragte der Deutsche atemlos. Der schwarzbärtige, stämmige Händler ließ

sich nicht stören. Seine dichtbehaarte, breite Hand strich über das weiche Kontrafell. Er überlegte langsam.

„Porque?“ (Warum) fragte er zurück.

„Ich muß nach Hause!“ rief der Deutsche. „Meine alten Eltern haben mich gerufen!“ — Erstaunt blickte der Händler auf. Die übrigen Ansiedler starrten den Schulmeister an. Hatte er eine „pinga“ zu viel getrunken? Briefe hatte er niemals bekommen, das wußten alle. Denn ein Brief war hier ein Ereignis, das noch lange besprochen wurde.

Der Schulmeister erriet ihre Gedanken. „Ein Echo ist zu mir gedrungen,“ sagte er heiser vor Bewegung, „das hat mir den Ruf gebracht.“

Er zog das Stück Zeitungspapier aus der Tasche und überfegte ihnen die Worte seiner Eltern.

Da wurde es still im Laden. Draußen rauschte der Urwald sein ewiges Lied, und eine Papageienschar flog jauchzend vorüber. Aber die Gedanken des Schulmeisters waren nicht mehr in Courisco. Sie eilten seinem Körper voraus in die Arme der Liebe.

(Aus der Zeitschrift „Das Echo“).

Affar und Diamela.

Eine Erzählung aus dem fernen Osten. Von A. Theinert.

Mit 2 Originalzeichnungen von G. Dims.

Die Arme auf den Rand des Mattendaches gelehnt, schaut der weiße Mann über das niedrige Deckhaus ins Kielwasser des Bootes.

„Es wird spät!“ ruft er dem das Steuer handhabenden Malaiei zu. „Bis zur Faktorei sind's noch vier Stunden stromaufwärts. Wir wollen bei Affar übernachten.“

Der Malaiei antwortet mit einem unverständlichen Grunzen, und das Boot gleitet unter den Taktschlägen der acht Ruder langsam weiter auf dem vom tropischen Urwald eingesäumten Flusse.

Als die Strahlen der sinkenden Sonne durch die Baumkronen zuden, lenkt das Fahrzeug dem linken Ufer zu und verschwindet dort in dem undurchdringlich scheinenden Pflanzengewirr. Der schmale Wasserarm, in den es eingelaufen ist, mündet in eine breite Lagune, an deren anderem Ende eine einsame Hütte vom dunklen Waldhintergrunde sich abhebt, erbaut nach der in Sumatra landesüblichen Art auf einem zwei Meter hohen Pfahlrost.

„Affar ist zu Hause!“ ruft der Steuermann. „Ich sehe sein Kanu zwischen den Pfählen.“

Die Leute haben die Ruder eingelegt und schieben das Boot mit Stoßstangen über die Fläche des seichten Beckens durch die großen schwimmenden Blätter und leuchtenden Blütenkelche der

Seerosen. Lieber würden sie anderswo übernachten als an diesem ihnen unheimlichen Orte.

Vor fünf Monaten sind die beiden, Affar und sein junges Weib, von fernher in diese Gegend gekommen, und mit niemandem pflegen sie Verkehr. Von der lange schon herrenlosen, verfallenen Hütte an der verstickten Lagune hat Affar Besitz ergriffen, hat sie ausgebessert und wohnlich gemacht. Wer solches sich getraut, der muß gefeit sein gegen die Geister, die in allen von Menschen aufgegebenen Häusern spuken, er kann sie meistern durch die Macht des bösen Blicks, ihm sind sie untertan, die Dämonen, aber an vorüberkommenden Wanderern lassen sie gern ihre Tücke aus. Doch weiße Männer sind Ungläubige, sie spotten über so ernste Dinge, den Warnungen der Gläubigen schenken sie kein Gehör.

Das Boot rennt gegen den Pfahlrost, die Stoßstangen werden polternd weggeworfen, und ein „Allah schüze uns!“ kommt über die Lippen der Mannschaft.

„Affar! — Affar!“

Der Ruf verhallt; niemand zeigt sich vor der Hütte.

Der weiße Mann klettert über die schwankte Leiter aufwärts zur Bambusplattform, und der Steuermann erklärt, er und seine Genossen wollten im Boote bleiben, darin ihr Nachtessen bereiten und schlafen; in der Hütte und in deren nächster Nachbarschaft dünke sie's nicht geheuer.

Der Bootsherr lacht verächtlich. „So reiche mir meine Decken und den Proviantkorb,“ befiehlt er und kniet am Rande der Plattform nieder, die Sachen in Empfang zu nehmen.

Das Boot stößt ab, fährt nach der Mitte der Lagune und wird dort verankert. Der weiße Mann steht auf und — sieht sich dem eben aus der Hüttentür getretenen Affar gegenüber, einem nur mit dem Sarong bekleideten jungen Malaiei voll Kraft und Geschmeidigkeit. Große seelische Erregung und nagen-der Gram ist in den Zügen seines Gesichtes zu lesen, die Stimme aber verrät nichts davon.

„Hast du Medizin, Turm?“ fragte der Malaiei ganz unermittelt, ohne vorangegangene Begrüßung.

„Medizin?“ erwiderte der Weiße überrascht. „Nein! — Warum? — Ist Krankheit unter deinem Dache?“

„Komm herein und sieh!“

Der Malaiei wendet sich der Türe zu, und der andere folgt ihm.

Im Dämmerlicht liegt auf Matten am Boden unter einer leichten, roten Baumwolldecke regungslos ein junges Weib. Die großen, weit geöffneten und starr nach oben gerichteten Augen

leuchten fieberisch, das eingefallene Gesicht glüht, die trockenen Lippen sind halb geöffnet, das Bewußtsein ist geschwunden.

Wortlos stehen die beiden Männer eine Weile neben dem Lager der Kranken.

„Ist sie schon lange so?“ fragt endlich der Weiße.

„Kein Auge habe ich geschlossen fünf Nächte durch. Im Anfang hat sie Stimmen vernommen, Stimmen, die sie bei Namen gerufen, sie gelockt haben herauszukommen, und schwer ist's mir geworden, sie zu halten. Seit dem Aufgang der Sonne des heutigen Tages hört sie nichts mehr — hört sie auch mich nicht! — Sie sieht nichts, sieht mich nicht — mich, mich! — O Turm!“

Der Malai versinkt in düsteres Brüten, dann fragt er plötzlich: „Wird sie sterben, Turm?“

Der Weiße zuckt die Achseln. „Es steht schlimm mit ihr, Affar, sehr schlimm.“

Vor vier Jahren waren die Lebensspfade der beiden Männer zum erstenmal ineinander gelaufen, drüben auf Borneo, in stürmischen, kriegerischen Zeiten, da man einen verlässlichen Kameraden zu schätzen weiß, auch wenn er nur Malaie ist. Nachher hatte der Weiße Borneo verlassen, auf Sumatra sich angesiedelt und von Affar nichts mehr gehört und gesehen, bis dieser unerwartet in der Gegend auftauchte, in der jener eine Faktorei gegründet. Bei seinen Fahrten stromabwärts und stromaufwärts pflegte der Weiße gelegentlich bei dem Malaien zu rasten und mit ihm über gemeinsam Durchlebtes zu plaudern. Aber nie hatte er gefragt oder geforscht, warum Affar die Heimat verlassen, wie er zu dem jungen, schönen Weibe gekommen und warum er mit der von ihm Bergötterten an der weltabgeschiedenen Lagune hause, einsam und gefürchtet von den Leuten seiner Rasse.

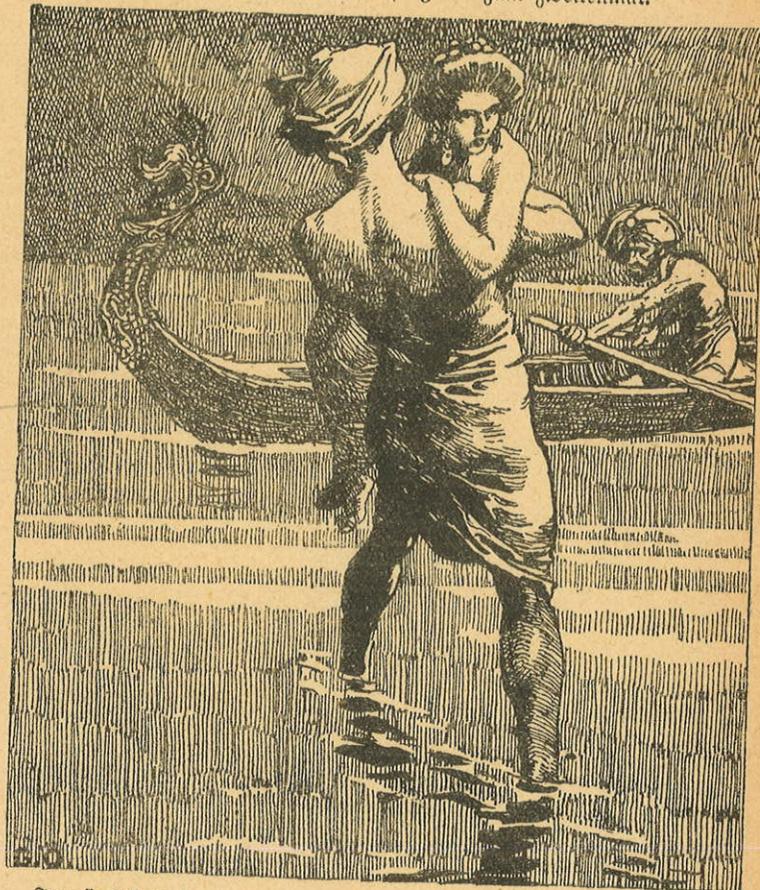
Dem todkranken Weibe kann der Weiße nicht helfen, und womit soll er Affar trösten? So schreitet er denn langsam zur Türe und hinaus auf die Plattform, gerade, als die Pracht des Sonnenunterganges von den in den Tropen rasch aufsteigenden Schatten der Nacht verwischt wird. Bald funkeln und glitzern die Sterne am Himmelsdome und spiegeln sich in der Lagune.

Der Weiße öffnet den mitgebrachten Korb und verhilft sich zu einem frugalen Mahle, dann macht er mit herumliegenden Reijern auf der dafür bestimmten Steinplatte Feuer an, die Moskito's zu vertreiben, schlägt eine Wolldecke um die Schultern, setzt sich, den Rücken an die Hüttenwand gelehnt, und verlinkt die brennende Pfeife im Munde, in Gedanken.

Auch Affar kommt ins Freie und hockt am Feuer.

„Sie atmet,“ murmelt er. „Sie atmet und brennt! — Sie hört nicht, sie sieht nicht, sie brennt!“ Er schweigt und starrt in die züngelnden Flammen.

„Tum, wird sie sterben?“ fragt er zum zweitenmal.



„Trag sie ins Boot“, räumte mein Bruder, und ich nahm sie in meine Arme und fühlte den Schlag ihres Herzens.

„Wenn ihr Schicksal es will — ja.“ „Nein, Turm, nicht so. Wenn mein Schicksal es will. Ich sehe, ich höre, ich warte. Meine Gedanken wandern rückwärts. Turm, gedenkst du der alten Zeiten? Erinnerst du dich meines Bruders?“

„Ja, Affar, ich erinnere mich.“

Der Malaie wendet den Kopf zur Seite und lauscht. Er jähnt in die Höhe und eilt wieder in die Hütte zurück.

Der draußen Gebliebene hört ihn stehen: „Höre mich! Sprich!“ Dann lange kein Laut. Plötzlich ein Schrei: „O Diamela!“ Ein Aufschluchzen und wieder Grabesstille, bis Affar heraustritt und sich auf seinen alten Platz fallen läßt.

Schweigend sitzen die beiden Männer am Feuer. In der Hütte regt sich nichts. Stille herrscht im Walde. Von der Mitte der Lagune schallt, kaum vernehmlich, Stimmengewirr der schwappenden Bootsleute herüber. Das Feuer im Bug des Fahrzeuges strahlt nur noch schwache Glut aus, in wenigen Minuten erlischt auch die. Die Stimmen verstummen. Land und Wasser scheinen zu schlafen. Nur die Sterne wachen. Affar ist wieder zu seinem Weibe gegangen.

Mit weit offenen Augen, ohne zu sehen, blickt der Weiße starr in die Ferne. Der Zauber der Nacht hält ihn umfassen, er vermeint das leise Rauschen der Schwingen des um die Hütte schwebenden Todesengels zu vernehmen. Töne, zögernde, unbestimmte, summen in seinen Ohren, sie formen sich zu Worten, zu Sätzen. Er schrickt auf aus seiner Verjunkttheit: Ihm gegenüber kauert der Malaie und spricht mit gesenktem Haupte:

„... denn wo können wir die Schwere unserer Bürde sicherer ablegen als am Herzen eines Freundes? Wobon sollen Männer miteinander reden, wenn nicht von Kämpfen und von Liebe? Im Kampfgetümmel haben wir beide uns erprobt, Turm. Aber nicht davon will ich reden, sondern von der Liebe, von der Liebe, wie ihr weisen Männer sie nicht versteht mit eurem kälteren Blute. Reden will ich in der Nacht, ehe beides, Liebe und Nacht, vergangen sind, und das Auge des Tages mein Elend schaut und meine Schande.“

Ein tiefes Aufatmen und eine kurze Pause, dann spricht er weiter: „Nachdem der Sieg errungen war und du, Turm, unser Land verlassen hattest, dem Glücke nachzujagen in deiner Weise, wurden ich und mein Bruder die Schwertträger des Radscha. Unsere Familie stand in hohem Ansehen; sie gehörte zur herrschenden Klasse meiner Heimat; mit gutem Recht durften wir die Zeichen der Macht und der Gewalt in Verwahrjam halten. Si Dandra schenkte uns sein Vertrauen und seine Gunst, wie sich's gehörte; denn hatten wir nicht treu und fest zu ihm gehalten, als ihn Aufruhr und Gefahren umringten? Friedliche Tage, Wochen und Monate waren gekommen, Hirschjagden, Hahnenkämpfe und allerlei Lustbarkeiten an Stelle des Schlachtengetümmels getreten. Ich und mein Bruder, wir vermischten die stürmische Zeit — wir sind nie Freunde leeren Geschwäzes und

faßen Gezünges gewesen zwischen Männern mit vollen Wäuchen und rostenden Waffen —, aber der Reiskauer konnte ohne Furcht seine Felder bestellen. Händler kamen und gingen unbelästigt, brachten Nachrichten von daher und dorthin; Wahrheit und Lüge mischten sich bunt durcheinander, niemand wußte sicher, sollte er froh sein oder traurig über das Vernommene. Auch von dir, Turm, erhielten wir Kunde, und oft und viel habe ich deiner gedacht — bis zur Zeit, in der ich's vergaß, rückwärts zu schauen im Geiste, weil ich die geschaut hatte, der fortan all mein Denken gehörte und die jetzt stirbt da drinnen in der Hütte.“

Affar stöhnt und unterbricht sich mit einem geklüfterten: „O Marah Bahia! — O Jammer, Jammer!“

„Ich habe meinen Bruder lieb gehabt, Turm, sehr lieb; wir waren eins, jeder ein Stück vom andern. Ihm, dem Bruder, habe ich mein Herz geöffnet. ‚Ich bin blind, Bruder,‘ habe ich gesagt, ‚und taub; ich sehe nur noch ein Gesicht, ich höre nur noch eine Stimme.‘ — ‚Geduld ist Weisheit,‘ hat er mir geantwortet; ‚habe Geduld und warte!‘ Sscha Maha kann sterben, oder der Radscha ihr seine Gunst entziehen, dann sprich zu ihm, er wird dir das Mädchen geben.“

Ich habe gewartet, Turm, lange gewartet, aber Sscha Maha starb nicht, sie blieb die Lieblingsfrau Si Dandra's und ließ Diamela nicht von ihrer Seite. Stillen konnte ich den Hunger meiner Seele nur durch verstohlene Blicke und heimliche Worte, denn Sscha Maha war mißtrauisch und wachsam und mir nicht wohlgesinnt.

Wir gehören zu einem stolzen, zu einem herrischen Geschlecht; was wir wollen, das nehmen wir mit Gewalt, wenn wir's anders nicht bekommen können. ‚Wir müssen Diamela rauben!‘ sagte mein Bruder, und ich drängte: ‚Laß es bald sein, denn ich finde keine Ruhe.‘

Die Gelegenheit kam. Si Dandra plante ein Fischerfest bei Fackellicht an der Mündung des Flusses. Hunderte von Booten fuhren schon am Morgen stromabwärts, und auf dem weißen Sande des Meeresstrandes wurden Laubhütten errichtet für den Harem und Haushalt des Radscha. Der Rauch der Kochfeuer hing wie ein Schleier über der Landschaft, und das Volk jauchzte und jubelte. — ‚Heute nacht!‘ flüsterte mein Bruder mir zu; ‚sie weiß es, ich habe ihr ein Zeichen geben können.‘

Bei anbrechender Nacht nahmen wir unseren Platz in dem Kreise der Boote, die die Fische landeinwärts treiben sollten, und als der Lärm und das Gewühl am größten war, löschten wir unsere Fackeln und schlüpfen unbeachtet aus der Reihe. Unser

Boot glitt seewärts mit der Ebbe, bis es weit genug weg war von den andern, dann ruderten wir ans Ufer und harrten an versteckter Stelle. Bald kam sie, auf die wir warteten, leichtfüßig wie eine Gazelle, wie ein vom Wind dem Wasser zugewehtes Blatt.

„Trag sie ins Boot,“ räumte mein Bruder, und ich nahm sie in meine Arme und fühlte den Schlag ihres Herzens. Vorsichtig ruderten wir ins Meer hinaus, im Dunkel der Nacht, vorbei an der Mündung des Flusses, weiter und weiter. Diamela saß in der Mitte des Bootes mit verhülltem Gesicht und stumm — stumm, wie sie jetzt ist.

Assar horcht ein paar Sekunden nach der Hütte hin, dann schüttelt er den Kopf und fährt fort: „Mein Bruder wollte den Marmruf unseres Stammes austoßen, mit einer Herausforderung wollte er scheiden von dem Lande, von dem wir uns los sagten. „Sind wir nicht Freigeborene,“ murzte er, „Abkömmlinge tapferer Piraten, deren wahre Heimat das Meer ist?“ Ich aber hat ihn, zu schweigen — ich wußte, wir würden verfolgt werden, bald genug, auch ohne Herausforderung —; und er hatte mich lieb, mein Bruder, er zügelte den Trotz und Wagemut seiner Seele. Aber er schaute mich an mit Vorwurf und Mitleid im Blick. „Du bist nur ein halber Mann noch,“ sagte er: „die andere Hälfte gehört dem Weibe dort. Ich kann warten, die Zeit wird kommen, da du wieder denken wirst wie ich. Sind wir nicht Söhne einer Mutter?“

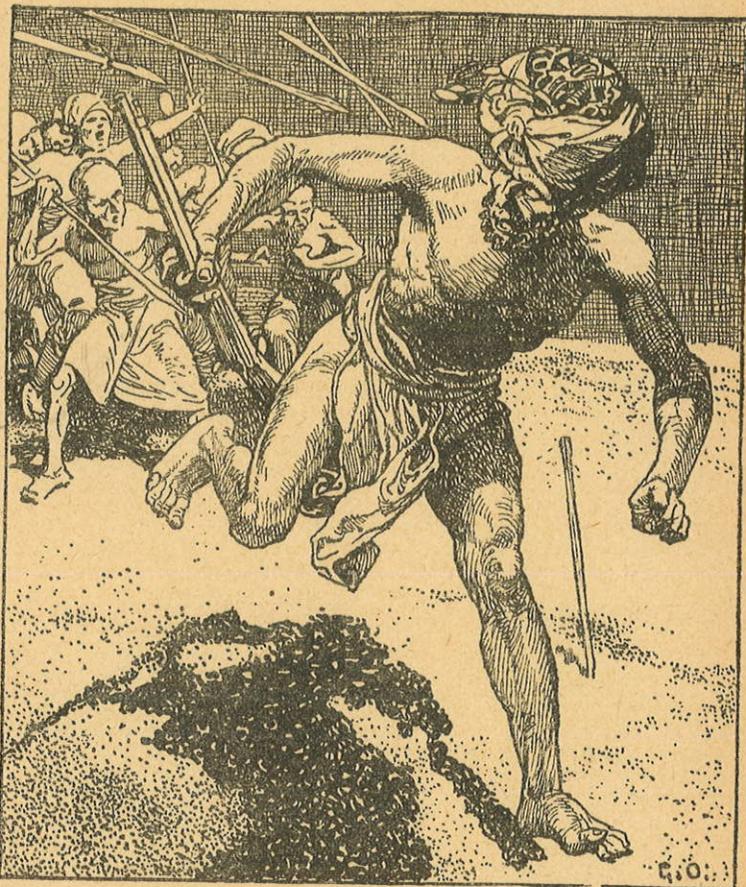
Ich gab keine Antwort, all meine Kraft und mein Streben lag in den Händen, die das Ruder führten.

Einen besseren Ruderer, einen geschickteren Steuerer als meinen Bruder habe ich nie gekannt. Oft hatten wir beide mit unserem Boote den Sieg errungen beim Wettfahren; aber so angestrengt wie in jener Nacht hatten wir nie gerudert. Ich schaute nicht um, ich sprach nicht zu Diamela, nicht zu meinem Bruder; keinen Atnenzug hatte ich übrig.

Die Sonne tauchte auf, und immer noch ruderten wir. Der Schweiß lief an meinem Leibe herunter in Bächen; ich vermeinte, meine Brust müsse bersten, und mit dem letzten Hauche keuchte ich: „Laß uns rasen!“ — „Gut!“ antwortete mein Bruder. Seine Stimme klang fest. Er war stark, er war tapfer; er kannte nicht Furcht und nicht Ermüdung, mein Bruder.“

Ein Windhauch geht durch den Urwald, Blätter und Ranken wispern, kleine Wellchen kränkeln den Spiegel der Lagune und schlagen leise plätschernd an den Pfahlrost. Eine Weile schweigt Assar, dann erzählt er weiter, stoßweise, in kurzen Sätzen: „In einer kleinen Bucht ließen wir das Boot ans Ufer laufen und zogen es auf den weißen Sand. An der einen Seite der Bucht

streckte eine bewaldete Landzunge sich weit ins Meer hinaus. Mein Bruder kannte die Gegend. Die Landzunge war schmal, kaum drei Pfeilschüsse breit, und jenseits mündete ein Fluß.



Ich sah meinen Bruder über die Wiese laufen, ein Duzend Verfolger hinter ihm her.

Durch die Dschungel führte ein Fußpfad. Wir machten Feuer an und kochten den mitgenommenen Reis; dann streckten wir uns im Schatten des Bootes aus und schliefen, schliefen fest. Diamela wachte.

Sie rüttelte uns nach etlichen Stunden, und wir sprangen auf die Füße. Die Sonne neigte schon nach Westen und — am Eingange der Bucht sahen wir eine große Frau, bemannt mit vielen Rudern, ein Fahrzeug Si Dandras. Schon hatten die Verfolger uns erspäht — die Frau glitt in die Bucht. Meine Seele bangte, Diamelas wegen; mein Bruder aber lachte, er freute sich auf den Kampf. Er hatte das Gewehr, das du, Turm, ihm geschenkt bei deinem Scheiden, aber er hatte nur noch vier Patronen.

„Laufe mit ihr durch den Wald!“ rief er mir zu. „Ich werde die Feinde aufhalten. Sie haben nur Speere und Keulen, und sie werden zaudern, im Schußbereich meiner Waffe zu landen. Drüben am Flußufer steht eine Fischerhütte, und der Fischer hat ein Kanu. Ich folge, wenn meine Kugeln verschossen sind. Wir schwimmen im Kanu davon, ehe sie uns einholen können. Die Landzunge in der Frau zu umrudern, dazu brauchen sie Stunden.“

Wir, Diamela und ich, rannten den Fußpfad entlang. Ich hörte den ersten Schuß, ich hörte den zweiten. Die Dschungel lichtete sich, vor mir lagen ein Wiesenstreifen und das Ufer eines breiten Flusses. Am Rande stand die Hütte, von der mein Bruder gesprochen, und das auf's Trockene gezogene Kanu lag nahe dabei. — Ich hörte den dritten Schuß. Wir erreichten das Kanu und wollten's nehmen; der Fischer kam aus der Hütte, uns zu wehren. Ich sprang ihn an, und wir rollten auf den Boden. Ich war in der nächsten Minute wieder auf den Füßen, der Fischer lag da und rührte sich nicht. Ob ich ihn getötet, ich weiß es nicht und ich fragte nicht danach.

Ich hörte den vierten Schuß, den letzten, und ich hörte Lärmen und Schreien vom Walde her. Diamela und ich hatten das Kanu in den Fluß geschoben. Ich sah meinen Bruder über die Wiese laufen, ein Duzend Verfolger hinter ihm her. Ich nahm Diamela in die Arme, hob sie in das Kanu und sprang selber hinein. Mein Bruder rief mich an.

Turm! — ich habe nicht auf ihn gewartet! — Ich hatte sie, der meine Seele gehörte, neben mir, und ich stieß das Kanu ins tiefe Wasser. Ich fing an zu rudern und hieß Diamela das andere Ruder nehmen. Wieder hörte ich meinen Bruder mich beim Namen rufen, aber ich ruderte weiter. Zum drittenmal rief mein Bruder, und der Ruf endete in einem langegezogenen Schrei — einem Schrei, wie zu Tode Betroffene ihn ausstoßen, wenn die Seele entflieht.

Ich wandte mich nicht mehr um, ich ruderte quer über den Fluß und stromaufwärts, heraus aus dem Machtbereich Si Dandras und Ischa Mahas.

Vor fünf Monden bin ich hierher gekommen, und nur acht Monde im ganzen habe ich sie an meiner Seite gehabt, derentwegen ich meinen Bruder verlassen habe in seiner Todesnot!“

Der Malaie ist aufgesprungen und stöhnt. Nebelschwaden rutschen über die Lagune; sie steigen höher und höher und ballen sich um die Hütte, die auf einem grauen, sturmbewegten See zu schwimmen scheint!

Ein Beben geht durch Affas Körper, als er vor sich hin murmelt: „Ich hatte sie gewonnen, sie gehörte mir — aber — aber!“

Ein schwaches Geräusch dringt aus dem Inneren der Hütte; und leise schreitet der Malaie über die Schwelle.

Auch der Weiße hat sich ausgerichtet.

Eine zarte Nöte überzieht das Firmament und wird greller und greller; die Sonne ist aufgegangen, aber noch versteckt hinter den Baumkultissen. Der Nebel verflüchtigt sich, die Lagune liegt schwarz, glatt und glänzend im Urwaldrahmen. Ein Falke kreist über der Hütte, er steigt aufwärts, bis die Strahlen der Sonne sein Gefieder küssen, höher und höher, bis er zu einem Punkt zusammenschrumpft und endlich ganz verschwindet im Blau des Aethers.

Der Weiße hat ihm sinnend nachgeschaut und schrieft zusammen, als Affas Hand seine Schulter berührt.

„Sie brennt nicht mehr!“ sagte der Malaie mit dumpfer Stimme.

Der Weiße nickt stumm und gibt seinen Bootskleuten ein Zeichen. Die heben den Anker, das Fahrzeug gleitet heran und legt sich an den Fuß der Leiter.

„Wenn du mitkommen willst, Affar,“ sagt der Weiße, „dann warte ich hier bis Mittag.“

„Nein, Turm,“ lehnt der Malaie ab. „Essen und schlafen werde ich nicht mehr in diesem Hause, aber ausdenken muß ich hier den Weg, den ich jetzt zu wandeln habe. — O Turm, es gibt kein Licht und keinen Frieden in der Welt. Ich habe meinen Bruder verlassen in der Mitte seiner Bedränger; sie haben ihn getötet; er ist gestorben für mich und für die, die ihm jetzt folgt ins Reich der Geister. Ich habe sie verloren, beide, beide!“

Er tut einen tiefen Atnenzug. „Sind wir nicht die Söhne gewesen einer Mutter?“ ruft er. „Und ich habe ihn verraten, ihn, meinen Bruder! — O Schmach und Schande! — Aber ich werde ihn rächen; zurück will ich wandern in Si Dandras Reich, lautlos, schleichend wie die Schlange, grausam mordend wie der schwarze Panther.“

Er hebt die Arme über den Kopf und läßt sie flach an die Seiten fallen; starr blickt er in die eben über die Baumwipfel steigende Sonne.

Der Weiße klettert in sein Boot, und die Ruderer stoßen ab. Die Arme auf das Mattendach des Deckhauses gelehnt, schaut der Weiße wieder ins Kielwasser. Erst als das Boot in den engen Kanal einläuft, schlägt er die Augen auf und streift mit einem letzten Blick die einsame Lagunenhütte.

Affar hat sich nicht von der Stelle gerührt, er steht immer noch auf der Plattform, unbeweglich wie aus Erz gegossen. Das Licht des neuen Tages kann die trostlose Finsternis seiner Seele nicht erhellen.

Ein Tag zwischen Südseeinsulanern.

Von Otto Altmann.

Schwer warf der Nordweststurm sich gegen die triefenden Mauern. Zohlend und in immer höheren Tonlagen pfeifend, tobte er um den Giebel des Hauses. Wütend schleuderte er Hagel und Schnee gegen die erleuchteten Scheiben.

„Kennst du mich noch?“ heulte er auf. — „Weißt du noch?“

Ob ich dich kenne, du wüster Gesell? — Manch' wildes Lied hast du mir vorgebrüllt, als ich noch von Nord nach Süd, von Ost nach West das Meer besuhr. — Arg hast du mich gezaust!

Unwillkürlich hob ich das Haupt. Mein Blick fiel auf die Speere, Pfeile und Keulen, die ich einst von langer Reise aus der Südsee mitgebracht. Zwanzig Jahre sind seitdem verstrichen — zwanzig Jahre in Sturm und See.

— Weißt du noch — — ?

Da tauchten sie vor mir auf, die hohen, grauweißen Segelpyramiden des „Swift“. Novembernacht und Sturmgebraus versanken. Es wurde still und friedlich um mich her. Lieblich hoben grüne Inseln sich aus den blauen Wogen des südlichen Stillen Ozeans. Schlanke Palmen wiegten sich im lauen Passatwinde; und schön gewachsene, fröhliche Menschen mit brauner, sammetglänzender Haut lachten mich an . . .

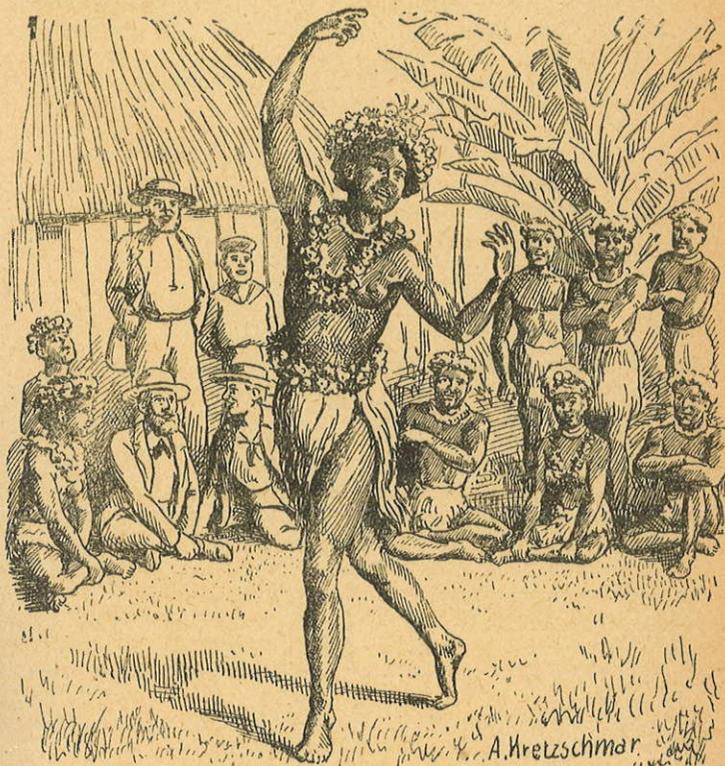
. . . Seit acht Tagen ankerten wir mit dem amerikanischen Segler „Swift“ im Schutze der Insel Hiau, die, zu der Marquesagruppe gehörend, auf etwa 7 Grad S. und 141 Grad W. von Greenwich im Stillen Ozean liegt. Wir waren damit beschäftigt, eine Havarie in der Takelage des Schiffes auszubessern, die ihm in stürmischer Nacht eine schwere Wbe zugefügt hatte.

Nach den an Bord befindlichen Handbüchern sollte das kleine, 600 Meter hohe Eiland unbewohnt sein. Wie sich in-

dessen bald herausstellte, lebten dort etwa 100 Menschen in Frieden und Eintracht.

Es dauerte nicht lange, so hatten wir mit dem kindlich-fröhlichen, harmlosen Völkchen Freundschaft geschlossen und sogar eine Einladung erhalten.

Heiß brannte die Sonne auf Meer und Land, als wir an



Das war formvollendete Grazie! Glühende Leidenschaft gepaart mit teuflischer Anmut.

einem Sonntagmorgen von der fast vollzählig versammelten Einwohnerschaft jubelnd am Strande empfangen wurden.

Bei den ersten der leicht und primitiv gebauten Hütten schritt uns ein bildschönes, hochgewachsenes Mädchen mit blau-schwarzem, blütendurchflochtenem Haar lächelnd entgegen. Schultern und Brust mit Blumen geschmückt. Als einzigstes Kleidungsstück

trug es ein Latwalap, das an den Hüften mit kunstvoll gearbeitetem Gürtel zusammengehalten wurde und kaum bis an die Knie reichte.

Mit liebreizender Anmut begrüßte es uns, und nachdem wir in der Mitte des Dorfes angekommen waren, nahmen wir unter einem riesigen, breitästigen Baume Platz.

Kalaua war eine Art Ehrenjungfrau, die nunmehr einen Teil ihrer Obliegenheiten erfüllt zu haben schien Sie verschwand.

Jetzt hatten wir Muße, uns umzusehen. Unsere freundlichen Wirte hockten im Kreise, gleich uns auf bereit gehaltenen Matten und amüsierten sich köstlich.

Mit naiver Neugier wurde jeder Gegenstand, den wir bei uns trugen, einer genauen Besichtigung unterzogen. Zutraulich drängten sie sich an uns heran, und wenn wir ihnen zum Scherz unsere Taschen auf die nackten Schultern hängten oder ihnen die breiten Strohhüte aufsetzten, kannte ihre Freude keine Grenzen. Uns zur Seite saßen junge, mit Kränzen gepuzte Mädchen, die es sich zur Pflicht machten, mit Palmwedeln die lästigen Stechfliegen zu verschrecken und uns geröstete Bananenschnitte kunstfertig in den Mund zu schieben.

Geschäftige Frauenhände brachten indessen zwei große Kübel, allerlei Wurzeln und Kräuter herbei. Unsere holden Nachbarinnen, mit denen wir uns trotz gänzlicher Unkenntnis ihrer Sprache prächtig unterhalten hatten, spülten sich den Mund mit frischem Wasser, hockten bei den Holzgefäßen nieder und begannen eifrig die Kawa-Kawa-Wurzeln zu kauen. Den zerkleinerten Brei spien sie dann in die mit Wasser gefüllten Behälter.

Mit großen verwunderten Augen sahen meine Kameraden dem absonderlichen Treiben zu. Und da ich schon früher die Südsee befahren hatte und viele Sitten und Gebräuche der Insulaner kannte, wurde ich um Auskunft gebeten.

„Das soll doch nicht etwa getrunken werden?“ fragte man mißtrauisch.

Ich nickte. „Natürlich! Es wird euch in einer Viertelstunde feierlichst als Willkommenstrunk kredenzt.“

„Heiliger Neptun!“ stöhnte mein Nebenmann, „das ist ja entsetzlich.“

„Wie schmeckt es denn?“ erkundigte sich ein anderer.

Leider konnte ich nicht aus eigener Erfahrung Auskunft geben. Aber von tapferen Männern, die das gräßliche Gebräu probiert hatten, wußte ich es ungefähr.

„Es schmeckt wie Seifenwasser“, sagte ich, fest entschlossen, lieber zu verdursten, als auch nur einen Tropfen des fürchterlichen Gemisches über die Lippen zu bringen.

Mittlerweile waren die Fasern abgeschöpft und zwischen den zierlichen Händchen der hübschen Mädchen noch einmal tüchtig ausgequetscht. Kokosnußbecher wurden gefüllt und machten die Runde. Schauernd ließen wir den Kelch an uns vorübergehen und begnügten uns zum Erstaunen unserer Freunde mit einfachem Quellenwasser.

Den Nachmittag verbrachten wir mit Streifzügen in die Umgebung des reizend gelegenen Dorfes, fingen Fische und schossen mit kleinen Bogen, der einzigen Waffe, die ich bemerkt habe, ein paar Vögel, die samt den Fischen an Ort und Stelle zwischen heißen Steinen schmachtend gebraten und sofort verzehrt wurden.

Langsam versank die Sonne am westlichen Horizonte. Noch einmal leuchteten Fels und Wald, Meer und Himmel in glühender, märchenhafter Farbenpracht auf. — Ein Schauspiel von überwältigender Lieblichkeit. Unvergesslich für den, der es einmal gesehen.

Schnell brach die Nacht herein. Und als wir die Hütten wieder erreichten, loderten in ihrer Mitte mächtige Lagerfeuer. Matten wurden ausgebreitet. — In feierlichem Zuge, über und über mit Blumenranken umwunden, traten 20 junge Mädchen, an ihrer Spitze Kalaua, die Ehrenjungfrau, zum Siwa-Siwa, dem uralten heidnischen Tanz an.

Brasselnd züngelten die Flammen zum tiefblauen, sternensimmernden Nachthimmel empor, warfen zuckende Reflexe auf Baum und Strauch, und beleuchteten phantastisch die reizenden Tänzerinnen, die sich nach eigenartigem Gesange rhythmisch zu drehen begannen.

Ein Bild aus Tausend-und-eine-Nacht!

Holzinstrumente und Muschelhörner fielen ein. — Lebhafter wurde der Reigen.

Nie glaubte ich etwas Gräßlicheres, etwas Holderes gesehen zu haben.

Schneller wirbelten die Klöpfel, lauter gellten die Hörner. Feuiger wurde der Tanz. Die dunklen Augen blitzten; zwischen den halbgeöffneten Lippen leuchteten die weißen Perlenzähne

Das war ein Schmiegen und Biegen, ein Zusammenfluten und sich Zerstreuen. — Und die Herrlichste von allen war Kalaua!

Wie sie die zierlichen Füßchen setzte! Wie sie — das von langem, glänzenden Haar umflatterte Haupt leicht in den Nacken gebeugt — mit verlangender Gebärde die prachtvoll modellirten Arme gen Himmel streckte!

Das war formvollendete Grazie! Glühende Leidenschaftlichkeit gepaart mit keuscher Anmut!

Ich habe die berühmtesten Tänzerinnen Europas bewundert. Aber ihre Kunst schien mir gering gegen die urwüchsige, lebenspräuhende Schönheit dieses Naturkinde . . .

Der Tag war zu Ende. Die Lagerfeuer waren herabgebrannt. In stiller Majestät stieg der Mond über die Berggipfel der Insel blau und hüllte das stille Dorf in magisches Licht. Leise knisterte es in den zusammengesunkenen Aschenhaufen. Klagen hallte der langgezogene Ruf eines Nachtvogels durch die schwere, feuchtwarne Tropenluft.

Alles schlief. Nur ich allein stand noch lange in der Türmetner Hütte und lauschte dem fernen Donner der ewigen Brandung . . .

Rismet.

Eine Erzählung aus Indien.

Mit 8 Original-Federzeichnungen von R. Nätze.

Gin großer Teil meiner Vergangenheit liegt auf dem Wasser. Wenn man jung ist, dann und wann ein wenig Zeit zur Verfügung, und das Meer auf Schritt und Tritt vor Augen hat, wie es bei mir auf einer kleinen Insel, wie Singapore, der Fall war, da konnte man wirklich kaum irgendwo eine Viertelstunde gehen, ohne auf das Meer zu stoßen. Immer wieder sah man es vom Hügel in der Ferne aufblitzen, immer wieder kam man unvermuteterweise auf den Strand einer tiefen Bucht hinaus, und immer wieder fand man den Weg versperrt durch weit ins Land eindringende „Creeks“ und „Swamps“, die zu großen Umwegen nötigten. Das sind allerdings häßliche Mesallianzen zwischen Meer und Land, diese Swamps. Wunderliche Mangrovenbüsche durchwachsen sie. Ihre krausen, unentwirrbaren Luftwurzelsysteme formen bei Ebbe phantastische Bögen und Brücken über dem schlieflichen Grunde und verschwinden bei Flut unter dem trüben, fauligen Wasser. Es ist ein Wuchern und Wachsen in diesen Dickichten, schier unheimlich zu beobachten. Das treibt nicht nur aus dem schlammigen Boden hervor, auch von oben, von den Zweigen hinab, immer neue Schößlinge. Reif gewordene Luftwurzeln fallen, sich unterwegs drehend, ab, bohren sich in den Schlief und schießen sofort wieder in die Höhe. Und ein Stamm verwächst mit dem anderen durch von unzähliger Wurzelspitzen getragene Brückenäste.

Darunter wimmelt es von eklem Gewürm. Millionen von Krebsen wohnen und wühlen im feuchten Grund, wo jeder sich eingräbt, seine Behausung durch ein aufgeworfenes, kreisrundes Erdhäufchen mit erhöhten Rändern bezeichnend, so daß man eine Kraterlandschaft in kleinster Verkleinerung vor sich hat. In ganz stillen, abgelegenen Buchten oder Meerengen, wo nie ein Dampfer und selten ein Eingeborenenboot hinkommt, haufen am Rande der Mangrovenbüsche Alligatoren, unbeweglich gleich abgestorbenen Baumstämmen daliegend, die eben über den Wasserspiegel hervorragen. Einigmal ist es mir

begegnet, daß wir, von einem Lieblingsausflug nach einem kleinen Eiland, das die Wasserstraße zwischen Singapore und dem Festland halbwegs teilt, nachts bei weit vorgeschrittener Ebbe zurückkehrend, mit angehaltenem Atem und Kluder an solch seichten Stellen vorübertrieben. Eine Strandung auf einem dieser vermeintlichen Baumstämme würde höchstwahrscheinlich die Zertrümmerung unseres zerbrechlichen „Sampan“ durch einen einzigen Schwanzschlag des gefikkelten Ungetüms zur sofortigen Folge gehabt haben. Und wir selbst hätten uns im Wasser und in sehr ungemütlicher Nähe der mächtigen Steinladen wiedergefunden.

Für gewöhnlich aber zog ich es vor, an der offeneren Südseite der Insel, wo die Stadt unmittelbar ans Meer grenzt, zu gondeln. Westlich davon, durch kleine vorgelagerte Inselchen geschützt, erstreckten sich die unendlich langen Hafenanlagen von Tanjong Pagar: einer der bequemsten Häfen der Welt! Der von Europa kommende Dampfer fährt durch das westliche enge Felsentor ein und legt an die in weitem flachen Bogen geschwungenen Holzwerften an. Will er nach dem ferneren Osten weiter, so verfolgt er seinen Weg, ohne nur einmal wenden und manövrieren zu müssen, durch die breitere östliche Ausfahrt hindurch. Es fehlt zwar nicht an scharfem Strom und verborgenen Klippen, aber damit wußten meine Freunde, die Docks, wohl umzugehen. Rechts und links aber von Stadt und Hafen schlingt üppigste Natur ihre Girlande. Hier stehen auf festem, weißem Vorstrand Hügel, buschbewachsen, oder halbverwitterte rote Lateritklippen zeigend. Und fast von jedem blinkt und winkt helles Gemäuer herab. Dort rauschen über meilenweitem, flachem Ufer herrliche goldgrüne Palmenwälder, aus denen verschämt aneinandergereihte Malaiendörfer herauslugen, während stolze Europäerhäuser selbstbewußt deutlicher hervorireten. Oder ein reicher Araberhund hat sich sein Serail dahin gebaut, mit hohen, blaßroten Mauern und kleinen, hinter grünen Holzgittern schlafenden Fenstern. Heraus kann man zur Not blicken, aber hinein — da sei Allah vor! Auch ein behäbiger, chinesischer Grundbesitzer siedelte sich wohl dort an; geschweifte Ziegeldächer, grell rot oder grün glasiert, blitzen in der Sonne, eine lange Flucht, eines hinter dem anderen, und in die intimen Höfe dazwischen lassen wir auch nicht gern eines weißen Mannes Blick dringen.

Draußen vorbei aber flutet unaufhörlich der große Strom des Weltverkehrs. Tausende von Schiffen, vom modernsten Riesendampfer bis zur altertümlichsten Prawn und Oschunte, beleben die weite Wasserfläche, die bunten Flaggen aller Nationen blähen sich im Winde. Weiße, gelbe, rostrote Segel ruhen, Riesenwasservögeln gleich, anscheinend auf den Wellen selbst, da der niedere Bord der Fischerboote in deren Tälern verschwindet. Winzig kleine Inselbrocken, wie achtlos aus einer Gigantenhand verstreute Drosamen, schwimmen hie und da kokett auf der Flut. Von den fernsten winkt tags der schlanke Finger, nachts das helle Auge eines Leuchtturms herüber. Und ganz im Hintergrunde lagern sanft und schläfrig die niedrig gewellten Klüften der nächsten, bereits holländischen Inseln, mit breiten Bausen dazwischen, so die Unendlichkeit der blauen See zugleich einschränkend und andeutend. Was hier schöner war, der Blick vom Meer aus

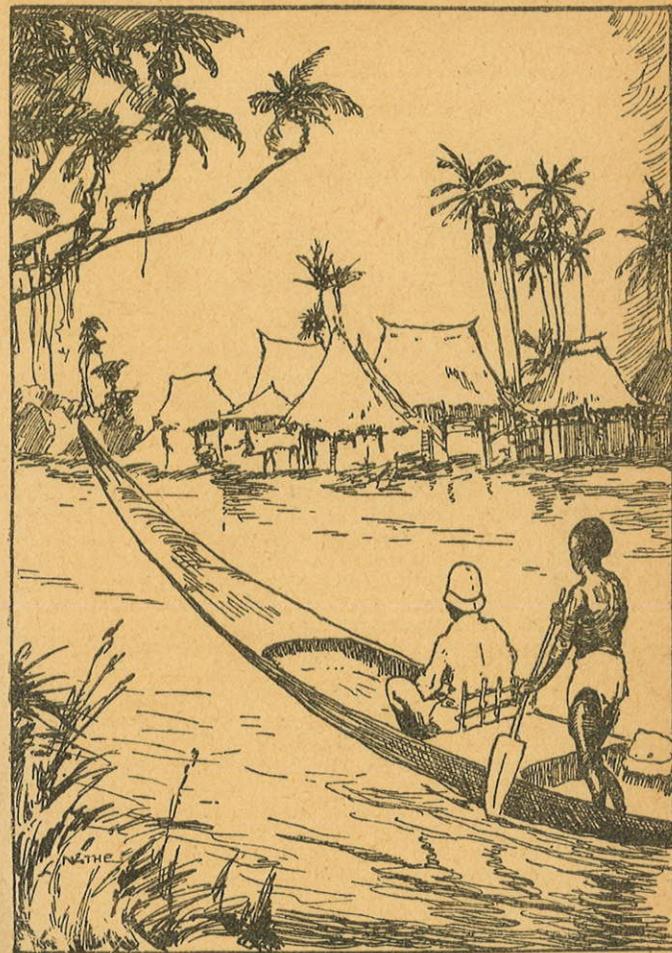
Land mit seiner freundlichen Abwechslung von Menschenwert und Naturfülle oder vom Land aufs Meer, mit seinem Leben und seiner Stille, darüber bin ich mir nie schlüssig geworden. Ich fuhr mit meiner kleinen Nußschale sozusagen zwischen beiden hin, wo eine träge Kopfwendung genügte, bald die eine, bald die andere Schönheit zu genießen.

Vom Segeln verstand ich nichts, und zum Rudern war's viel zu heiß. Beides überließ ich meiner malaiischen, aus einer Person bestehenden Besatzung. So störten wir einander gar nicht. Ich kneipte Natur, und „sie“ navigierte; niemand sprach ein Wort. Manchmal fielen wir auch in eine Art Halbschlaf, zumal wenn kein Wind ging und die drückende Schwüle um uns wie ein flimmerndes Gespinnst auf dem Meere lag. Ich durfte mir das auch erlauben als Herr und „Reeder“; bei meinem „Seman“ (denn so hieß er, und Seemann war er, wie alle Malaien) war das aber eigentlich in seiner Eigenschaft als Kapitän und Mannschaft eine grobe Pflichtverletzung. Die hat uns denn auch mehreremal in üble Lagen gebracht. Wie oft wir, über Korallenbänke hintreibend, auf einem nadelscharf hervorragenden Grat festsaßen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie oft wir in bedenkliche Nähe des Buges eines daherbrausenden Dampfers gerieten, oder noch schlimmer, in den Sog seiner gerade rückwärts arbeitenden Schraube.

Seman war ein hübscher Junge, dem man nicht gram sein konnte. Er mochte kaum mehr als 15–16 Jahre alt sein. Wohl proportioniert, von vollem runden Gliederbau, nicht groß, mit ebenmäßigen Gesichtszügen, ganz kurz geschorenem, kugelförmigem Schädel und von reinsten goldiger Bronzefarbe der samtweichen Haut. Ihn schwimmen und besonders tauchen zu sehen, tief in die kristallklare Tiefe hinab, war ein wahres Vergnügen. Dann, und nur dann, als wäre das Wasser sein eigentliches Element, waren seine Bewegungen schnell und geschmeidig. Am Lande, oder besser gesagt, in der Luft, haftete ihm etwas nicht gerade Schwerfälliges, aber Schweres an. Er war langsam und lethargisch, sprach wenig, auch mit seinesgleichen, lachte nie, und nur wenn er, was selten geschah, lächelte, zeigte sich ganz tief in seinen für gewöhnlich träumerisch verschleierte Augen ein leises Fünkchen, das sie für einen Moment erhellte. Ich mochte ihn wohl, beobachtete ihn häufig und hätte gern mehr aus ihm herausgeholt; aber meine damals noch geringen malaiischen Sprachkenntnisse und seine Verschlossenheit ließen mich nicht weit gelangen. Ich war zu jener Zeit allerdings geneigt, seine Unnahbarkeit mehr darauf zurückzuführen, das er nichts in sich habe. Ein erst kürzlich „herausgekommener“ Europäer ist gewöhnlich mit seinem Urteil über den Eingeborenen schnell fertig, und um so schneller, je jünger er ist.

Ein paarmal fuhr ich mit Seman nach seinem Dorf, wo er geboren war und noch wohnte. Es lag an der der Hauptinsel abgewandten Seite eines der kleinen Eilande, die den Hafen von Tandjong Pagar bilden helfen. Das waren für mich romantische Fahrten. Denn hier konnte man sich von aller Europäerkultur weitest fern glauben; von Singapur und seiner Reede, von Stadt und Landschaft war nichts zu sehen. Hier kam kein Dampfer vorbei, man sah nichts

als ein Gewirr anderer näherer und fernerer Inselchen, die meisten unbewohnt, einige von ähnlichen „Kampongs“ besetzt. Und von allen



Ein paarmal fuhr ich mit Seman nach seinem Dorf, wo er geboren war und noch wohnte.

diesen Malaiendörfern an den Inselstranden haftete gerade Semans Kampong noch der frischeste Ruf an, dereinst ein Seeräuberneft gewesen zu sein. In alten Zeiten waren sie das ja alle; und kein

Malaie, der sich respektierte, wäre auf den Gedanken gekommen, daß ihm, neben dem obligaten Fischfang, ein anderes Gewerbe offenstände als ehelicher und fröhlicher Seeraub. Mit der Erfindung der alten kleinen Segler durch größere, später gar durch Dampfer, war dem Beruf von selbst der Boden abgegraben, wenn man das von einem Gewerbe sagen kann, das auf dem Wasser ausgeübt wurde. Die englische Inbesitznahme von Singapur hatte ihm nach und nach ganz den Rest gegeben; immerhin sollten erst vor 10—15 Jahren gerade von diesem Dorfe aus noch die letzten Ueberfälle auf vorüberfahrende chinesische Dschunken verübt worden sein.

Das Dorf lag überm Meere. Es bestand aus richtigen Pfahlbauten, Hütte an Hütte dicht gedrängt; schmale, winklige Stege dazwischen, nur von wenigen hochtrittigen Leitern aus zugänglich, deren Sprossen dicht mit scharfkantigen Muscheln bewachsen waren. Die sind mir in böser Erinnerung! Denn die Wunden an Knie und Schienbein, die ein Fehltritt eintrug, wollten monatelang nicht heilen und schmerzten vermöge des eingedrungenen Salzes aufs empfindlichste.

Ich war in Semans Hütte, — in seinem Elternhause, hätte ich fast gesagt. Eine große Familie, wenn alles, was da herumtrach, kletterte und hockte, dazu gehörte. Drei, wenn nicht vier Generationen. Vier oder fünf Männer, — ganz alte, verwitterte, tief gefurchte Gesichter, mit eingesunkenen Schläfen, erloschenen Augen, einzelnen gelbgrauen Barthaaren auf großen Warzen am Kinn und an den Wangen mit skelettartig mageren Armen und Beinen, aus denen Ellenbogen und Kniekehlen unförmlich groß hervorstachen, die Haut hellgelb, hier in feinste Runzeln zusammengezogen, dort zu straffem Leder geworden. Narben über Narben, besonders an den unteren Extremitäten; keiner, dem nicht ein oder mehrere Zehen fehlten. Es sah seeräubernmäßig genug aus, und wer weiß! Vielleicht hätte der eine oder andere erzählen können! Möglicherweise aber waren es auch nur Anzeichen des steten Zwanges, unter dem die Fischer arbeiteten, im Wasser zu waten, über die nadelharten und scharfen Korallenbänke zu klettern, in dunklen Nächten ihre muschelbewachsenen Leitern zu erklimmen, oft mit schweren Lasten in den Armen. Und es gab auch wohl dann und wann einen großen Fisch, der nicht einsah, wozu er prädestiniert sein sollte und der sich wehrte, wenn sie ihn noch lebend aus den Maschen des Netzes rissen. Jüngere Männer fand ich selten daheim, sie mochten ihrem Fischfang obliegen oder in Pandjong Pagar an Bord der Postdampfer mit den wunderherrlichen bunten Muscheln hausieren gehen, die ihnen das Meer lieferte und denen kein Durchreisender widerstehen konnte.

Aber an Weibern fehlte es nicht! Weiber über Weiber, alte und junge, und die meisten mit Kindern, deren eine weitere Menge scheinbar herren- oder mütterlos zwischen den Füßen umherkrabbelte. Und was für Weiber! Eine walke „Nännä“ (Großmutter) an der Spitze, mit wackelndem Unterkiefer und entsetzlicher Mundhöhle, die Zähne und die halben Gaumen vom „Sirih“-Lauen weggefressen, das die Ueberreste zinnoberrot gefärbt hatte. Eine Mutter, die die über die Schulter zurückgeschlagene Brust dem auf ihrem Rücken hockenden Säugling reichte. Eine andere, prall, jung und niedlich,

fast noch kind und doch schon ein Baby im Arm; leider verhüllter als die anderen Jahrgänge. Seman stellte vor: „Saya punya bini!“ — Der Bengel! Der unbärtige Knabe hatte schon Frau und Kind! Er sagte das mit derselben Ruhe und Langsamkeit wie alles andere auch, richtete überhaupt kein Wort an sein Weib und fuhr mit mir so unbewegten Gesichts wieder ab, wie er gekommen war. Sein Weib hatte mich mit einem gelispelten „Tabe, tuan!“ begrüßt und verabschiedete mich stumm, aber mit einem langen, seltsamen Blick, gleich als fasse es meine fremdartige Erscheinung im Halbdunkel ihrer Hütte nicht, und hätte sie gern länger angestaunt, ob sie auch wohl Wirklichkeit sei. Der Blick hatte sich merkwürdig festgefogen, er ging mir längere Zeit nach.

Auch in einem ihrer langen schlanken Segelboote, wahrscheinlich gemeinsamen Eigentum, bin ich als Gast Semans, einmal mit dem halben männlichen Kompong auf See gewesen. Es gab also doch noch mehr junge Burschen dort; Seman hatte sie zu meinen Ehren zusammengetrommelt. Sie sprachen kein Wort und beachteten mich kaum. Eine steife Brise wehte, das Segel war viel zu groß und schwer für das ranke Fahrzeug. Es legte sich so weit nach Lee über, daß das Wasser unaufhörlich hereinströmte über mich, der ich, um nicht im Wege zu sein, längelang auf dem Boden lag. Aber außer dem einen Alten, der unbeweglich am Steuer hockte, — das Steuer war ein schaufelförmiges Ruder, das er, ohne daß es irgendwie befestigt gewesen wäre, senkrecht in das am Heck blitzschnell vorbeiwirbelnde Wasser hielt mit leisestem Druck, der aber die Sehnen der mageren Arme straff spannte, je nach Bedarf die Richtung ändernd, — lag die ganze junge Mannschaft, mit den Füßen auf dem schmalen Bordrand festgetrallt, nach windwärts beinahe wagerecht über Bord, sich an von Mast ausgehenden Lauen haltend. Die im Kreuz stramm durchgebogenen, fast nackten Körper, Ideale an geschwellten Muskeln und gestrafften Sehnen, wurden alle Augenblick von den tanzenden Wogen überflutet, aber keiner wich und wankte, die getrallten Zehen, die gespreizten Schenkel, die festgeraiffen Lauen standen wie aus Erz gegossen. Hei, war das eine wilde Fahrt! Eine saufende Schnelligkeit! Eine Seeräuberepedition! Bei dem Wind erwartete wohl kein sicheres hochbordiges Fahrzeug, weit draußen in See von einer solchen Nußschale angegriffen zu werden. Ich träumte mich in den Gedanken hinein, wenn ich nicht gerade Wasser schluckte. Durchs Wasser ging's, nicht darauf hin; die Sturzeen hatten nicht einmal Zeit, ins Boot niederzulkatschen, — was uns wahrscheinlich den Rest gegeben hätte, sie flatterten darüber hinweg. Und das von der Seite überkommende Wasser warf sich durch den Anprall gegen das Heck und vom Wind gepeitscht, sozusagen automatisch, wieder hinaus; es kümmerte sich wenigstens kein Mensch darum, außer mir, der ich darin herumrollte und zum Ausschöpfen auch keine Hände frei hatte. Dann wurde gemendet: kein Wort vom Alten am Steuer, aber das Segel flog im hohen Bogen herum, acht geschmeidige Körper glitten, wie von einem Willen bewegt, gleichzeitig drunter durch und hingen über dem anderen Bord, ehe ich's mit den Augen verfolgen konnte; das Boot hob sich, schwebte hoch auf einer Wogenkluppe, schien

zu zögern, unwillig zu zittern über den jäh unterbrochenen Lauf, wendete sich und jagte mit gleicher Geschwindigkeit wie vorhin denselben Weg zurück.

Steif und naß kroch ich, am Kampong wieder angelangt, heraus und atmete doch ein wenig auf. Ein ganz leise spottender Blick Semans streifte mich. Ich unterdrückte eine Bemerkung; er hätte doch nur eine Antwort darauf gehabt: „Kismet, tuan!“ Keiner seiner Gefährten schien irgend etwas Außergewöhnliches an der wilden Fahrt zu finden; meinen klingenden Dank nahmen sie, ohne eine Miene zu verziehen. Zu einem zweiten derartigen Wifingerausflug habe ich's nicht kommen lassen. Den einen aber möchte ich heute nicht gerne wissen, denn:

„Von Sturm un Wellen

Laat sich dat good in'n Drögen vertellen!“ —

Alles hat seine Zeit. Also auch die Vorliebe für Bootfahrten, unfreiwillige Seebäder, zerschundene Schienbeine und von der Sonne verbrannte und zerissene Haut. Eines schönen Tages verkaufte ich meine Mußschale, löhnte Seman, der mir langweilig geworden war, ab und verlor ihn aus den Augen. „Kismet, tuan!“ hatte er langsam und träge gesagt, als ich ihm, in fast entschuldigendem Tone, meinen Entschluß mitgeteilt hatte.

Ein paar Jahre vergingen. — —

Eines Morgens war große Erregung im „Square“, dem Zentrum der Kontorstadt Singapores. Vor den Bureaus der beiden englischen Zeitungen stand es — nicht schwarz, sondern weiß von Europäern unter ihren ungeheuren Sonnenhüten. Eine wahre Aureole aber bildeten rings herum die Chinesen, Araber, Parsis, Armenier, Klingalesen usw. in ihren in allen Farben des Regenbogens schillernden Gewändern. Wer englisch lesen konnte, las die eben herausgegebenen Extrablätter vor: „Piracy in Singapore harbour!“ Es war nicht möglich und doch wahr! Und so dumm angefangen — denn frech war das schon nicht mehr zu nennen —, daß Entdeckung und Festnahme auf dem Fuße folgen mußten. Am frühen, aber schon helllichten Morgen war ein chinesischer Leichter, jenseits von Puloklakan mati von zwei malaiischen Booten geentert worden. Das ist eines der Landjong Bagar vorgelagerten Inselchen, und der barocke Name bedeutet: „Insel hinten tot“. Vielleicht hat das eine historische Bedeutung, etwa zur Erinnerung an einen ähnlichen Fall wie den vorliegenden. Aber den armen Chinesen war das „vestigia torrenti“ unbekannt. Jedenfalls waren diesmal vier oder fünf der an Bord des Leichters befindlichen Chinesen von hinten totgeschlagen worden; die Leichen hatte man über Bord geworfen. Einem Sechsten, der im Raum geschlafen und der auf den Lärm hin, um auf Deck zu klettern, die Hände aus der Luke gestreckt hatte, waren diese beide kurzweg abgehakt worden. Das Geschrei des Verwundeten und die auffälligen Bewegungen der Malaien an Bord des Leichters hatten einen in nicht großer Entfernung mit seiner Dampfspinasse einem erwarteten Schiff entgegenfahrenden Lotsen, einem Schotten, den ich gut kannte, aufmerksam gemacht. Er eilte herbei, rampte kurz entschlossen die mit ihrer lumpigen Beute von ein paar armseligen Sack Reis ihrem

Kampong zurudernden Malaienboote einz nach dem anderen, fischte einen der über Bord gesprungenen Seeräuber auf und machte ihn, nicht ohne einen kleinen Kampf, bei dem der Malai ziemlich übel



Er eilte herbei, rampte kurz entschlossen die mit ihrer lumpigen Beute von ein paar armseligen Sack Reis ihrem Kampong zurudernden Malaienboote . . . zugerichtet wurde, dingfest. Die anderen ließen ihre leeren Boote im Stich und schwammen davon, ihrem Dorfe zu. Der Lotse aber dampfte mit seinem Gefangenen und dem Leichter im Schlepptau

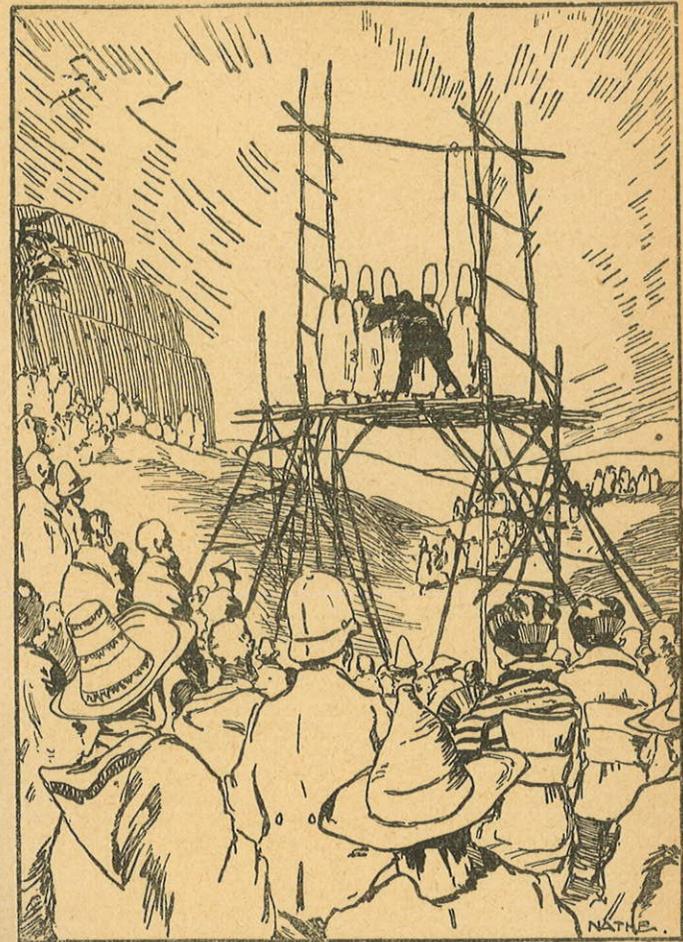
direkt in den Hafen und machte der Polizei Meldung. Man beantwortete dieselbe zuerst mit dem milden Vorwurf, daß er heute doch schon recht früh doppelt sähe; doch der Chinese ohne Hände bewies schlemmigt des Piloten vollständige Nüchternheit. Der Verwundete wurde ins Hospital geschafft, wo er genas! Jeder Europäer wäre während all der Zeitverluste unfehlbar verblutet, aber ein Chinese ist „nicht tot zu kriegen“, wenn man es nicht gleich auf einen gründlichen Hieb besorgt. Unser Held lief noch nach Jahren mit seinen Armstümpfen und einem großen Pappschilde auf der Brust: „Victim of Malay Piracy“, in den Straßen Singapores herum und stand sich besser dabei wie seinerzeit als schwerarbeitender Bootmann. Er war recht zufrieden und zeigte stets ein vergnügt-wichtiges Gesicht. Ich kannte ihn natürlich persönlich, was mich manches Kupferstück gekostet hat.

Die Polizei hatte sofort eine Razzia auf das Pfahlbauort gemacht. Der gefangene Missetäter gab mit größter Gemütsruhe seine Mitschuldigen an, deren keiner auch nur daran gedacht hatte, zu fliehen oder sich zu verbergen, und nach einigen Stunden sah die ganze Gesellschaft hinter Schloß und Riegel.

Was hatte die Leute zu diesem törichten Verbrechen getrieben? Die Sucht nach Beute, so schmal und farg? Nein! Das alte Seeräuberblut, von den Vorfahren ererbt, vielleicht durch dunkle, schleppende Fasetten einer uralten Nannä wieder erweckt, durch gegenseitige Schraubereien erhit! Vielleicht der unbekante innere Zwang, der den ruhigsten Malaien ganz unerwartet zum „Amoklaufen“ treiben kann. Das alte Seeräuberblut war einmal wieder lebendig geworden, hatte die Köpfe umnebelt, alle Ueberlegung vernichtet, und unter dem Zwange war die halbe junge Welt des Kampongs blindlings hinausgefahren, ohne an die Folgen zu denken, ohne nur Zeugen zu befürchten oder Vorsichtsmaßregeln für eine eventuelle Flucht zu treffen. Sie erwarteten nun, ihrem Kismet blind ergeben, stumpfsinnig die unausbleiblichen Folgen.

Vierzehn Tage später war die Schwurgerichtsverhandlung; — die Justiz hatte diesmal leicht prompt arbeiten! — und ich war einer der Jurors. Ich hatte von Seman und seinem Dorfe jahrelang nichts mehr gehört und trat daher ahnungslos mein Geschworenentamt an. Unter den fünf hereingeführten Verbrechern erkannte ich ihn aber sofort. Er war fast gar nicht verändert, ebenso knabenhaft, gutmütig-unbeweglich aussehend, das Auge vom gleichen träumerisch-verschleierten Ausdruck. Von Gemütsbewegung, Angst keine Spur, weder bei ihm, noch bei den anderen, unter denen ich mir einbildete, einige meiner Bootsmannschaft von jener wilden Fahrt wieder zu erkennen. Die Gefangenen saßen, an den Händen gefesselt, zwischen ihren bewaffneten Wächtern, riesengroßen, schwarzbärtigen, wild aussehenden Sikhpolizisten, still und ohne Bewegung da und starrten den Richter in seiner roten Seidenrobe und mit der weißgeputzten Perücke oder den Staatsanwalt oder die Verteidiger, beide in schwarzen Talaren, ruhig, nicht bläde, aber ohne jeden Ausdruck an. Die Verhandlung war so kurz, wie es das zopfige englische Verfahren zuläßt; keiner dachte daran zu leugnen; doch die fünf gerichtsseitig bestellten Verteidiger „reserved

their defence“. So wurde dann in die Verhandlung eingetreten, die Jury geschworen und das Zeugenverhör begonnen. Der eigentliche Hauptzeuge, der enthandete Chinese, war noch nicht vernehmungsfähig



... ein atemraubender Gegensatz zu den fünf unbeweglichen Gestalten.

und abwesend. Der schottische Lotse, nach ihm der Held des Tages, war kein großer Redner, mag sein, daß er sich zu diesem feierlichen Augenblick auch etwas künstlichen Mut zugelegt hatte. So einfach seine Tat damals gewesen und so wenig Kopferbrechen sie ihm ge-

foftet, so verworren und unsicher kam sein immer in Nebensachen schwelgender Bericht darüber heraus, und Staatsanwalt wie Lord Obergerichter hatten keine leichten Hebammendienste dabei zu verrichten. Es war unsonst, dem Zeugen vorzuhalten, daß der Name des an jenem Morgen erwarteten Dampfers und die Agentur, an die er adressiert war, den Gerichtshof nicht interessiere und daß es ihm einerlei sei, was der Lotse verdient haben würde, wenn er ihn nicht wegen dieses „Zwischenfalles“ hätte im Stich lassen müssen. Der Amateur Polizist von damals war vor den Gerichtsschranken in erster Linie Pilot und sah die ganzen Ereignisse von diesem Standpunkt aus an.

Aber endlich war er doch durch seine Aussage hindurchgelotst und die schwierigste Ecke derselben, die Identifizierung der Angeklagten, glücklich umschifft. Es ist auffallend, wie oft Zeugen sich nicht entschließen können, den Angeklagten, selbst in Fällen, in denen wo sie doch sehr nahe mit ihm zu tun gehabt haben, unter Eid ganz sicher wieder zu erkennen. Die Verteidigung benutzt dies als eins ihrer beliebtesten Hilfsmittelchen, um durch pointiert gestellte und dramatisch vorgetragene Fragen die Unsicherheit oder Unlust des Zeugen zu vermehren. Aber diesmal sprachen die Werke unseres Lotsen zu deutlich, um seinem Gedächtnis nicht aufzuhelfen: er wußte noch recht gut, wie dieser und jener Hieb gesehen, deren es bedurfte hatte, um den auf frischer Tat ertappten zu überwältigen, und erkannte seinen Mann an den Schrammen und bunten Flecken mit tödlicher Sicherheit wieder. Und damit waren ja auch die übrigen geliefert. Und sie wehrten sich auch nicht dagegen. Auf die den Fünfen durch den eisgrauen chinesischen Dolmetscher auf Veranlassung der Verteidigung malaisisch vorgelegte Frage, ob sie zu der „evidence“ des Lotsen etwas zu bemerken hätten, antwortete ein jeder, nicht mit zitternder Stimme, aber in einem eigentümlich singenden, unnatürlich hohen Ton, der allein verriet, daß sie wohl wußten, welchem Los sie entgegengingen, mit: „Nein!“ Aber ihre Mienen veränderten sich nicht. Die übrigen Zeugen, die Mannschaft der Pinasse —, Malaien, die natürlich an sehr schlechtem Gedächtnis litten, und europäische Polizisten, die sich des Gegenteiles erfreuten und stolz darauf waren, Helbertaten von ihrer Mazzia erzählen zu dürfen, — konnten die Verhandlung danach nicht mehr lange aufhalten. Auch die ex officio Verteidiger hatten nichts anderes mehr zu tun, als einige für solche Situationen vorgesehene formelle Phrasen zum Besten zu geben, was sie mit großer Würde und mit dem Selbstbewußtsein ihres Amtes einer nach dem anderen genau gleichlautend besorgten. Das war die referierte Verteidigung. Der Lord Obergerichter „charged the Jury“, d. h. legte ihr den Fall dar und forderte sie auf, ihren Spruch abzugeben. Obwohl bei dem Bekenntnis der Täter über diesen Spruch gar kein Zweifel sein konnte, wollte es doch das Herkommen, daß die „Jury“, von einem „Usher“ mit großem Stabe geführt, sich erst für zehn Minuten in ihr Zimmer zurückzog. Dann, zurückgekehrt, hat sie durch den Mund ihres Obmannes ihr „Verdikt“ abzugeben. Ich danke dem Schicksal, daß ich dieser „foreman“ nicht war, denn nun wandten sich die Blicke der Verbrecher uns zu. Ob Soman mich erkannte?

Ich bildete mir ein, sein mir so wohl bekanntes leises Lächeln, den Funken in seinen Augen, eine kaum merkbare Bewegung seiner Lippen zu sehen. . . . „Kismet, tuan!“ . . . Der Chief Justice fragte den stehenden „Foreman“ — wir anderen hatten uns wieder gesagt —: „What say you, Gentlemen of the Jury?“ . . . „Guilty, Mylord; unanimsly“ war die Antwort. Der Obmann setzte sich; es herrschte lautlose Stille.

Da zog der Richter ein schwarzes Etwas hervor und stülpte es auf seine große Perücke. Durch den gedrängt vollen Zuschauerraum, — einige Europäer unter Hunderten von Eingeborenen jeglicher Schattierung füllten ihn, — ging eine ganz leise Bewegung, kein Flüstern, nur ein Atmen, ein Sitzzurechtsetzen, denn jeder wußte nun, auch ohne die schöne unverständliche englische Rede, die der Lord Chief Justice sich anschickte zu halten: — es war die „Black Cap“, — es war das Todesurteil! Die Rede klang in die genau vorgeschriebenen Worte aus: „Daß ihr von hier in das Gefängnis und von dort an einen näher zu bestimmenden Ort gebracht werdet, und dort — and there to be hung by the neck until you be dead!“ — — —

Die schwarze Kappe, die weiße Perücke und die rote Kofe des Obergerichters verschwanden im Hintergrunde seiner erhöhten Estrade, die „Pankah“, die bisher unaufhörlich über seinem Haupte hin und her geschwankt hatte, blieb unbewegt hängen, die fünf Verurteilten versanken mit ihrer Wache, — die untersehten gedringenen Malaien reichten den riesigen Sitzs kaum bis an die Brust, — die „Culprits stair case“ hinunter nach ihren Zellen, und sobald die Majestät des Gesekes nicht mehr gegenwärtig war, strömte das buntscheckige Publikum unter betäubendem Sprachenwirrwarr den Ausgängen zu. — — —

Vier bis fünf Tage später, sechs Uhr früh. Ein wundervoller Morgen. Die Sonne ist eben aufgegangen. Ein blauer Himmel lacht über dem bunten Bilbe. Es ist ein großer Jahrmarkt. Noch im Dunkeln sind alle diese Völkerscharen hier zusammengeströmt. Das halbe eingeborene Singapores ist gegenwärtig; wenige Europäer. Ich wollte des Dramas letzten Akt sehen. Vor mir stiegen über den hohen grauen Mauern des „Gaol“ (sprich: jail [dschäl] Zuchthaus) seine weißen, kleinsten Gebäude empor, eins über dem anderen den Hügel hinaufkletternd. Davor, ziemlich am tiefsten Punkte, auf einem grünen Nasenflecke, der eigens errichtete Galgen, eine Plattform, auf sehr hohen Pfählen, überragt von einem weiteren Gerüst. Auf der einen Seite der Plattform, vor der hinaufführenden Treppe, ragte eine Eisenstange seitwärts aus dem Gebälk heraus.

Die Menschenmenge um mich herum wurde immer dichter. Jeder Fleck des amphitheatralisch ansteigenden Geländes war besetzt. Das ganze Weiberquartier Singapores kam heran, all die kleinen, niedlichen, bunten japanischen „Musumes“ mit den unschuldigen, stets fröhlichen Gesichtern, den kunstreichen wohlgeordneten Frisuren, den schillernden, gefälligen Kimonos und den bunten großen Papiersäckern, und all das gräßliche, fette, gemeine europäische Weibsvolk in schmutzigen, nonchalanten Morgenkostümen und mit zerzausten Haaren. Liegende Köche, Fruchtthändler, Eisverkäufer, ja Barbieri und jene chinesischen Künstler, die mit wunderbar feinen knöchernen Häkchen

und Stäbchen Nasen und Ohren ihrer Kunden bearbeiten, waren in voller Tätigkeit, und selbst Taschentücher, Sarongs und allerlei ganz billige europäische Schundware wurde feilgeboten und fand Käufer. Endlich, Schlag 7 Uhr, marschierte eine Sirkwache auf, in ihren grauen, blau-weiß besetzten Uniformen und gleichen ungeheuren Turbanen auf den buschigen Gesichtern mit den Ablernafen und bligenden Augen, und nahm um das Schafott herum Aufstellung. Zugleich machte sich an einer kleinen, unmittelbar dahinter in der Zuchthausmauer befindlichen Pforte Leben bemerkbar, aber sie wollte nicht aufgehen. Man hörte hämmern, feilen und drehen, und erst nach fünf peinlichen Minuten öffnete sich die Tür und, von europäischen „Jailors“ geleitet, erschienen fünf ganz in lange, weiße Gewänder gehüllte Gestalten mit hohen, weißen Mützen auf dem Kopf. Sie klonnen allein und ohne Hilfe die steilen Stufen auf die Plattform hinauf. Eine bewegliche, kurzbeinige Figur, die, Gott weiß woher, da oben erschienen war, bemühte sich um sie, stellte sie in einer Linie auf, kletterte hinter ihnen einige Tritte auf und ab, — ein atemraubender Gegenfag zu den fünf unbeweglichen weißen Gestalten. Das lärmende Leben ringsum war mit einem Schlage verstummt, und die Sonne schien einen fahlen, glanzlosen Schein angenommen zu haben. Da, ich hatte meine Augen eben in die Runde gehen lassen, erkönten von der Plattform herunter einige singende, langsame, vereinzelte Laute, in unnatürlich hohem Ton, — wie nackte Vokale; — ob es Worte waren der vokalreichen malaiischen Sprache? Ich verstand sie nicht, aber ich bildete mir ein, Seman spräche sie; Seman, den ich nicht herausfinden konnte unter seiner hohen Kappe. Es war kein Leben in den Tönen, kein Zittern in der Stimme, es war kein Schrei, kein Seufzer. Und ich dachte an Semans so oft gehörtes, schleppendes, unbewegtes: „Kismet, tuan!“ — und wußte: er sagte es zum letztenmal. Dann plötzlich waren die fünf Gestalten verschwunden, ihre Plätze leer. Ich hatte ein kurzes Kommando gehört, eine bewegliche, kurzbeinige Figur an der eisernen Stange zerren, hängen, strampeln sehen, und — unter der Plattform, deren Fußboden gewichen war, zehn Fuß hinabgestürzt, hingen fünf weiße Säcke, die ein sekundenlanges Zittern durchrückelte und die sich dann nicht mehr regten.

Hinter mir schrie eine einzelne Stimme schrill auf. Es war ein noch jugendliches, wenn auch schon verblühtes malaiisches Weib, mit einem Säugling im Arm. Es sah starr an mir vorüber, aus sonst unbewegtem Gesicht, aber mit langem, seltsamem Blick, gleich als fasse es die fremdartigen Erscheinungen dahinten, da unten im stimmerüben Sonnenschein nicht, und als gehöre längeres Anstaunen dazu, ob sie auch Wirklichkeit seien. Der Blick hatte sich merkwürdig festgefohen; ich mußte ihn schon mal irgendwo gesehen haben.

Nach förmlichem, englischem Befehl mußte eine „Coroners Jury“ (der Leichenbeschauer mit sieben Geschworenen) nach einigen Stunden die Abgenommenen „schauen“ und ihren Spruch abgeben. Ich gehörte zum Glück nicht dazu. Der Spruch lautete, echt englisch, nicht etwa: „death by strangling“ (Tod durch den Strang), sondern: „death by administration of Justice“, in der schönsten Verdeutschung, die ich finden kann: „Tod durch angewandte Justiz“. (Aus: Haus Eghardt, Von indischen Nächten und Tagen, Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin.)

Beim Schürfen.

Südafrikanische Skizzen von Carl Jos. Moerschell.
Mit 2 Original-Geberzeichnungen von K. Nätze.

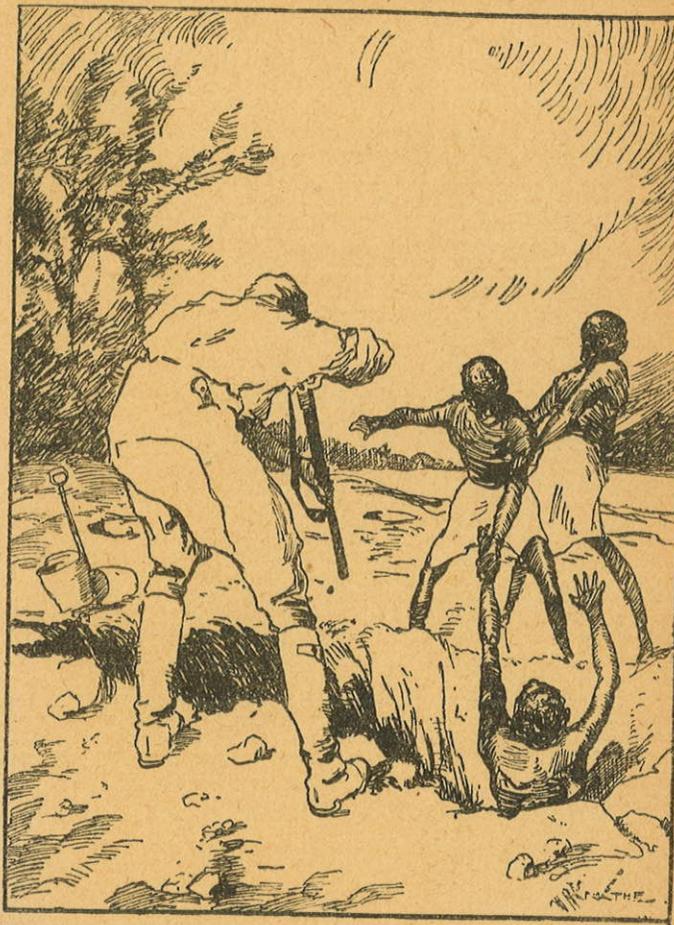
1.

Derjenige Teil von Transvaal, der zwischen den Zoutpansbergen, die sich von NO nach SW ziehen, und dem nördlichen Bogen des Limpopo liegt, ist von Weißen nicht bewohnt, von Schwarzen spärlich, ist wasserarm, heiß und trocken. Es gibt noch keine Karte von diesem Gebiete. Bisher durchstreifte nur der Jäger, der die vereinzelten Wasserstellen darin kennt und dem ungemein schönen Wildstand seine Aufmerksamkeit widmet, diese Gegend. Dieses Stück Land ist ungefähr 150 km breit und viermal so lang, niedrig gelegen, durchweg eben und mit dem südafrikanischen „Busch“ bedeckt. Selten ragt ein Granithügel, der dem Auge des Reisenden als willkommenes Orientierungszeichen dienen könnte, über diesen Niederwald heraus. In dieser kaum durchforschten Gegend hatte vor zwanzig Jahren, zur Zeit, als ich zum ersten Male in diese Breiten kam, ein Jäger einen Diamanten gefunden. Mein früherer Kompagnon war einer der ersten und wenigen, die damals die Fundstelle untersuchten, Böcher gruben und die Erde auf ihren Wert prüften. In sonnenverbrannter Debe geschah diese Arbeit. Meilenteit vom Wasser entfernt, mußten sich die Schürfer solches täglich durch einen Wasserkarren anfahren lassen, nachdem sie einen Weg durch den Busch geschlagen hatten. Man fand wohl Granaten, wie man sie an vielen Punkten dieser Gegend auflesen kann, wenn man sich auf die Erde hinstreckt und seine Augen dicht über den kieselhaltigen Boden hinschweifen läßt; jedoch Diamanten fand man nicht. Man kam schließlich zu der wahrscheinlich richtigen Annahme, daß ein Vogel Strauß, der bekanntlich alles Glänzende gierig verschlingt, diesen Diamanten irgendwo aufgekriegt und auf natürlichem Wege hier abgesetzt haben mußte. Eine Folge davon war, daß ein jeder Straußenmagen hinfort nach seinem Inhalt bezüglich etwaiger Edelsteine vom Jäger untersucht wurde. Es war also klar, daß es in dieser ausgedehnten Gegend Diamanten geben mußte; glücklich derjenige, der einmal die richtige Stelle entdecken und ausbeuten konnte.

Ich wohnte am äußersten Rande des vorbeschriebenen Gebietes. Nördlich von mir, innerhalb der Landesgrenzen, war kein Weißer mehr ansässig. Obwohl ich einige Wege, die hindurchführten, bereits kannte und zum Teil in einer vorausgegangenen Erzählung beschrieben habe, so hatte dieses Gebiet mit seinem verschlossenen, bunten Ansehen, das ihm der endlose Busch verlieh, fortgesetzt etwas Rätselhaftes und Anziehendes für mich, und es drängte mich stets, in seine mystische Mitte tiefer einzudringen. Der Burenkrieg war eben ausgebrochen, als ein Deutscher bei mir ausspannte. Er war gerade aus Buschveld gekommen und führte solche Werkzeuge und Geräte auf seinem Wagen mit, wie man sie speziell für das Schürfen auf Edelstein nötig hat. Im Laufe des Gesprächs zog er ein Lebersäckchen aus der Tasche und zeigte einige rohe Diamanten, die er gefunden haben wollte. Die Regenzeit, die in jener Niederung überall da, wo Wasser ist, besonders schwere Malaria-Erkrankungen im Gefolge hat,

habe ihn gezmungen, seine Arbeiten bis zum Winter einzustellen. Seine Fundstelle bezeichnete er begreiflicherweise nicht. Inzwischen war das dritte Kriegsjahr herangekommen. Als des Streites ein Ende war, kam das Schürfen nach Edelmetallen und Gesteinen mehr denn je in Schwung. Man entdeckte am Zusammenfluß des Limpopo und des Sandrivier eine Kupfermine, die in alten Zeiten von Eingeborenen bearbeitet worden war. Ihre Existenz war mir seit Jahren schon bekannt. Ein unternehmender Engländer, mit dem Kupfergeschäft vertraut, erkannte den Wert der Mine trotz ihrer abgelegenen Lage, verschaffte sich durch seine Beziehungen die Konzession der Regierung über den betreffenden Bodenbesitz und gründete eine Gesellschaft, die nunmehr die Ausbeutung erfolgreich in die Hand nahm. Mir selbst spukten die Diamanten noch immer im Kopfe. Als ich zudem erfuhr, daß jener Entdecker im Kriege gefallen sei, strebte ich fieberhaft danach, die geheimnisvolle Stelle ausfindig zu machen. Piet, mein schwarzer Vormann, erinnerte sich, daß ein gewisser Eingeborener den Deutschen damals begleitete, und ich rühte nicht eher, bis ich durch einen Sendboten den einige hundert Meilen entfernt wohnenden Kaiser ausfindig gemacht und von ihm alles, was er darüber wußte, erfahren hatte. Als ich nach Monaten heimlicher Arbeit endlich so weit war, zog ich, trotzdem die Regenzeit mit ihrem Fieber begonnen hatte, mit Ochsenkarre, Werkzeugen und Leuten in die mir bezeichnete Gegend. Nach mancherlei Schwierigkeiten erreichte ich die Stelle. Sie befand sich teils auf dem rechten, teils auf dem linken Ufer des Starkstroms. Man hatte hier zahlreiche, mannstiefe Löcher gegraben, die teilweise wieder eingeschwemmt waren, auch einen etwa dreißig Fuß tiefen Schacht, in dem angeblich jene Steine gefunden worden sein sollten. Zur genaueren Untersuchung stellte ich über diesem Schacht eine Winde auf, um die eingespülte Erde hinaufzuschaffen. Während der Arbeit im Schachte züngeln plötzlich zwei Schlangen von der Art der äußerst giftigen, grauen Mamba zwischen dem losen Gestein empor, so daß der Schwarze unten wie besessen schreit und nicht weiß, wohin er seine nackten Beine tun soll. Man bringt ihn schleunigst an die Oberfläche, worauf ich mit einigen Schüssen die Tiere töte, die wahrscheinlich von oben hineingefallen waren. Ich beruhige die ängstlichen Leute und lasse die Arbeit fortsetzen. Kaum haben wir wieder einige Eimer Erde in die Höhe gebracht, als der Kaiser unten abermals mordsmäßig schreit und tanzt, als ob er auf heißen Kohlen stünde. Ein drittes und ein viertes Reptil hatten sich gezeigt und sich wieder verkrochen. Um keinen Preis wollen meine Leute wieder in die Grube zurückkehren; ich muß wohl oder übel selbst hinunter und mit Pickel und Schaufel im Schweitze meines Angesichts arbeiten, bis der letzte Eimer losen Gesteins zutage gefördert und die letzte Schlange unschädlich gemacht ist. Leider war meine Mühe ohne positiven Erfolg. Die Wände des Schachtes zeigten in ihren obersten Lagen schönen Gelbgrund, dann angeschwemmte Schiefer- und Kalkschichten, aber selbst auf dem Boden, den ich nun erreicht hatte, zeigte sich keine Spur von der blauen Erde, in dem der Entdecker die Diamanten gefunden haben wollte und mußte. Ich kam nach genauer Untersuchung zur Ueberzeugung, daß jene Steine weder aus dieser

noch aus den anderen Gruben dieser Gegend stammten, und gab die Sache auf. Vorkommnisse, auf die ich noch zurückkomme, beschäftigten meine Auffassung. Von der erschöpfenden Hitze in dieser Flußniederung



Man bringt ihn schleunigst an die Oberfläche, worauf ich mit einigen Schüssen die Tiere töte.

macht man sich schwerlich einen Begriff. Die Sonne war kaum am Horizont heraufgestiegen, so lag es einem wie Blei in den Gliedern, und nur die äußerste Willenskraft vermochte den müden Körper zur Tätigkeit anzuspornen. Ich durchforschte die Nachbarschaft und

entdeckte eine fast kochend heiße Schwefelquelle, ein Zeichen, daß die Gegend vulkanisch war und demnach Diamanten, die eruptiven Ereignissen ihr Entstehen verdanken, wohl vorkommen könnten.

Ich hatte unterwegs einen angeblich ortskundigen Schwarzen als Führer angeworben. Eines Tages brachte er uns in eine unbewohnte Gegend. Wir hatten morgens zeitig eingespannt und sollten unserem Führer gemäß in einigen Stunden die nächste Wasserstelle erreichen. Wir ziehen darauf los und sehen kein Zeichen von Wasser. Von Zeit zu Zeit wende ich mich fragend an den Schwarzen: „Metzi e gei?“ „Wie weit ist es zum Wasser?“ und stets antwortet er mir: „Kaufi, kaufi!“ „Sehr nahe!“ Dabei wird es Mittag; wir spannen aus und spannen ein. Es wird Abend, wir spannen aus und spannen ein und immer noch kein Wasser. Schließlich gibt der Führer zu, sich geirrt zu haben, überhaupt nicht mehr Bescheid zu wissen. Es will gerade dunkeln, als ich ein Perlhuhn jenseits locken höre. Der Weg hatte inzwischen ganz aufgehört. Wir waren bisher einer vorjährigen Radspur gefolgt, bis endlich von dieser nichts mehr auf dem grasbewachsenen Boden zu erkennen war. Ich springe ab und bin mit meiner Flinte hinter dem Perlhuhn her, das mir schließlich durchs Gebüsch entwischt. Ich gebe die Hege auf und wende mich zurück, um meine Karre einzuholen. Obwohl ich gehe und gehe, kann ich deren Spur nicht wieder finden. Anstatt hundert Schritte habe ich schon tausend gemacht und immer noch kein Weg, keine Spur! Habe ich mich verlaufen? Ich stehe und suche mich zu orientieren. Der letzte Tagesschimmer rötete den Horizont; hier ist also Westen. Unsere Richtung war nordöstlich. Um mich herum steht in undeutlichen Umrissen der Busch, der keinen Ausblick gewährt und der in seiner Ausdehnung und Schweigsamkeit den Verirrten verschlingt wie das Meer den Schiffbrüchigen. Mein kleiner Hund steht mit schweißender Zunge neben mir. Wenn wir uns verständigen könnten, wie leicht wäre es ihm, mich zur Karre zurückzuführen. Ein Wildschwein springt grunzend auf, und weg sind Hund und Schwein. Ich pfeife, mein Schnauzer kommt nicht mehr zurück. Hallo! — Hallo! rufe ich in kurzen Pausen nach der Richtung, wo ich Piet und die anderen mit der Karre vermute, und lausche, die Hände an den Ohren, gespannt auf Antwort. Ich feuere einen Schuß ab, — ich schieße nochmals, es ist meine letzte Patrone! Kein Knall, kein Laut tönt zurück oder unterbricht die Grabesruhe. Es herrscht außergewöhnliche Dunkelheit. Wo mag ich sein? Ich habe keine Ahnung. Der heutige Weg wandte sich dermaßen durch den Busch, daß ich mir kein Bild über die zurückgelegte Strecke machen kann. Sollte ich die Radspur übersehen und sie überschritten haben? Unglaublich. Ich wandere weiter, obwohl ich nichts mehr erkennen kann. Wer hätte den erstaunlichen Gleichmut, untätig den Tag abzuwarten, wenn er sich verirrt weiß? Vielleicht habe ich die Spuren doch verfehlt! Ich schaue nochmals nach dem Himmel, dorthin, wo ich Westen wähne und wende mich wieder zurück, südwärts. Tastend wie ein Blinder strecke ich die Arme vor mir aus. Jeden Augenblick stoße ich gegen Gebüsch, ich stürze über dicke Aeste, falle in Löcher. Hat sich auch der Himmel heute gegen mich verschworen? Sonst glänzen die Sterne des Tierkreises hell herunter

und deuten dem Menschen die Richtung an; jetzt halten Wolken sie verschleiert und verbunkeln die Erde. Ich wandere und wandere, indem ich eine gewisse Linie einzuhalten suche; bald ändere ich meine Meinung und halte mich nach Osten, halb nach Norden. Meine heiseren Rufe verhallen wie ein Schrei in der Wüste. Hirsken und den Morgen abwarten wäre das Vernünftigste. Je mehr man ziellos umherläuft, je mehr entfernt man sich von dem ursprünglichen Ausgangspunkt. Ich werde mir dessen bewußt und lege mich hin. Durst peinigt mich. Ich springe wieder auf, um voll innerer Unruhe planlos umherzuirren. Es muß Mitternacht sein. Ich stehe und lausche. Richtig, das Kluckern von Fröschen tönt an mein Ohr. Ich stürze darauf los, während Busch und Baum mir das Gesicht zertragen und finde mich am Rande einer „Pfanne“. In einer leichten Senkung des Bodens hat sich Regenwasser gesammelt und die Frösche zu neuem Leben erweckt, die während einer achtmonatigen Dürre im eingetrockneten Morast steckten. Gierig schlürfe ich in langen Zügen das warme, doch durststillende Naß. Wo mögen jetzt meine Leute sein? Der Himmel weiß wo. Meilen und Meilen können uns trennen. Ich klettere auf einen Baum und starre ringsum in die Finsternis. Kein Feuerchein kündet mir an, wo sie ihr Lager haben und wo sie gewiß dem Vermichten jetzt signalisieren. Bin ich denn ganz der Welt entrückt? Ich kriechе zur Körperhälfte in das Erbloch eines Ameisenbären, um den Rest der Nacht hier zuzubringen. Spärlich belleidet, durchschauert mich die Kälte meines schweißfeuchten Hemdes. Feurige Schlangen züngeln den Horizont entlang. Die Elemente kreisen mich ein. Grollend beginnt der Donner. Tropfen fallen. Das Unwetter bricht los. Ich erhoffe nichts mehr. Naß, kalt und hungrig ergebe ich mich in das Unvermeidliche.

Stunden verrinnen; eine Ewigkeit scheint mir jede Minute. Horch, was ist das? — Es ist ein Ast, der beim Windstoß knackt. Nein, es ist ein Nachtvogel. Schon wieder! War das nicht — —? Was quälst du dich mit Hoffnungen, armes Herz! Ein Schafal, weiter nichts. Besser, ich horche nicht mehr und suche zu schlafen. Zum viertenmal! Himmel! Das war Piets Stimme — —. Ich springe auf und lausche gespannt. Mit angehaltenem Atem verschlinge ich die Finsternis — —. Wahrhaftig, es ist Piet, Piet der Treiber, Piet mit der Karre, Piet, der die ganze Nacht umherwandert und mit versagender Stimme seinen Herrn ruft. Der kleine Hund, der mich verlassen hatte, kommt angestürmt. Der Zufall hatte den Schwarzen hierher geführt. Mein Glück wollte es. Als ob es in diesem Ozean von Busch und Bäumen, in diesem unermesslichen Irrgarten der Natur, keinen anderen Punkt gäbe, an dem ich hätte sein können.

In der Furt des Zandrivier, den ich auf dem Heimweg kreuzte, da, wo dieser Fluß sich zwischen jäh aufsteigenden Felswänden hervorbrängt, schoß ich meine erste und einzige Fischotter. Die Ergebnisse dieser Scharferexpedition waren enttäuschend. Ich hatte wohl Galena entdeckt, eine Zusammensetzung von Silber und Blei, ein Metall, dessen Ausbeutung sich leider nur da lohnt, wo direkte Bahnverbindung möglich ist. In betreff der Diamanten war ich um eine Illusion

ärmer. Ich hatte Luftschlöffer gebaut; nun waren sie zusammen-
gefürtzt wie Kartenhäuser und liegen in Trümmern bis auf den
heutigen Tag.

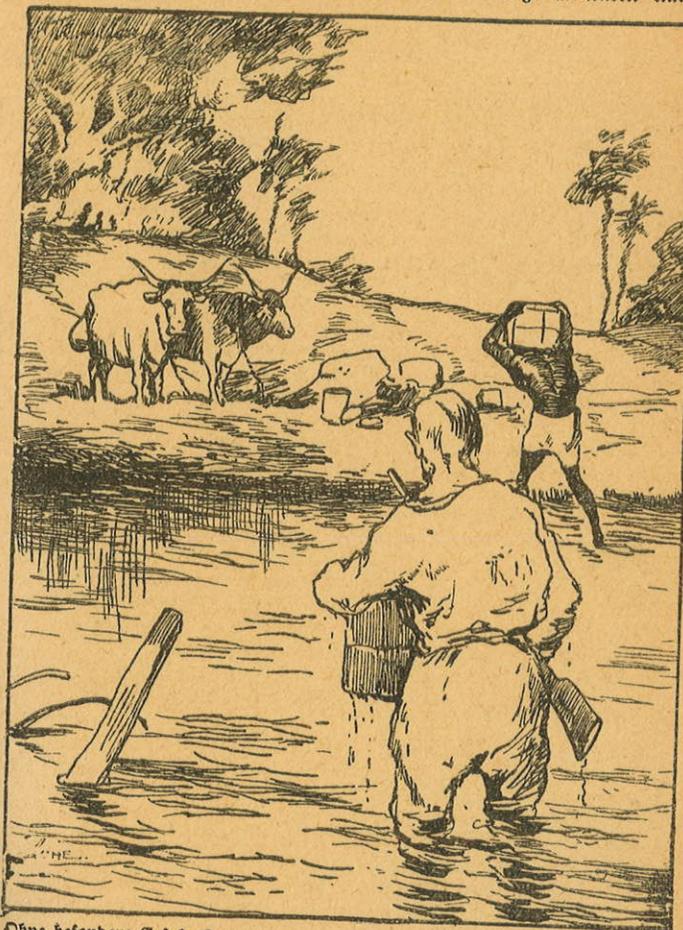
2.

Wenn ich von dem interessanten Schwindel erzählen wollte, der
in den folgenden Jahren in Anteißcheinen an fabelhaften Diamant-
Unternehmen dieser Gegend getrieben wurde, müßte ich ein Buch
schreiben. Auch die Grube am Sterkstrom, die ich im vorigen Kapitel
beschrieben habe, blieb davon nicht unberührt. Sie wurde zum dritten-
mal „entdeckt.“ Man ließ Steine sehen, die man darin gefunden
haben wollte und verkaufte die Grubenrechte an einen Kapitalisten.
Bedingung war, daß bei der Ueberrahme diese sogenannte Mine einer
Probe unterliehe. Man holte also Grund aus dem Schacht, demselben,
in dem ich damals mit den vielen Schlangen zu kämpfen hatte, siebte,
wusch und sortierte und siehe da, unter den Augen des Kaufliebhabers
erschien ein richtiger Diamant. Nachher allerdings grub, wusch und
siebte der neue Besitzer monatelang weiter, aber es kamen keine Dia-
manten mehr zum Vorschein. Da stuzte, zweifelte er und beschritt
den Klageweg. Es wurde offenbar, daß die vorigen Eigentümer die
Mine „gesalzen“, d. h. jenen Diamanten zum Zwecke des Verkaufs
absichtlich in die Grube geworfen hatten.

Inzwischen hatte anderswo die Entdeckung von Diamanten wirk-
lich und wahrhaftig stattgefunden. Sie war zur unumstößlichen Tat-
sache geworden. An der Biegung des Limpopo, dort, wo er seinen
nördlichsten Punkt erreicht, fand ein Engländer, durch einen Jäger
dazu veranlaßt, eigentümlichen Kieselgrund. Eine eingehende Schürfung
und Untersuchung ergab Granaten, Karbon und Olivin und schließlich
Diamanten. Die Stelle ist keine sogenannte vulkanische „Pfeife“
oder Diamantmine im eigentlichen Sinne, sondern wahrscheinlich der
weggewaschene Teil einer solchen Pfeife oder Mine. Diese wäre dem-
nach weiter höher zu suchen. Immerhin gab diese Entdeckung un-
ruhigen Geistern Anstoß zu erneutem Drang, ihr Glück im Schürfen
zu suchen. Zu diesen Geistern gehörte auch ich, und ich traf Vorbe-
reitungen zu einer neuen Expedition.

Auf einem mehrtägigen Ritt in Gesellschaft des jungen Buren
Vernd kamen wir beide an der Seta-Mine vorbei, wie jene Grube
am Limpopo benannt ist, in der jene wirklichen und wahrhaftigen
Diamanten gefunden werden. Vernd erinnerte sich aus seinen Jagden
einer Stelle südaufwärts, die genau denselben Kieselgrund aufweise
mit ebensolchem braunen und roten, rippentartig und rund geschliffe-
nem Geröll. Eine gemeinsame Reise in dieses Schürfgebiet wurde
verabredet. Als ich Zeit fand auszugehen, stand Vernd mit seinen
Ziegen und Schafen jenseits des Braakrivier, wo er für sich und
seinen alten Vater sein Zelt aufgeschlagen hatte und nach Nomadenart
jagend die Zeit zubrachte. Mit einer leichten, zweiräderigen Karre,
von zwei kräftigen Ochsen gezogen (die Rinderpest hatte mir nicht
mehr übrig gelassen), und einem Schwarzen als Treiber reiste ich ab.
Andere Kaffern sollten mir fast unmittelbar nachfolgen, um mich bei
Vernds Standplatz vor der gemeinsamen Weiterreise zu treffen. Kurz

vor Sonnenuntergang machten wir Mast; man trank den üblichen
Whisky mit Wasser, wünschte gute Reise und trennte sich.
Die Tropen haben keine Dämmerung. Wenige Minuten nach-



Ohne besondere Gefahr konnten wir nunmehr an der Unfallstelle nach unseren
vermissten Sachen suchen und tauchen.

dem die rote Sonnenscheibe hinter dem wolkenfreien Horizont ver-
schwunden ist, wird es dunkel. Allerdings sind die Nächte bei dem
klaren Himmel, der reinen Luft, den glänzenden Gestirnen durchweg
weniger finster als in den gemäßigten Zonen. Die Abschiedsfeier

hatte mich wohl etwas angegriffen; ich streckte mich auf der Karre aus und ließ mich hin und her rütteln, bis ich schlief. Der Schwarze saß vorn auf der Querleiste und animierte die Tiere mit seiner Milpferdpeitsche. Ich kannte den Weg noch nicht. Er war schmal, von Gras und Gestrüpp bewachsen; die alte Räderspur, wie ich später bei Tage sah, war kaum erkennbar. In der Nacht war es geradezu eine Kunst, sich durch den übermannshohen Busch hindurchzusteuern. Der Braakrivier, wo ich den Rest der Nacht verbringen wollte, war etwa vier Stunden von meiner letzten Raststelle entfernt. Der Weg ist sandig. Ich liege im tiefen Schlafe. Im Traum sehe ich mich in einer Höhle, an deren Wänden Brillanten gleich Sternen freundlich auf mich herunter funkeln. Plötzlich aufgeschreckt, fahre ich in die Höhe: „Baas, Baas!“ (Herr! Herr!) schreit der Treiber und springt ab. Ich erstarre. Tief unter mir schimmert eine Wasserfläche. Noch einen Augenblick — und Dohsen, Karre und ich stürzen kopfüber in die Tiefe — —. Als ich wieder einen Gedanken fassen kann, sehe ich mich inmitten eines Flusses, dessen Fluten ich eben wie ein Meer-gott entsteige. Ich schüttle prustend das Wasser von mir und schaue mich um. Leben meine Tiere? Sie stehen ruhig, noch angejocht, die Nase über dem Wasserspiegel. Hinter mir ist die Karre mit dem Boden nach oben, über mir auf dem Uferstand steht mein Schwarzer wie eine Wilsäule. „Was steht du da, du Maulaffe, herunter und zugreifen!“ Mehr sagte ich nicht. Ich mache niemals Vorwürfe. An dieser Geschichte war nichts mehr zu ändern. Mit Hilfe des Raffern spanne ich die Dohsen aus und bringe sie an das jenseitige Ufer, das bei allmählichem Aufstieg keinerlei Schwierigkeiten bot. Dann befehle ich mir nochmals die Bescherung. Mein Treiber war in der Dunkelheit offenbar von der Raderspur abgekommen. Jede Öffnung im Gebüsch kann als Wegführung erscheinen. Auf einmal am Rand des hohen, steilen Ufers springt er ab, während Dohse und Karre mit mir, dem Beharrungsvermögen folgend, den Sturz in die Tiefe machen. Wäre der Fluß, der, wie früher erwähnt, während der Wintermonate nur stellenweise stagnierendes Wasser hat, hier trocken gewesen, der Unfall wäre weniger glimpflich abgelaufen. Der Aufschlag würde ein harter gewesen sein, die Dohsen hätten Nacken oder Beine gebrochen, die Karre hätte mich erschlagen. Das Wasser hatte den haushohen Sturz geschwächt und, wie es der Zufall wollte, oder mein Glück, weder Tier noch Mensch hatten Schaden davongetragen. Der Inhalt des umgekippten Fahrzeuges lag allerdings auf schlammigem Grunde: Reisdecken, Töpfe, Kochgeschirr und Besteck, Brotsack, Fleisch, Tee- und Zuckerbüchsen, Maismehl, Feuerzeug, Kleider, Werkzeuge, Dynamit mit Zubehör für Sprengzwecke, Zeitschriften, Gewehr, Patronen und der Himmel weiß was sonst. Drangen tanzten auf dem Wasser, das mir bis über die Brust ging und dessen Bängsdehnung ich vorerst nicht ermessen konnte. Ich verliere mit meinem Schwarzen keine Zeit, wir tauchen hinunter und fischen auf, was sich mit den Füßen fühlen läßt: Decken, Brotsack, Konservenbüchsen, ein Paket mit Sprengmaterial und anderes. Dann erinnern wir uns plötzlich, daß sich Krokodile in den Wasserlöchern des Braakriviers aufhalten, und flüchten ans Ufer. Ratlos stehen wir hier und zittern im Winde

während unsere Kleider wie nasse Lappen um den Körper hängen. Da löst sich ein Schatten, dunkler denn die Dunkelheit, vom Gebüsch und fragt: „What is the matter?“ (Was gibt's?) — Ich erbitte und erhalte Zündhölzer, und der Mensch, ebenso mysteriös als er aufgetaucht war, verschwindet wieder. Die Polizei war hinter ihm her, wie ich später herausfand. Ein Glück für uns, daß er da war. Wir machen Feuer und entleiben uns der nassen Kleider. Huh, welche Kälte! Wir kriechen fast in die Glut. Ab und zu steht mein Schwarzer auf, um, im Finstern zwischen den Dornen tastend, das spärliche Reisig aufzulesen. Das gerettete Brot, nimmere eine breite Masse, suche ich über der Asche zu rösten. Die Decken zu trocknen erweist sich als aussichtslos. Die Nacht, eine sternklare Winternacht zu Anfang August, ist äußerst kalt. An allen Gliedern zitternd, im Adamskostüm, hocken der Raffer und ich einander gegenüber, Stunde auf Stunde, und suchen bald die Brust, bald den Rücken an der schwachen Flamme zu wärmen. In meiner Erinnerung ist diese Nacht die erbärmlichste von so manchen auf afrikanischem Boden durchwachten Nächten. Ich blicke zum Himmel. Kalt und ruhig glänzen der Sirius, das Auge des Stiers, Orion und Prokion in ihrer schwarzen Fassung. Weiter unten stehen das Säßliche Kreuz und die beiden Sterne des Centauren. Ihre Schönheit interessiert mich heute nicht. Ich fühle nichts von der unermesslichen Glut dieser fernen Sonnen. Erbarmungslos streicht eine Brise über unsere nackten Leiber, daß meine Zähne klappern. Will es denn gar nicht Tag werden? Andere Sternbilder sind heraufgezogen, langsamer als sonst, wie mir scheint, und noch verrät kein Schein im Osten den Anbruch des Tages. Höör! Mein Gott, auch das noch! Ein Gebrüll erhebt sich, daß die Erde bebte und erstirbt langsam in dumpfen Gedröhn. Sprachlos, versteinert starren zwei nackte Kreaturen einander an. Gewehr, Patronen und Beil liegen noch da unten im Schlamm. Das Feuer ist im Erlöschen. Ohne ein Wort stehen wir auf und tasten zitternd nach dürren Zweigen. Noch niemals in meinem Leben habe ich mich so elend, so hilflos wie ein Kind gefühlt, noch niemals so lehnstüchtig nach dem Aufgang der Sonne verlangt.

Kein merkwürdiges Zwielicht kündigt den Anbruch des Tages in diesen Breiten. Kaum graut der Tag, so erhebt sich auch schon die feuerrote Scheibe der Sonne und durchglüht die Natur. Die kurzen Augenblicke vor Sonnenaufgang sind die kältesten. Stundenlang konnte ich meine todmüde Erstarrung nicht von mir abschütteln. Als die Sonne hoch stand, mußte ich endlich daran denken, meine Sachen aus der Flußmitte herauszuholen. Um die Krokodile zu verschrecken, ließ ich ein Paket Dynamit nach dem andern im Wasser explodieren, so daß tote Fische massenhaft an die Oberfläche kamen. Ohne besondere Gefahr konnten wir nimmere an der Unfallstelle nach unseren vermischten Sachen suchen und tauchen. Alle Gegenstände, Kochgeschirre, Töpfe, Wasserbehälter, Gewehr usw. wurden wieder ans Tageslicht gebracht, indem wir von Zeit zu Zeit pausierten und unsere Explosionen wiederholten. Die erwarteten Schwarzen kamen endlich auch und halfen. Am dritten Tage fanden sie den letzten Volzen, der sich beim Umsturz vom Karrengestell losgelöst hatte und absolut unent-

behrlich war. Ein Frachtfahrer vom Norden hatte während dieser Tage in der Nähe ausgehauert. Als er seine Ochsen zur Tränke trieb und die Karre in der Flußmitte sah, den Boden nach oben gekehrt, schaute er verblüfft von einem Ufer zum andern und nach dem Himmel hinauf. War sie aus den Wolken gefallen? Stumm, starr und sprachlos stand er da mit offenem Munde. Ich benutzte die Gelegenheit, ließ mir Vorspann und eine lange Zugkette und ließ mein unglückliches Fahrzeug schleunigst herausziehen.

Mit Bernd, dem Bur, hatte ich mich vereinigt und als alles wieder in Ordnung war, die Reise fortgesetzt. In wenigen Tagen waren wir am Ziel. Die Bodenverhältnisse schienen gut; die abgelagerten Kiesel waren genau so, wie der junge Mann sie geschildert hatte, und denen der Seta-Mine unbedingt ähnlich, ihnen fast identisch. Es wurden Löcher gegraben, das Gestein sortiert und durchsucht. Granaten fanden sich massenhaft. Es war anzunehmen, daß weiter unten der Diamant als Stein von größerer Schwere zum Vorschein kommen werde. Leider erwies die Schicht sich von nur geringer Tiefe. Vier bis acht Fuß unter der vielversprechenden Oberfläche stieß ich schon auf harten Felsen, der sich beim Anbohren mit Dynamit als massives Gestein erwies, das die Urformation dieser Gegend bildete. Nach Monaten harter Arbeit kam ich zur Ueberzeugung, daß die Weiterverfolgung der Sache ein befriedigendes Resultat nicht bringen würde. Das Geröll war offenbar in früheren Perioden vom nahen Limpopo hier abgesetzt worden und in mehr oder weniger dicken Lagen zwischen dem zerklüfteten Urgestein hängen geblieben. Diamanten würden sich darin finden, doch nicht in bezahlbarer Menge. Bei der erwähnten vorbildlichen Seta-Mine gehen die Ablagerungen bedeutend tiefer, doch auch deren Ausbeute ist so unprofitabel, daß die Gesellschaft seit kurzem die Arbeiten einstellen mußte.

Gleich von Anfang an hatte ich mich für einen längeren Aufenthalt eingerichtet. In dem Schatten hoher Uferbäume, von dekorativen Fächerpalmen umgeben, hatte ich mir, wie es ein jeder Prospektor tut, eine Hütte aus Pfählen und Gras errichtet. Anderes Material und anderes Handwerkszeug außer Säge, Beil und Bohrer ist dazu nicht nötig. Zum Verbinden des Holzwerks treibt man Holzpfähle in die vorgebohrten Löcher, und zum Befestigen des Grajes benützt der Eingeborene frische Streifen eines gewissen Baumbastes. Männer und Weiber vom Stamme der Betschuanen jenseits des Stromes brachten mir Hühner und Ziegen, auch Mais für den Unterhalt meiner Leute. Dicht unter mir floß der Limpopo vorbei, der bei seinem starken Gefälle hier zahlreiche Strudel und Katarakte bildet. Sobald die Nacht hereinkam und die Stimmen der Vögel und Insekten verstummten, drang sein Rauschen geheimnisvoll und einschläfernd in meine Behausung. Hier sah ich zum erstenmal wilde Hunde, von denen ich schon so viel gehört hatte. In Rudeln von zwanzig und mehr jagen sie hinter dem Wild jeder Größe her und hegen ihre Beute zu Tode. Die Regierung zahlt eine hohe Schutzprämie für das Fell dieser Bestien, die mit dem russischen Wolf an Art und Charakter Ähnlichkeit haben dürften. Nachts hört man den Schreckruf des Buschbocks, wenn er den Tiger wittert, das dumpfe „Tut-Tut“ des

Krokodils und den Spektakel aufgestörter Paviane. Nirgends kam mir der Kampf ums Dasein, den eine grausame Natur ihren Geschöpfen auferlegt hat, lebhafter vor Augen denn hier. Die Erinnerung an so manche Beobachtung erwacht in mir, wenn ich an die Zeit denke, die ich in der Kühle der Baumriesen dieser Flußniederung zubrachte. Fluchpferde, erschreckt durch meinen Einbruch, entstiegen ihrem Bade und verschwanden im hohen Schilf des Ufers. Ihre Fußspuren standen wie die Einbrüche von runden Klöben in dem aufgeweichten Boden. Ein Leopard schlich Nacht für Nacht in mein Quartier und holte mir meine Milchziegen, bis ich im Mondschein auf ihn lauerte und durch einen Schuß seinen Einbrüchen ein Ende setzte. Tag für Tag im heißen Sonnenbrand beschlich ich die Lagerstätte eines Krokodils, das nach meinen Tieren schnappte, wenn sie zur Tränke gingen, und streckte es endlich auf den Sand. Die Einbrüche während meines Aufenthalts am Limpopo sind mir unvergesslich. Es ist wahr, daß ich auch da nicht gefunden, was ich suchte, aber ich kehrte nicht unbefriedigt zurück. Oder sollten vielleicht diese Tage des Buschbellebens schöner sein in der Erinnerung als in der Wirklichkeit? Nein, ich täusche mich nicht. Entbehrungen und Strapazen erhöhen den Genuß. Heiteren Gemüts lebt der Jäger, der Schürfer nach Edelmetallen und Gesteinen an einer Wasserstelle in der Wildnis; selten erreichen ihn die Briefe der Außenwelt mit ihrer nüchternen Mahnung an halbvergeffene Sorgen und Pflichten. Er weiß nichts von der Kritik kleiner Geister; von dem Geflöß der Mißgunst bleibt er verschont. Unberührt von der nervösen Heze des Geschäftslebens lebt er fast wunsch- und bedürfnislos dahin. Das Geld spielt keine Rolle mehr. Im seelischen Gleichmut, im Verständnis für das Ideal verfährt er sich mit der Menschheit und glaubt an sie und liebt sie, weil er sie nicht sieht. Jeder Tag ist für ihn ein Tag neuer Hoffnung, anregender Beschäftigung, — der Neigung folgt er, nicht dem Ruf automatischer Pflicht. Hier fühlt er sich als ein Mensch, frei und unabhängig, — wie ein Fürst, der herrscht, während er sonst ein Nichts ist unter vielen. (Aus: Moerschell. An der Grenze der Zivilisation. 2. Aufl. von H. Stürz, A.-G., Würzburg.)

Wie ich zu meinem Jaguarfell kam.

Von Dr. L. A. Strobbard.

Es war im November 1907, als ich auf der Landenge von Panama ankam, um einige zoologische Arbeiten zu beenden und zugleich eine bessere Kenntnis der geographischen Lage der jungen Republik zu erlangen. Ich landete in Colon, einer häßlichen, schmutzigen Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern, die auf einer niedrigen, sumpfigen Insel gebaut und vom Festlande durch eine enge, aber tiefe Lagune getrennt ist. Nachdem ich zwei Spanier in meine Dienste genommen, die als Führer dienen sollten, fuhr ich in einem Boot einige 10 Meilen die Küste herauf und landete während eines furchtbaren Regens nahe der Mündung des Santa Rita-Flusses.

Ich hatte einen kleinen Vorrat von Büchsenfleisch und Tablettennahrung bei mir, den wir durch den Dschungel bis zu der höchsten Spitze des Santa Rita-Gebirges, eine Entfernung von etwa 10 Meilen, mit uns nahmen. Dort schlugen wir unser Lager auf und legten uns nach einer herzhaften Mahlzeit zur Ruhe nieder.

So müde wie ich war, schlief ich recht wenig, da mich das Geheul der Pumas und Jaguare wach hielt. Dann, nach einem eiligen Frühstück, brach ich in der Morgenfrühe auf, allein, mit meiner Flinte in der Hand. Außerdem trug ich noch eine kurze, aber recht scharfe und schwere Maschete, eine Art Messer, bei mir, ohne welche es unmöglich ist, in diesen undurchbringlichen Wäldern von Mahagoni, Zedern, Gelbholz und Palmen aller Arten weiterzukommen, die alle mit Schlinggewächsen und Ranken der verschiedensten Größe beladen sind. Einige dieser Ranken hängen aus einer Höhe von 75 Fuß herab, berühren die Erde, gabeln sich wieder und klettern bis in die höchsten Gipfel anderer Bäume wieder hinauf, auf diese Weise ein solch verwickeltes Netzwerk bildend, daß es unmöglich ist, mehr als einige Fuß hoch hinaufzusehen.

Ich war ungefähr 1 Stunde unterwegs und versuchte, die Quelle des Santa Rita zu entdecken. Jeden Zoll breit Boden mußte ich durch Reizen und Hacken mit meiner Maschete zu gewinnen suchen. Da wurde ich plötzlich durch ein furchtbares Geheul erschreckt, das von irgendwo direkt hinter mir zu kommen schien. Mein Herz stand still. Ich hatte so oft von der Verrätere der im Osten das Land bewohnenden San Blas-Indianer gehört, daß sie natürlich mein erster Gedanke waren.

Mich rund herum drehend und auf die Fährte blickend, die ich hinter mir ließ, sah ich, daß dort die Ranken hin und her geschüttelt wurden und selbst die welken Blätter und vertrockneten Zweige, die den Boden bedeckten, sich bewegten. Die todesbangen Schreie erklangen von neuem. Was sich in diesen Sekunden, die mir wie Stunden erschienen, so ganz in meiner nächsten Nähe abspielte, konnte ich nicht erkennen, noch viel weniger, welche Art Kreatur zu jenem furchtbaren Schreien Anlaß gab. Schließlich jedoch, als ich mich etwas näher vorwärts wagte, sah ich, daß es ein Tiger oder streng genommen ein Jaguar oder amerikanischer Leopard war, der sich in der Umschlingung einer riesenhaften Boa-Constrictor wand.

Die Riesenschlange schien die eine Seite seines Kopfes in ihrem Maule zu haben, und ein oder zwei Windungen ihres Körpers hatte sie um den Nacken des Tieres gedreht, das die wahnsinnigsten Anstrengungen machte, seine Freiheit wieder zu erlangen. Die Schlange hatte ihren Schwanz um einen kleinen Ebenbaum gewickelt, und jedesmal, wenn die Kräfte des unglücklichen Jaguars nachließen, ließ die Schlange schnell den Baum los und versuchte, sich in einer neuen Windung um den Körper ihres Opfers zu schlingen.

Von Entsetzen gelähmt stand ich da, doch ließ mein Interesse an diesem schrecklichen Kampf zwischen Tier und Reptil mich fast meine Furcht vergessen. Da glückte es der Schlange durch eine unglaublich rasche Bewegung — tatsächlich zu rasch, um mit den Augen folgen zu können — zwei weitere Umschlingungen um den Körper des Jaguars

zu vollbringen, aber nicht, ohne einige ernste Wunden durch die Taten seines Opfers davonzutragen. Dann ließ sie des Jaguars Kopf los, an dem sie, wie es schien, einen festen Halt gehabt hatte und hob, ihr Schwanzende noch um den Baum gewickelt, den Körper des Tieres hoch in die Luft. Ich hörte die Knochen knacken in der furchtbaren Umarmung, und mit einem entsetzlichen verzweifelten Schrei fiel der Jaguar tot hintenüber.

Während all dieser Zeit stand ich wie festgewurzelt an meinem Platz. Nun erst wurde mir klar, in welcher ernstesten Gefahr ich stand, denn es mochten sehr wohl noch andere Schlangen in der Nähe sein, die mich in derselben Weise zürichten konnten, wie jenen unglücklichen Jaguar.

Rasch ins Munde blickend, sah ich nichts als Bäume und hängende Ranken um mich her. Ich wünschte den Jaguar ebenso sehr in meinen Besitz zu bekommen, wie die Schlange es tat, darum lag mir für's erste daran, die Schlange zu töten. Da ich gerade eine Ladung Schrot in meiner Flinte hatte, nahm ich sie heraus, um sie mit einer Patrone zu vertauschen.

Während der Zeit hatte sich die Schlange von ihrem Opfer und vom Baum abgewickelt. Sie schien ihre Wunden zu heilen, denn sie rieb mit ihrer Nase — wenn man bei Schlangen von dem Organ sprechen kann — über die Verletzungen, die die Klauen des Jaguars ihr beigebracht hatten. Meine Flinte hochnehmend und mit Sorgfalt zielend, hätte ich sicher das Reptil durch den Kopf geschossen, wenn nicht plötzlich ein leichtes Rascheln aus der Richtung in die ich schießen wollte, an mein Ohr drang. Ich spähte angestrengt durch die hängenden Ranken und Blätter des dichten Buschwerkes, konnte aber nichts Lebendes entdecken. Mir den Schweiß von der Stirn wischend, atmete ich auf und begann von neuem auf meine Schlange zu zielen. Da bemerkte ich, daß sich eines der Schlinggewächse leise bewegte, als würde es vom Winde geschaukelt. Heraufblickend sah ich, daß nicht ein Blatt am Baum sich bewegte, die Luft war völlig ruhig. Dies erschien mir recht seltsam, und ich beschloß, mich näher heranzuwagen. Meine Maschete aus der Scheide ziehend, lehnte ich die Flinte an einen Baum und bahnte mir einen Weg zu den sich bewegenden Schlinggewächsen.

Ich machte einige Schritte voran, als plötzlich eine der langen Ranken sich gerade vor mir hin und her bewegte. Zu meinem Entsetzen sah ich, daß es eine andere Boa-Constrictor war, die mit weit offenem Maule von dem Stamm eines Mahagonibaumes herunterhing.

Unwillkürlich schrie ich laut auf, duckte mich und versetzte ihr einen wuchtigen Hieb mit meiner Maschete. Das Blut floß von ihrem Halse, aber noch ehe ich Atem schöpfen konnte, schlang sich das Tier mit voller Wucht von neuem auf mich zu. Ich wiederholte den Schlag; diesmal jedoch glückte es mir besser, denn über ihrem Auge zeigte sich eine tiefe Wunde.

Immer wieder zog sie sich zurück und schlang sich dann auf mich, zu, und so kämpften wir, indem ich ihr bei jedem Anfall einige Verletzungen beibrachte. Einmal schlug sie mich mit der einen Seite

ihrer unteren Kinnlade auf die linke Schulter, wobei ich zu Boden stürzte. Wild sprang ich auf die Füße und ging mit erneuter Wut in den Kampf, fortwährend hauend, stechend und schreiend ohne dabei die Geistesgegenwart zu haben, einfach fortzulaufen oder an meine Flinte zu denken.

Schließlich in rasender Verzweiflung tat ich einen wahnsinnigen Schlag nach dem gräßlichen Tier, das sich da vor mir häumte, und da traf ich es mit dem schärfsten und breitesten Teil meiner Maschete gerade hinten am Kopf, so daß ich fast den Kopf vom Rumpf trennte. Ihr vom Ast abgewickelter Schwanz und ihr widerwärtiger Körper fielen klatschend zu Boden. Eine Sekunde später stürzte auch ich nieder; zitternd vor Schwäche lag ich da, schweißtriefend, aber bei vollem Bewußtsein und viel zu erschöpft, um mich aufrecht halten zu können.

Nach einiger Zeit vermochte ich meine Gedanken zu ordnen, und da erinnerte ich mich des Jaguars und der noch lebenden Schlange, welche eine kleine Strecke von mir entfernt in größter Ruhe dalag. In derselben Sekunde stand ich auf den Füßen, hob meine Flinte auf und suchte die Ursache dieser merkwürdigen Ruhe zu ergründen. Der Jaguar verschwand in unheimlicher Geschwindigkeit in der weiten Kühle der Riesenschlange. Noch einmal zielte ich sorgfältig und sandte eine volle Ladung durch den Körper der Schlange, die ungefähr 2 Fuß von ihrem Kopf und 2 Zoll von der Nase des Jaguars entfernt, tödlich getroffen wurde.

Nun sicherte ich mir erst das Fell des Jaguars, welches von der Schwanzspitze bis zur Nase 9 Fuß 4 Zoll maß; es war ein Männchen und dabei wunderbar gezeichnet. Die Boa-Constrictor, die den Jaguar getötet hatte, maß 29 Fuß 2 Zoll in der Länge und 28 Zoll rund um den dicksten Teil ihres Körpers. Die andere, die ich zuerst getötet hatte, war 25 Fuß lang und 22 Zoll dick.

Ich erreichte unser Lager gegen Mittag, mit Blut bedeckt, aber voll Stolz mein Jaguarfell tragend. Zum Spaß erzählte ich den Spaniern, daß ich das Tier mit meiner Flinte getötet hätte. Sie untersuchten das Fell, konnten aber kein Schußloch entdecken. Darauf erzählte ich ihnen ruhig, daß ich stets durch das Auge zu schießen pflegte, um das Fell nicht zu verderben. Seitdem halten sie den „Oringo“ für einen gewaltigen Jäger.